OLYMPIA

VON

ADOLF BOETTICHER

ZWEITE AUFLAGE

OLYMPIA

DAS FEST UND SEINE STÄTTE.

Gez. v. A. Boetticher. Gest. v. Carl Leonh. Becker.

DAS THAL VON OLYMPIA VOR DER AUSGRABUNG

Verlag von Julius Springer in Berlin.

OLYMPIA

DAS FEST UND SEINE STÄTTE

Nach den Berichten der Alten

und den Ergebnissen der Deutschen Ausgrabungen.

Von

Adolf Boetticher.

Mit 95 Holzschnitten und 21 Tafeln in Kupferradirung, Lichtdruck, Lithographie etc.

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1886.

Das Recht der Uebersetzung hat Verfasser sich vorbehalten.

Cop

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Harrend strömten die Völker auf Elis' Plane zusammen,
Selbst den erbittertsten Hass hemmte die heilige Zeit.
Stärke und Anmuth rang; nicht der Stunde flüchtiger Beifall
Dehnte den Athem der Brust, stärkte die Sehne zu Erz,
Spornte die Rosse zum wildesten Fluge — sie wussten,
Dass das Siegergespann einen Unsterblichen trug.
Alle die griechischen Städte durchbrauste der Name des Siegers,
Unermesslicher Werth wurde dem einfachen Kranz.
Nicht verschmähte der Sänger zu weihen die irdische Kraftthat,
Und der gewaffnete Huf weckte die Funken des Lieds.
Also wurden, geschirmt von waltenden Göttern und Sängern,
Fröhliche Spiele zum Ernst, aber das Leben war Spiel.

G. Pfizer.

VORWORT.

Ueber den Zweck des vorliegenden Buches habe ich mich in der Einleitung deutlich ausgesprochen: Es wendet sich nicht an Gelehrte, sondern an den grossen Kreis der Gebildeten aller Stände, denen die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum Freude und Erholung bietet. Aus diesem Grunde ist Alles, was nach wissenschaftlichem Apparat aussehen könnte, Belagstellen, Anmerkungen u. s. w. ausgeschlossen worden.

Den Illustrationen der olympischen Funde liegen zumeist Originalzeichnungen zu Grunde; wo dies nicht der Fall und eine andere Quelle nicht angegeben ist, wurden die photographischen Aufnahmen der Gebrüder Rhomaïdis aus den officiellen Veröffentlichungen [„Die Ausgrabungen zu Olympia. Uebersicht der Arbeiten und Funde von 1875—81"] benutzt. —

Ich erfülle eine angenehme Pflicht, wenn ich an dieser Stelle allen Denen, die meine Arbeit mit Rath und That gefördert haben, aufrichtigen Dank ausspreche: Herrn Geheimen Rath Professor Dr. Ernst Curtius, durch dessen freundliche Aufmunterung ich den Muth für das Unternehmen gewann; meinen werthen Freunden und Mitarbeitern in Olympia, Professor Dr. Gust. Hirschfeld und Dr. R. Weil, die meine Arbeit auf das kräftigste gefördert, den Vielen, welche durch Mittheilungen oder durch künstlerische Thätigkeit mich verpflichtet haben.

Ich bin mir nach Abschluss des Buches mancher Mängel desselben wohl bewusst geworden, die zu beseitigen ich jetzt nicht in der Lage bin. So muss ich hierfür an die Nachsicht der Leser appelliren, doch nicht ohne darauf hinzuweisen, dass dieser erste Versuch die wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Ausgrabungen in populärem Gewande darzustellen, der Schwierigkeiten nicht entbehrte.

Berlin, im October 1882.

Der Verfasser.

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE.

Die zweite Auflage dieses Werkes erscheint schon nach drei Jahren. In ihr habe ich die oben erwähnten Mängel zum grossen Theil beseitigt. Namentlich hat sich die Geschichte der Schatzhausgründungen wesentlich geklärt. Auch in der makedonisch-diadochischen Zeit ist Vieles anders gestaltet.

Ueber die Stellung der Figuren des Ostgiebels ist meine Ansicht noch dieselbe geblieben.

Auch Herrn Privatdocenten Dr. Konr. Lange's abweichende Ansichten haben meine Ueberzeugung über die Bestimmung der Gebäude nicht zu ändern vermocht.

An Radirungen sind vier neue treffliche von der Künstlerhand Ludwig Otto's hinzugekommen. Auch die Reconstruction von Olympia ist nunmehr in würdiger Weise radirt worden. Ausserdem habe ich dem Wunsche Vieler nach mehr architektonischen Illustrationen wie ich glaube reichlich entsprochen.

Berlin, im Juni 1885.

Der Verfasser.

INHALT.

Seite

Einleitung 1

Geographische und landschaftliche Lage Olympias 13

Olympias Untergang und spätere Schicksale der Ebene 27

Geschichte der Wiederentdeckung Olympias 49

Die Festfeier in Olympia 75

Olympia von der ältesten Zeit bis zu den Perserkriegen 159

Die Blüthe Olympias von den Perserkriegen bis zur Zeit der Makedonischen Herrschaft 249

Olympia vom Beginn der Makedonischen Herrschaft bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer 349

Olympia zur Zeit der Römischen Herrschaft 393

Schlusswort 415

Verzeichniss der Illustrationen.

A. Tafeln.

		Nach Seite
I.	Das Thal von Olympia. Titelbild.	
II.	Zeustempel von Südwest gesehen	32
III.	Geologische Karte von Olympia	44
IV.	Akroterion vom Heraion. Terracotta von einem Schatzhause	202
V.	Terracotten vom Schatzhause der Geloer	210
VI.	Schatzhausgiebel von Megara; Gigant	216
VII.	Aphroditekopf. Zeuskopf, Bronze. Zeuskopf, Terracotta	242
VIII.	Zeustempel	260
IX—X.	Giebelfeldgruppen des Zeustempels	282
XI.	Atlasmetope	294
XII.	Nike des Paionios	330
XIII.	Nike, ergänzt von R. Grüttner	334
XIV.	Hermes des Praxiteles	338
XV.	Kopf des Hermes	340
XVI.	Faustkämpferköpfe	344
XVII.	Palästra, Heraion und Schatzhausterasse	370
XVIII.	Weibliche Statue römischer Zeit	410
XIX—XX.	Situationsplan	418
XXI.	Ansicht von Olympia, Reconstruction	418

B. Holzschnitte im Text.

Fig.		Seite
1.	Uebersichtskarte der Peloponnesos	16
2.	Uebersichtskarte der unteren Alpheiosebene	20
3.	Springen und Wettlauf	93
4.	Hoplitenlauf	94
5.	Wettläuferin	96
6.	Ringer	98
7.	Ringkampf. Vorbereitung zum Springen	99
8.	Ringende Epheben	100
9.	Faustkampf	101
10.	Schlagriemen	102
11.	Armirter Faustkämpfer	102
12.	Sprung mit Haltēres	109
13.	Inschrift des Bybon	111
14.	Diskoswurf	112
15.	—	112

Fig.		Seite
16.	Diskoswurf	112
17.	Speerwerfende Hand	114
18.	Wagenrennen	118
19.	Circus des Romulus	123
20.	Dreifusstheil	169
21.	Pferd, Bronze	169
22.	Rind, —	170
23.	Hirsch, —	170
24.	Löwe, —	171
25.	Wagenlenker, Bronze	172
26.	Krieger, Bronze	172
27.	Concentrische Kreise mit Tangenten	175
28.	Spirallinie	175
29.	Archaïsches Ornament	176
30.	— —	177
31.	— —	178
32.	— —	179
33.	— —	179
34.	Greifenkopf, Bronze	181
35.	Henkelfigur, Bronze, Seitenansicht	183
36.	— — Hinteransicht	183
37.	Getriebenes Bronzerelief	185
38.	Heraion, Grundriss	196
39. 40. 41. 42.	Capitelle vom Heraion	198
43.	Dachconstruction vom Heraion	201
44.	Akroterion vom Heraion, Durchschnitt	202
45.	Schatzhaus von Gela, Grundriss	208
46.	Firstziegel vom Geloer Schatzhause	213
47.	Schatzhaus von Sikyon	220
48.	Schatzhaus von Sikyon: Profil und Gebälk; Südwestecke des Triglyphon	221
49.	Buleuterion: Säule und Halbsäule des Nordbaus	226
50.	Ante und Gebälk des Buleuterions. (Nordbau)	226
51.	Querschnitt durch das Stadion	231
52.	Ablaufmarken im Stadion	232
53.	Archaïscher Zeus, Bronze	241
54.	Herakopf, Kalkstein	245
55.	Archaïscher Portraitkopf	246
56.	Zeustempel, Grundriss	257

Fig.		Seite
57.	Löwenkopf vom Zeustempel	258
58.	— — —	259
59.	Metope vom Zeustempel, Westseite	284
60.	— — — —	286
61.	— — — —	288
62.	— — — —	288
63.	— — — —	290
64.	— — — —	290
65.	Metope vom Zeustempel, Ostseite	291
66.	— — — —	293
67.	— — — —	293
68.	— — — —	295
69.	— — — —	295
70. 71. 72.	Elische Münzen mit dem Zeus des Pheidias	314
73.	Heroon, Grundriss	322
74.	Zweig vom Heroenaltar	323
75.	Architektur der Aussenhalle des Leonidaion	355
76.	Philippeion, Grundrisse, Querschnitt und Ansicht	361
77.	Badende Epheben	364
78.	Striegelnde Epheben	364
79.	Ionisches Capitell aus der Palästra	371
80.	Korinthisches Capitell aus der Palästra	371
81.	Korinthisches Antencapitell aus der Palästra, Vorderansicht	371
82.	Korinthisches Antencapitell aus der Palästra, Seitenansicht	371
83.	Processionsthor, Grundriss	376
84.	Löwenkopf von der Echohalle	378
85.	— — — (?)	378
86.	Stadioneingang, Grundriss	380
87.	Stadionwall, Querschnitt	381
88.	Metroon, Grundriss	383
89.	Metroon und Fundament eines Thesauros, Querschnitt	383
90.	Metroon, Gebälk	384
91.	Eingangsthor zum Gymnasion, Grundriss	396
92.	Eingangsthor zum Gymnasion, Ansicht und Querschnitt	397
93.	Löwenkopf von der Südhalle	399
94.	Exedra des Herodes Atticus, Grundriss	409
95.	Ehrentempel an der Exedra, Ansicht und Querschnitt	409

EINLEITUNG.

Ernst Curtius hat unlängst die neuere Methode der Alterthumsforschung mit derjenigen der Naturwissenschaften verglichen: Wie diese sich unabhängig gemacht hat von dem Zufälligen der Entdeckung, wie sie eine experimentelle geworden ist, welche bestimmte Fragen aufstellt und dieselben auf dem Wege des zielbewussten Versuches beantwortet, so begnügt sich auch die Alterthumswissenschaft nicht mehr mit der Betrachtung dessen, was sich zufällig auf classischem Boden erhalten hat, oder was aus seinem Schoosse gelegentlich ans Licht kommt, sondern auch sie stellt jetzt bestimmt begrenzte Fragen und nöthigt jenem Boden die Antworten ab, deren sie bedarf. Sie thut dies durch planmässige Ausgrabungen an solchen Stätten, welche gewissen Anzeichen zufolge ein reichliches Material für die Lösung bestimmter wissenschaftlicher Aufgaben zu bergen versprechen.

Ein solches „Experiment" grössten Maassstabs war die nun abgeschlossene Ausgrabung der Ueberreste von Griechenlands hervorragendster nationaler Feststätte, die planmässige Aufdeckung von Olympia durch das Deutsche Reich.

Wie die Arbeit und die darauf verwendeten materiellen Mittel — nahezu 800 000 Mark — aussergewöhnlich bedeutende waren, so sind es auch die gewonnenen Ergebnisse. Ueber der wissenschaftlichen Verarbeitung der grossen Fülle neugewonnenen Stoffes werden noch Jahrzehnte vergehen; wenn das im Werden begriffene grosse wissenschaftliche Werk, in welchem die Ergebnisse unserer Forschungsarbeiten gesammelt werden, vollendet sein wird, so wird man die Feder mit dem Bewusstsein niederlegen, am Anfange der Arbeit zu stehen, nichts als ein Fundament geschaffen zu haben, auf dem Andere weiter bauen mögen.

Denn so viele an den Boden Olympias gestellte Fragen durch die Ausgrabungen auch beantwortet wurden, so viele blieben ungelöst zurück, ja so viel neue Räthsel hat das zu Tage geförderte Material wiederum gestellt. Dass das so ist, dass so viele neue räthselhafte Aufgaben sich

bieten, an deren Lösung alle Zweige der Wissenschaft betheiligt sind, das ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn. An dem zu Tage geförderten Schatze werden die Forscher noch lange zu zehren haben.

Aber der Zweck des grossen, volksthümlich gewordenen Unternehmens unseres Deutschen Vaterlandes wäre nur halb erreicht, wenn die Anregung, die es im Gefolge hat, sich nur auf die kleine Gemeinde der Fachgelehrten erstreckte. Freilich kämen ja auch so die Früchte gelehrter Studien auf Umwegen früher oder später der Allgemeinheit zu Gute; aber die Umwege sind oft so weite, dass der Blick auf ihren Ausgangspunkt verloren geht. Es will mir scheinen, als sei es möglich, auf kürzerem und geraderem Wege schon jetzt die Kenntniss von dem thatsächlich Gewonnenen und eine Vorstellung von den Hoffnungen, welche sich daran knüpfen, in weitere Kreise zu tragen, Kreise, in denen die Beschäftigung mit dem Leben und der Kunst der classischen Zeit eine liebgewohnte ist, vielleicht auch solche, deren Angehörige ihren Fuss zum ersten Male auf den Boden des Alterthums setzen: Denn es ist eine oft bestätigte Wahrnehmung, dass es auch ihnen bei diesem Schritte zu Muthe wird, als ob sie eine zweite Heimath beträten, so bekannt dünkt sie der Kreis der Gestalten, bei denen sie doch niemals zuvor verweilt haben.

Die Ausgrabungen in Olympia, die erste grosse Friedensarbeit des neuerstandenen Deutschen Kaiserreiches, ein Unternehmen, zu dem ja jeder Deutsche als Reichsbürger sein Scherflein beigetragen hat, erfreuten sich von Beginn an einer so lebhaften Theilnahme in den weitesten Schichten, dass es wie eine Pflicht erscheinen muss, von dem Geleisteten Rechenschaft abzulegen.

Oder wäre die Voraussetzung, ein warmes Interesse an dem Gegenstande vorzufinden, eine irrige? Wäre die Theilnahme eine nur vorübergehende gewesen, und ständen wir wirklich bereits in dem Banne jener Zeitströmung, die ein sonst nicht pessimistischer Beobachter alter und neuer Zeit als hereinbrechend ankündigt?

Eine düstere Prophezeiung aus dem Munde eines Ferdinand Gregorovius; doppelt düster, weil sie ausgesprochen ward auf der Zinne der Akropolis von Athen, angesichts der Säulen des Parthenon, angesichts der Gestade von Salamis:

„Was uns noch heilig gilt, wird das auch später noch heilig sein? Wir heute Empfindenden sind noch die Kinder der Renaissance. Erst gestern lebten Winckelmann, Heyne und Wolf, Lessing und Goethe. Unsere idealistische „Griechheit“ wird ein späteres Geschlecht von Utilitariern kaum noch verstehen, oder etwa nur so weit, wie wir heute

die Begeisterung der Kreuzzüge verstehen. Die Reliquien der Atriden werden diesem Geschlecht keine grössere Gemüthsbewegung zuziehen, als uns heute das Skelet eines Megatherions der Urwelt. Wir aber weinen noch um Hekuba. Die Entdeckungen in Ilium und Mykenä und in Olympia haben uns so tief aufgeregt, wie die Zeitgenossen der Renaissance im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Auffindung des Laokoon oder der antiken Mädchenleiche auf der Via Appia in Rom. Ein Beweis, dass wir Heutigen trotz Dampf und Maschinen noch in der Strömung des Humanismus stehen, welche für uns einst aufhören wird, wenn nichts Wichtiges vom Alterthum mehr auszugraben und nichts besonders Neues mehr von ihm zu sagen übrig bleibt."

Diese Prophezeiung wird eben deshalb nicht in Erfüllung gehen, weil von dem Alterthum immer Neues zu sagen übrig bleibt, weil wir mit jedem veränderten Standpunkt in der eigenen Entwickelung immer aufs neue Stellung zu nehmen haben zu jener unvergleichlichen Periode der Geschichte.

Dieser Prophezeiung steht eine andere gegenüber, die mit dem grösseren Alter den Vorzug besitzt, bislang in Erfüllung zu gehen, das Vaticinium des Horaz: ne forte credas, interitura . . . „Wähne nicht, dies werde je vergehen!" Wie energisch und mit wie grossen Ansprüchen auch die moderne Zeit nach einer auf den realen Wissenschaften fussenden Erziehung hindrängt — niemals wird sie im Stande sein, einen völligen Bruch mit der Geistesbildung unserer Väter herbeizuführen, die an dem lebendigen Borne alter Dichtung und Kunst ihre Lebensnahrung getrunken haben.

Die von dem edelsten aller Völker vor Jahrtausenden in geistiger Arbeit gewonnene Saatfrucht ist mit nichten eine todte, abgestorbene und wird auch niemals ihre Lebensfähigkeit verlieren. Jenem den altägyptischen Gräbern entnommenen Weizen gleich, birgt sie in sich eine unvergängliche Keimkraft, und wo immer sie auf nicht völlig steinigen Boden fällt, da sprosst sie wieder auf zu edler Blüthe und hundertfältiger Frucht. Wo im Laufe der Geschichte wir in den bildenden und dichtenden Künsten einen frischen Schössling treiben sehen, — in dem Zeitalter der Renaissance, in den letzten Jahrzehnten des vergangenen und in den ersten unseres Jahrhunderts — da wuchs er hervor aus einem jener Saatkörner der antiken Zeit, dessen Triebkraft, lange Zeit im Winterschlafe gefangen, von milderer Sonne allmälich zum Leben erweckt ward, oder das zu tief unter deckenden Schichten begraben, die Zeit erwarten musste, da der Geschichte unnatürlich gestauter Strom gewaltsam durch-

brach und die todten Decklagen über dem fruchtbaren Erdreiche mit sich hinwegriss.

Und wenn — Niemand wird es zu bestreiten wagen — einmal eine Zeit kommen könnte, der mittelalterlichen gleich, die ihren Zusammenhang mit der Cultur des Alterthums verlöre, so ist Nichts gewisser, als dass nach dieser Zeit sich wieder eine Hand ausstrecken wird, den verlorenen Schatz aus der Tiefe zu holen, und dass die Menschheit gleich den Männern des Quattrocento dem wiedererstehenden Götterbilde mit Staunen und Entzücken in das edle Angesicht schauen wird.

Aber noch stehen wir doch auf dem Boden des Humanismus und, wenn ich nicht sehr irre, werden wir in ihm noch um so zahlreichere und stärkere Wurzeln treiben, je mehr die zersetzende Kritik der Wissenschaft die Fundamente des positiven Glaubens an eine geoffenbarte Religion zu zerbröckeln droht. Mehr noch als zu seiner Zeit gilt heute das Wort Jean Pauls: die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der grossen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkte des späteren Lebens nähme.

So lange wir aber auf diesem Boden des Humanismus stehen, so lange wir noch um Hekuba weinen, so lange die Sonne Homers auch uns lächelt, — so lange wird das wiederaufgedeckte Olympia als ein neu gewonnener Waffenplatz gelten für die Verfechter der classischen Erziehung und eine bedeutsame Etappe auf dem Marsche der Kämpfer, die sich um das Banner des Ideales schaaren. Darum mag denn wohl der Versuch, in nicht wissenschaftlichem Gewande eine Vorstellung von den Hauptergebnissen des dort Gewonnenen weiteren Kreisen zu vermitteln, nicht unberechtigt erscheinen und wohlwollende Aufnahme finden. —

Was wir vor der Aufdeckung Olympia's von diesem Platze, von seinen Gebäuden und Kunstschätzen ebenso wie von dem, was sich hier vollzog, wussten, verdanken wir fast ausschliesslich den auf uns gekommenen Aufzeichnungen des Pausanias, eines kleinasiatischen Griechen, der in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christo mehrere Jahre seines Lebens auf ausgedehnte Reisen in Asien, Aegypten, Libyen, Italien und Griechenland verwendete. Von den zehn Büchern, welche er über das letztgenannte Land schrieb, behandelt nahezu der fünfte Theil lediglich Olympia.

Nachdem das Manuscript des Pausanias zur Zeit der Wiedergeburt des Humanismus, im Beginn des 15. Jahrhunderts, ans Licht gezogen war, begann man bald den ausserordentlich hohen Werth des Fundes zu

begreifen. Eines Deutschen wissenschaftlichem Sinne, der für die Bestrebungen des Humanismus allezeit offenen Hand des mit fürstlichem Reichthum gesegneten Johann Jacob Fugger verdankt man die erste Uebersetzung der Handschrift ins Lateinische und damit die Nutzbarmachung derselben für weitere Kreise. Dieser freilich nicht überall glücklichen Uebersetzung folgte schon ein Jahr später, 1551, die classische Uebertragung des Pausanias durch den Römer Romulus Amasäus, dreissig Jahr später eine kritische Bearbeitung durch Xylander und Fr. Sylburg. Man sieht, wie früh man die Bedeutung des Schriftstellers für die Erkenntniss des classischen Alterthums verstehen lernte, obschon man fast ebenso früh auf die auffallenden Mängel seiner Arbeit aufmerksam wurde. Wenn uns das Urtheil eines verständigen Zeitgenossen des Pausanias über dessen Schriften erhalten wäre, so würden wir es gewiss sehr abfällig lautend finden. Pausanias besass offenbar keine grosse Befähigung, selbst zu sehen, zu beobachten und das Gesehene von grossen Standpunkten aus zu verzeichnen. Er reist weit mehr mit den Ohren als mit den Augen. Was ihn unschätzbar macht, ist die lebendige Theilnahme für Alles, was er in Erfahrung bringen kann, und die grosse Gewissenhaftigkeit, mit der er Alles, was man ihm erzählt hat, — meist gänzlich kritiklos, hin und wieder mit einem schwachen Vorbehalt — zu Papier bringt. Für die wissenschaftliche Benutzung seiner Aufzeichnungen ist es daher stets nöthig zu untersuchen, aus welcher Quelle er geschöpft hat, wer ihm das erzählt, oder wo er das gelesen hat, was er wiedergiebt. Sicherlich verdankt er, wie er auch wiederholentlich erwähnt, einen grossen Theil seines Materials den mündlichen Erklärungen der Fremdenführer, welche an den sehenswerthen Stätten Griechenlands eine organisirte Zunft bildeten. Sicherlich hat er auch hier und da eine eigenhändige Abschrift von dieser oder jener in Erz oder Stein gegrabenen Originalurkunde genommen. Ebenso sicher aber hat er in umfangreichem Maasse literarisches Material zur Hand gehabt und ausgeschrieben, was ihm dienlich schien. Ueber Olympia im Besondern war im Alterthum eine ausgedehnte Literatur vorhanden, deren Verfasser uns zum Theil dem Namen nach bekannt sind, während ihre Werke vollständig oder bis auf Brocken verloren gingen.

Während Pausanias hervorragende Werke der Bau- und Bildhauerkunst, die zu seiner Zeit in Olympia vorhanden waren, völlig mit Stillschweigen übergeht, kann man sich öfters des Verdachtes nicht erwehren, dass er Dinge nennt und beschreibt, die zur Zeit seines Aufenthaltes an dem Orte entweder gar nicht mehr oder doch in anderer Art vorhanden waren. Auffällig ist es, dass unter den mehr als zweihundert olympischen

Siegern, welche er mit Namen aufführt, nur wenige aus den letzten drei Jahrhunderten vor seiner Zeit zu finden sind, dass die Liste etwa mit der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christo abbricht, ein Umstand der die Vermuthung sehr nahe legt, Pausanias habe sein Verzeichniss nicht bei seiner eigenen Betrachtung der betreffenden Statuen angefertigt, — wo doch wenigstens einmal eine der äusserst zahlreichen späteren Bildsäulen Erwähnung gefunden hätte, — sondern er habe einfach ein älteres Verzeichniss wiedergegeben.

Die Ausgrabungen in Olympia haben so offenbare Irrthümer des Pausanias oder seiner Gewährsmänner erkennen lassen, dass man seinen Mittheilungen nie mehr kritiklos folgen kann, und dass man, wo zwingende Gründe es fordern, die Angaben dieses Berichterstatters einfach bei Seite legen wird. Nichtsdestoweniger bleibt Pausanias, auch nachdem wir die alte Feststätte wieder aufgedeckt haben, für das Verständniss des von uns Gefundenen von unschätzbarem Werthe. Ohne seine Leitung würde uns die Topographie des Heiligthums und seiner Umgebung unverständlich, würden uns die gefundenen Bauwerke namenlos, die statuarischen Funde unerklärlich, eine wissenschaftliche Verwerthung des gewaltigen Materials fast unmöglich bleiben.

Was Curtius vor dreissig Jahren über den Werth des Pausanias für die Erkenntniss griechischer Topographie und Kunstgeschichte gesagt hat, bleibt im besonderen für Olympia auch nach dessen Aufdeckung in vollem Umfange bestehen: „Sein Werk ist in dem Grade die Hauptquelle unserer Wissenschaft, dass dieselbe zum grossen Theil ein Commentar desselben sein und bleiben muss, und dass ihre Erfolge davon abhängen, wie weit es gelingt, den Pausanias mit rechtem Verständniss zu lesen, seine Kürze zu ergänzen, seine Dürre zu beleben.“ —

Wie aber stand es trotz jener umständlichen Berichte des Pausanias und trotz alles Scharfsinns, den man auf ihre Deutung verwendet hatte, vor der Ausgrabung mit unserer Kenntniss von Olympia?

Namhafte Gelehrte aller gebildeten Nationen hatten sich mit redlichstem Ernste abgemüht, auf Grund jener Beschreibung ein Bild von dem alten Heiligthume zu entwerfen. Schon bezüglich der Topographie glich von diesen Bildern keins dem andern. Das einzig bei Allen Uebereinstimmende war die Lage des Zeustempels, weil sie durch frühere Nachgrabungen endgiltig festgestellt war. An diesen gegebenen festen Punkt versuchte Jeder seine Wiederherstellung der grossen Menge von Baulichkeiten anzuschliessen. Nicht Einer hat auch nur annähernd das Richtige getroffen. Noch weniger war es möglich eine Vorstellung von

dem besonderen Charakter der einzelnen Baulichkeiten zu gewinnen, die sich im Wesentlichen völlig anders erwiesen haben, als man sie muthmassen konnte.

Auch diejenigen Schlussfolgerungen, welche man für die Geschichte der antiken Plastik auf die Berichte des Pausanias gründen zu können vermeinte, haben sich als trügerisch erwiesen, nachdem wir nun die Werke selbst vor Augen haben. Liegt nun schon ein sehr erheblicher Gewinn in der Berichtigung aller der Anschauungen, welche durch eine irrthümliche Deutung des Pausanias veranlasst wurden, und in der Grundlage, welche durch Vergleichung des Thatbestandes mit seiner Ausdrucksweise für die Erklärung dieses Schriftstellers geschaffen worden ist, so übersteigt doch die Summe des Erreichten und durch fortgesetzte Bearbeitung des Materiales noch zu Erreichenden bei weitem das, was man nach den literarischen Quellen zu erlangen hoffen konnte:

Eine eigentliche Geschichte der antiken, insbesondere der griechischen Architektur ist bis heutigen Tages nicht vorhanden, nur einzelne feste Punkte — und auch diese im wesentlichen nur für Attika — waren gegeben, um welche man mit mehr oder minder Glück das sonst bekannte, aber nicht datirbare Material zu gruppiren suchte. Der unschätzbare Reichthum an architektonischen Funden in Olympia setzt uns mit Hilfe der durch jahrelange Uebung geschärften Beobachtungen in den Stand, gewisse Epochen der Architekturgeschichte in ihrer Entwickelung klar zu erkennen. Für eine Gesammtgeschichte ist wenigstens eine grosse Menge von Stoff gewonnen worden. Wenn die gewissenhafte Methode der Forschung, welche auf die olympischen Architekturfunde Anwendung gefunden hat, nunmehr auf die seit langer Zeit bekannten, aber nach gewissen Richtungen hin noch nicht untersuchten Bauwerke ausgedehnt werden wird, so darf man hoffen, für die allgemeine Geschichte der hellenischen Architektur den leitenden Faden zu finden.

Gattungen von Bauwerken, welche uns bisher nur dem Namen nach oder durch einander widersprechende Beschreibungen bekannt waren, gewinnen nun durch die unmittelbare Anschauung feste Gestalt: das antike Rathhaus, das Gymnasion, die Palästra, die Schatzhäuser, die Heroenheiligthümer.

Für andere Gattungen bestätigen oder berichtigen sich die aus einseitiger Beobachtung noch nicht genügend festgestellten oder unzureichenden Charaktereigenthümlichkeiten. Für die Entwickelung des antiken Gotteshauses der älteren Zeit ist eine ganz neue Anschauung gewonnen, vielumstrittene Fragen, wie die nach der inneren Eintheilung und nach

der Beleuchtung der Tempel sind ihrer Beantwortung entgegengeführt worden.

Bauformen, deren Ursprung man einer weit späteren Zeit zuzuschreiben geneigt war, zeigen sich als hellenischer Abkunft oder doch als von den Griechen bereits gekannte.

Die Kenntniss von der handwerklichen Technik der Griechen in Werkstein und Ziegeln ist in dem Maasse gewachsen, dass die in Olympia angestellten Beobachtungen die auf solche Merkmale gestützten Folgerungen auf eine ganz neue Grundlage stellen. —

In nicht geringerem Grade erfährt die Geschichte der antiken Plastik durch die Lösung verschiedener Fragen grössere Bestimmtheit. Der Schatz der plastischen Kunstwerke, von den kunstgewerblichen Erzeugnissen orientalischer Handelsleute und den frühesten Producten einheimisch hellenischen Stilgefühls an bis zu den virtuosen Leistungen der römischen Kaiserzeit, hat sich durch die olympischen Funde nach allen Richtungen hin erheblich vermehrt. Schmerzlich empfundene Lücken haben sich in erfreulichster Weise gefüllt, frühere Anschauungen sich vollkommen umgestaltet. Während wir auf die Leistungen der classischen hellenischen Epoche zumeist nur aus den späten Nachbildungen ihrer Werke in römischen Werkstätten schliessen konnten, gestattet uns in dem Hermes des Praxiteles ein beglaubigtes Originalwerk eines der gefeiertsten griechischen Künstler den ungeschmälerten Vollgenuss der höchsten Leistungen der besten Zeit.

Zum ersten Male sind wir durch die Vollzähligkeit der Statuenfunde aus den beiden Giebelfeldern des Zeustempels im Stande, uns zwei vollständige Compositionen des 5. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen, den Wegen nachzugehen, welche die antike Kunst von der unbeholfenen Nebeneinanderstellung zweier zusammengehöriger Statuen bis zur vollendeten Ausgestaltung geschlossener Gruppen gewandelt ist. —

Zu den zahlreichen Funden von Bildwerken gesellt sich eine nicht unbedeutende Zahl von Inschriften, welche nicht nur das Verzeichniss der antiken Künstlernamen bereichern, sondern vielfach auch die Bindeglieder erkennen lassen, welche diese verwandtschaftlich oder der Schule nach mit einander verknüpften. Andere Inschriften vermehren die Zahl der uns bekannten poetischen Epigramme um manches treffliche Wort; wiederum andere werfen ein helleres Licht auf die socialen Verhältnisse, auf die politische Stellung einzelner Staaten unter einander, auf Ehrenbezeigungen gegen hervorragende Männer im In- und Auslande. Viele versprechen, für die Chronologie der griechischen Geschichte von Werth

zu werden; Andere haben uns gewisse Einrichtungen des olympischen Festes, andere das Cultuspersonal der olympischen Heiligthümer vollzähliger kennen gelehrt.

Für die Sprachwissenschaft, die Kenntniss der Mundarten im Stammlande und den Colonien sind die Inschriften von nicht minderem Werthe wie für die Einsicht in die historische und locale Entwickelung der Schriftzeichen, welche wiederum als Erkennungszeichen für das Alter anderer Inschriften und damit für die Geschichtsforschung von hoher Bedeutung ist.

Aber gerade dieser Theil der olympischen Funde wird die Wissenschaft noch so lange beschäftigen, dass wir jetzt vielleicht die volle Tragweite der gewonnenen inschriftlichen Funde noch gar nicht abzusehen vermögen und deshalb auch bei unserer Ausführung auf ein näheres Eingehen auf diese Funde verzichten zu sollen glaubten. —

Freilich wird man in höherem oder geringerem Grade Aehnliches von allen Gebieten sagen können, auf denen die Funde von Olympia neue Arbeit gebracht haben. Welche folgenreichen Entdeckungen sich an diese Arbeit noch knüpfen können, — wer wollte das jetzt ermessen! So vermag der Verfasser allerdings nur von dem heut gewonnenen Standpunkt aus an seine Aufgabe heranzutreten. Er verhehlt sich nicht, dass es im Laufe fernerer Untersuchungen an Berichtigungen im Einzelnen, hoffentlich auch an recht reichen Ergänzungen, nicht fehlen wird; aber er hält doch den Zeitpunkt, an welchem eine wesentliche Umgestaltung dieses Buches nothwendig sein möchte, für noch so fern, dass er es getrost in die Welt schickt. —

GEOGRAPHISCHE

UND

LANDSCHAFTLICHE LAGE OLYMPIAS.

Es ist kein zufälliges Geschick, welches gerade die Eleer zu Trägern des grössten nationalen Festes bestimmte. Freilich mag eine örtliche Legende die erste Anregung zur Stiftung der zunächst auf ein mässiges Theilnehmergebiet begrenzten Spiele gegeben haben. Niemals aber würden die Letzteren aus den bescheidenen Anfängen heraus sich zu so allgemeiner Bedeutung entwickelt haben, wenn sie nicht eben diesen Schauplatz gehabt hätten:

Klar erkennt und betont der Redner Lysias die hohe politische Bedeutung der olympischen Spiele. Er meint, Herakles habe sie deshalb an dem schönsten Punkte Griechenlands gestiftet, weil er wusste, dass die in beständigen Fehden lebenden Helenen, um sich wenigstens zeitweise als ein einheitliches Volk zu fühlen, einer gesetzlichen Ruhepause und eines gemeinsamen friedlichen Beisammenseins bedurften. Ein solches konnte nur auf einem durch seine Lage und Figuration von Natur neutralen Boden stattfinden, wie ihn gerade Elis vor allen anderen Gauen darbot.

Die Westküste der Peloponnesos, insbesondere das nordwestliche Küstenland, Elis, steht zu den südlichen und östlichen Cantonen der Halbinsel, ebenso wie zu Nordgriechenland in einem ausgesprochenen landschaftlichen Gegensatze. Nordgriechenland ist fast durchweg gebirgig oder doch steinig. In der Peloponnes liegen im Norden und Osten die mächtigen Alpengebiete: Arkadien, das Bärenland, und Sparta mit der natürlichen Bergfeste des Landes, dem Taygetos. Diese Höhenrücken entsenden bis weit in das Meer hinaus steile felsige Ausläufer, welche tief eingeschnittene windstille Buchten, treffliche Ankerplätze umschliessen. Diese sowohl wie eine zusammenhängende Reihe von Inseln bieten der noch zaghaften Schiffahrt des Alterthums geeignete Ruhepunkte in dem Verkehr mit den Trägern einer uralten Cultur im Osten. Aber von Norden und Osten her nahen auch die Flotten und Landheere des Erb-

feindes. So spielen sich denn die bewegten Geschicke des Landes, die friedlichen sowohl wie die kriegerischen, vorzugsweise im Osten ab.

Im Gegensatz zu dessen lebendig gegliederten, buchtenreichen Küsten dehnt sich im Westen der Halbinsel ein in grossen flachen Curven geschwungener seichter angeschwemmter Strand, das zwanzig Meilen lange

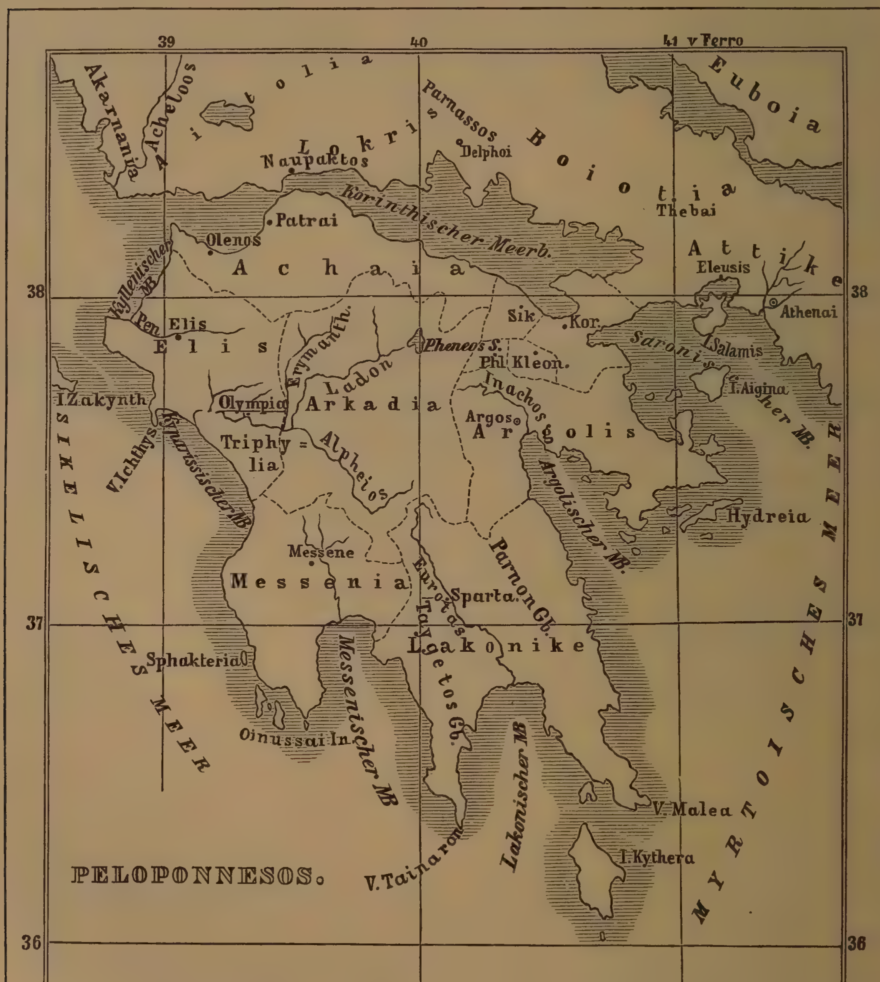


Fig. 1.

Gestade von Elis. Haben auch die langgestreckten brackigen Lagunen, welche jetzt die Grenze zwischen Meer und Land zu verwischen drohen, sich erst in späterer Zeit gebildet, so hat doch schon im Alterthume eine mächtige Anschwemmung niedrigen Strandgebietes stattgefunden, wie noch heut eine starke Dünenbildung geschäftig ist, das Land auf Kosten der

See zu vergrössern. So fehlte es an geschützten Häfen, die zu regerem Verkehre nach aussen hin aufforderten oder einer heimischen Flotte zur Hütung der Küsten sicheren Ankergrund gewährten. So ist Elis ein offenes Flachland, dessen sanfte Hänge zu nur mässiger Höhe gegen das beherrschende arkadische Hochland ansteigen. Wellige Waldhügel umschliessen flache wohlbewässerte Thalmulden, in denen Oel und Wein, Getreide und Gartenfrüchte in reicher Fülle gediehen und trotz mangelhafter Cultur noch heut gedeihen. Die beträchtlichen Höhenzüge Achaias und des arkadischen Alpenlandes wehren den rauheren Winden den Zutritt; die südlichen Bergreihen, welche den Lauf der Neda begleiten, mildern die Glut des Scirocco; nur der laue, wassergesättigte Westwind findet in den von Abend gegen Morgen gedehnten Flussthälern bequeme Zugangsstrassen, auf denen er fruchtbringend seinen Einzug hält. —

Eben diese breiten, vom schutzlosen Strande in das Innere leitenden natürlichen Strassen standen jedem Fremdling offen, dem es gefallen mochte, sich in einem so gesegneten Lande niederzulassen. So ist Elis in ältester Zeit eine Stätte wiederholter Einwanderungen. Weisen zahlreiche Geräthe in Bronze und Terracotta, die bei den Ausgrabungen aus den tiefsten Erdschichten ans Licht stiegen, in ihren stilistischen Eigenthümlichkeiten auf eine enge Berührung der heimischen Bevölkerung mit dem Orient hin, so liefern semitische Ortsnamen in Elis, wie Jardanes und Same, den Beweis für die Niederlassungen sesshafter Phoinikier, welche unter anderen Angebinden dem Lande die Cultur der Byssospflanze mitbrachten. Auch den Dienst der orientalischen Aphrodite Urania verpflanzten sie nach Elis, wo diese Göttin in der Hauptstadt ihren eigenen Tempel besass, wie sie in Olympia sich mit Kronos in den Besitz des heiligen Berges theilte.

Zu den phoinikischen Einwanderern gesellen sich später aitolische und dorische Elemente, welche sich mit ihnen vermischen und sie vermöge der dem hellenischen Volke eigenen ausserordentlich hohen Assimilationsfähigkeit in sich aufgehen lassen. So lässt die Bevölkerung von Elis sich auf keinen einheitlichen Stamm zurückführen.

Nachdem in historischer Zeit der Besitzstand der einzelnen griechischen Gaue sich geregelt hatte, ward eben jene durch Lage und Natur gegebene Schutzlosigkeit des elischen Gebietes sein bester Schutz. Nicht dass es an Gelüsten gefehlt hätte, sich eines so reichen Landes, wie vielleicht nur noch die messenische Makaria war, zu bemächtigen. Dieselben neidischen Augen, welche von den kahlen Steillehnen des Taygetos in die Fruchtgefilde Messeniens hinabblickten, richteten sich ganz ge-

wiss auch weiter auf die glücklichen Gelände von Elis. Aber eine Annexion dieses Landes würde sicher auf weit heftigeren Widerspruch eifersüchtiger Nachbarn gestossen sein, als es schon bei Messenien der Fall war. So begnügte man sich mit einer Art von Suprematie. So und nicht anders ist das im neunten Jahrhundert zwischen Elis und Sparta geschlossene Bündniss aufzufassen, wonach Ersteres als neutraler Boden erklärt wurde. Es gründet sich auf sehr realistische Erwägungen und bedarf zu seiner Erklärung nicht der Annahme sonderlich hochherziger Gesinnungen oder religiöser Stimmungen auf der einen oder anderen Seite. Die Urkunden über diesen zwischen dem spartanischen Gesetzgeber Lykurgos und dem elischen Fürsten Iphitos nach gewöhnlicher Annahme um 884 geschlossenen Schutzvertrag grub man auf eine eherne Scheibe, die Pausanias noch nach mehr denn tausend Jahren als unversehrt im Heratempel zu Olympia aufbewahrt erwähnt. Gewiss erkannten die übrigen Staaten Griechenlands gern diesen Vertrag als einen auch ihnen vortheilhaften an, eine Bestimmung, die den Gegenstand gemeinsamer Begehrlichkeit dem Gelüste des Einzelnen entrückte, indem sie ihn in den Schutz der Gesammtheit stellte. So wird Elis ein unangreifbares Gebiet: die Hieromenia, die heilige Zeit, während welcher behufs Begehung eines grossen Volksfestes wie in den Monaten der Pilgerfahrt nach Mekka der Lärm des Krieges und die Stimme der Blutrache verstummte, sie wird zur beständig währenden Ekecheiria, dem elischen Gottesfrieden. Fremde Heere, die durch elisches Gebiet ziehen wollen, müssen bei ihrem Eintritt in das geweihte Land die Waffen abgeben und empfangen dieselben erst an der jenseitigen Grenze zurück. So erklärt es sich auch, dass Elis nur äusserst selten an einer der häufigen Cantonalfehden theilnimmt: es würde sich um seine vortheilhafte Lage, um seine beneidenswerthe neutrale Stellung gebracht haben, wenn es Partei ergriffen hätte. In der That beginnt für das Land die Zeit verhängnissvoller kriegerischer Einfälle erst mit der freiwilligen Parteinahme im elften Jahre des peloponnesischen Krieges. Dass Elis den Gottesfrieden, die Ekecheiria, als eine grosse Wohlthat empfand, bezeugt die Dankbarkeit gegen den Stifter derselben. An der hervorragendsten Stelle des ganzen Festplatzes, in der äusseren Halle vor dem Eingange in den olympischen Tempel sah man ein Gruppenbild: Iphitos, den die als Gottheit dargestellte Ekecheiria mit dem Kranze schmückt. —

Landschaftlich und anscheinend auch nach der ursprünglichen Stammesangehörigkeit der Bevölkerung ward Elis in drei Gaue eingetheilt: die eigentliche oder „hohle Elis“, der von den drei Gauen weitaus

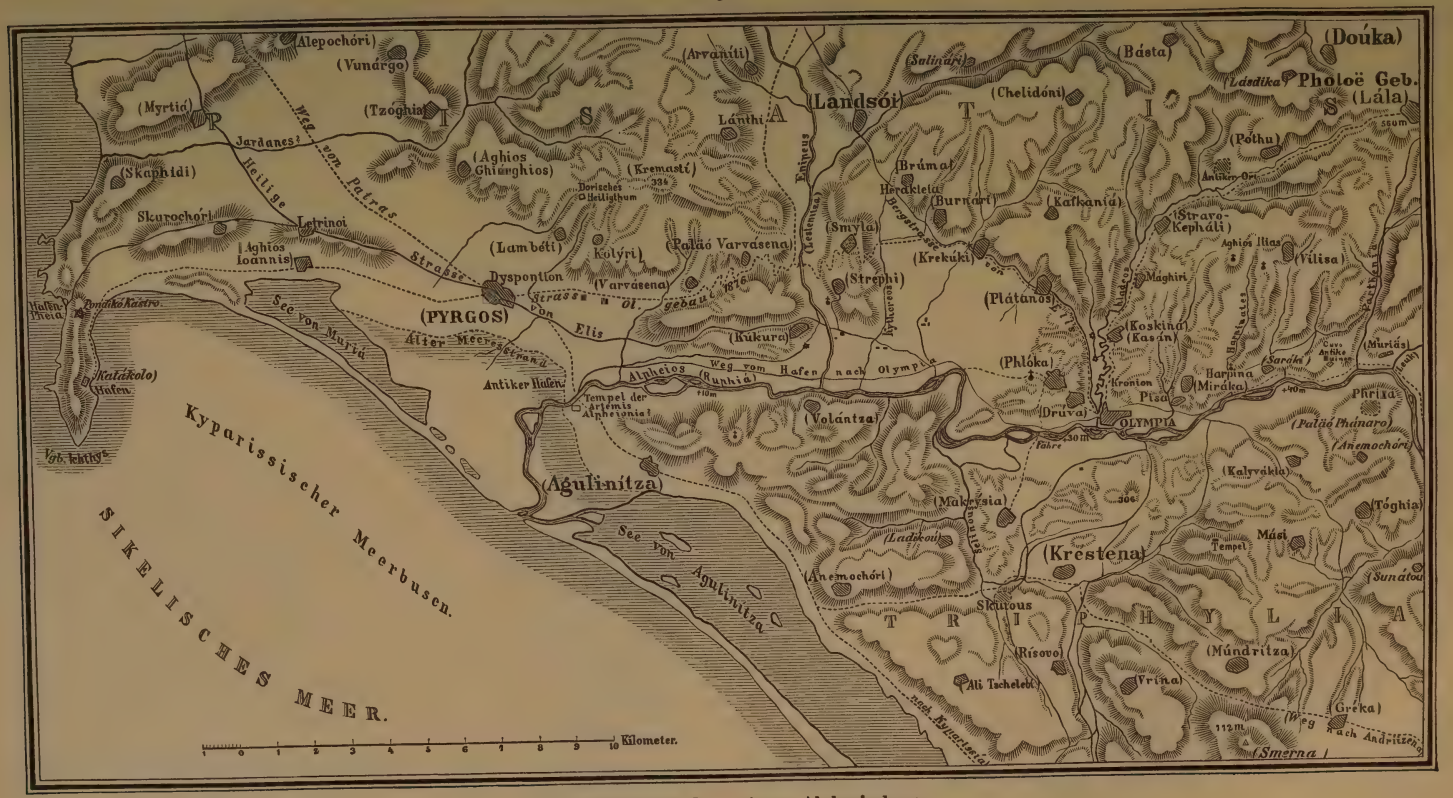
grösste District mit dem Sitze der Landesregierung, der Hauptstadt Elis am Peneiosflusse, der Südgau, Triphylien, und das Mittelland, die Pisatis, von welcher die umstehende Karte ein Bild giebt.

Hier im Herzen eines durch seine Lage und Natur zum Frieden vorausbestimmten Landes breitet sich die Alpheiosebene bei Olympia aus, ein stilles weltfernes Thal inmitten sanfter, in ruhigem Linienzuge verlaufender Waldhügel, die einzige durch niedere Höhenumrandung zu einem natürlichen Theater geschlossene Ebene von zureichender Ausdehnung, um einer so gewaltigen Zahl von Festgästen Raum zu gewähren, wie das olympische Fest sie herbeizog. Für einen solchen Zusammenfluss aus allen Gauen ist sie gleich zugänglich vom Meere, wie vom Innern der Halbinsel. Zunächst durch das untere und obere Thal des breiten Flusses, durch welches die grosse Heerstrasse der Halbinsel von Osten nach Westen führt. Den über See Kommenden bot ein für kleinere Fahrzeuge ausreichender Hafen an der alten, jetzt nahezu vier Kilometer vom Meere abliegenden Mündungsstelle des Alpheios einen bequemen Landungsplatz. Der von hier aus nach Olympia achtzig Stadien, etwas über fünfzehn Kilometer, betragende Hafenweg vereinigte sich bald mit dem von Nordelis herabkommenden Hauptwege, der „Heiligen Strasse“, die von der Hauptstadt aus südlich verlaufend sich der Richtung des flachen Strandes anschloss, während die „Bergstrasse“ einen näheren aber minder bequemen Weg von dort nach Olympia bildete, zunächst den Thalwegen des Peneios und des elischen Ladon folgend und dann die westlichen Ausläufer des Pholoëgebirges überschreitend. Von Nordwesten her führte das schmale Thal der Parthenia einen von Nordarkadien her über Thelpusa führenden Landweg der grossen Heerstrasse im Alpheiosthale zu, während endlich den aus den südlichen Gauen, Messenien und Lakonien zuströmenden Festgästen sich zwei durch die triphylischen Höhen gebahnte Wege boten, die sich nahe vor ihrem Zielpunkte vereinigten.

So führten im Alterthum nicht weniger als sieben Strassen, die meisten mit Ross und Wagen passirbar, aus allen Punkten der Windrose auf Olympia zu, während in diesem Jahrhundert bis zur Zeit der Deutschen Ausgrabungen nur beschwerliche Saumpfade über Felsklippen und durch im Winter oft bis zur Unpassirbarkeit angeschwollene Küstenbäche und zähe Schlammfelder mit erheblichem Aufwand von Zeit und Mühe die verschollene Stätte erreichen liessen.

Erst im dritten Jahre der Deutschen Arbeiten ward seitens der Griechischen Regierung unter der Leitung des Genieofficiers Herrn Tzourás eine bequeme Fahrstrasse von Pyrgos nach Olympia vollendet, die nunmehr

Fig. 2.



Uebersichtskarte der unteren Alpheoisebene.

den Reisenden auf einer schmalspurigen Eisenbahn — der ersten in der Peloponnesos — vom Hafenorte Katákolo aus in einer halben Stunde nach Pyrgos und von dort in zwei Stunden in die olympische Ebene führt.

Auf Letzterer gilt es nunmehr im besonderen Umschau zu halten. Der Peloponnesos mächtigster Strom, der Alpheios, in seinem unteren Laufe von Osten nach Westen gerichtet, nimmt hier, zwei Meilen vor seiner Mündung in das ionisch-sicilische Meer, einen von Norden her aus den Abhängen des Pholoëplateaus ihm zueilenden Bach auf. In tief eingerissenem und abschüssigem Bette rauschen die klaren Gewässer dieses Bergkindes unter dem Laubgeäst frischgrüner Platanen und dunklen Mastixgebüsches über glattgeschliffene Kiesel und zwischen mächtigen Conglomeratblöcken in lauten Strudeln dahin. Das beständige Gemurmel seiner auch im Hochsommer nie versiegenden Wellen hat ihm bei den Alten den Namen Kladeos „der Rauscher" eingetragen; heut führt er einen zwiefachen Namen: entweder nach der seiner Quelle benachbarten Ortschaft Lála, der Lalaeïkó, oder nach dem eine Stunde oberhalb seiner Mündung malerisch gelegenen Thaldörfchen der Bach von Stravokepháli.

Nahezu rechtwinklig stossen die Thäler des Alpheios und des Kladeos aufeinander. Das erstere schliessen im Süden die von den Gebirgen Arkadiens abfallenden Höhen Triphyliens ab. Mit durchsichtiger, prächtige Gruppen bildender Waldung hellgrüner Aleppofichten bestanden, erheben sie sich zu einer Höhe von 250 Meter über der Thalsohle, die ihrerseits etwa 40 Meter über dem Spiegel des ionischen Meeres liegt. Heute arm an Wild, weil das Gesetz Jedermann zu jagen gestattet, was ihm vors Rohr kommt, boten sie im Alterthum ergiebige Jagdgründe. Hier freute sich der verbannte Xenophon mit seinen Söhnen des Waidwerks. Wildschweine und Hirsche rühmt auch Pausanias noch als reichen Bestand dieser Waldhöhen. Unsere Ansicht der Ebene (Taf. I) lässt ihre durch Querthäler und Mulden reich und malerisch gestaltete Kette bis zu ihrer östlichsten Spitze erkennen, dem Bergkegel des Paläophánaro, dessen Fuss der Alpheios in kurzem Bogen umrauscht, und auf dessen Gipfel die noch wenig durchforschten geringen Trümmer der alten Stadt Phrixa lagern.

Auch den nördlichen Rand der hier bis zu zwei Kilometer Breite ausgedehnten Alpheiosebene begleiten ähnlich gestaltete und ebenso bewaldete Hügelzüge minderer Höhe, die Abdachungen des Pholoëgebirges, mit den Hügelrändern des linken Kladeosufers zu einer festen Masse zusammengeschlossen. Dieses niedrige Hügelmassiv trug den in griechischen Landschaften häufig wiederkehrenden Bergnamen Olympos, mit welchem stets die Vorstellung eines Sitzes der Götter verbunden ist.

Auch ein Ossa scheint diesem Olymp entsprochen zu haben; doch bleibt es ungewiss, ob mit diesem Namen der jenseits des Alpheios liegende triphylische Höhenzug oder die auf gleichem Ufer weiter östlich gelegene Hügelgruppe von Miráka gemeint ist, wo der Sitz des sagenhaften Königs Oinómaos, die Stadt Pisa, und weiter nordwestlich der nach dieses Fürsten Mutter benannte geschichtliche Ort Harpina lag.

Wo die beiden Thäler des Alpheios und des Kladeos aufeinander treffen, schiebt der Olympos einen durch eine tiefe Einsattelung fast einsam dastehenden, dominirenden Bergkegel in die Ebene vor (123 Meter über dem Meere), der im Alterthum gewiss noch weit mächtiger erschien, bevor tausendjährige Regengüsse nach seiner allmäligen Entwaldung gewaltige Erdmassen von seinem Gipfel herabgeschwemmt und über das Thal gebreitet hatten. Das ist der Berg des Kronos, die älteste Stätte der Gottesverehrung bei Olympia. (Vgl. Tafel I.)

Westlich vom Kladeos steigt eine gleiche Hügelkette empor, deren untere Abhänge der Cultur zum Theil schon wiedergewonnen, mit Oelbäumen bepflanzt sind. Auf ihrem oberen plateauartigen Rande liegt das Dörfchen Drúva, einige vierzig Hütten, von Korinthenbauern und Ackerwirthen bewohnt, die nur zur gelegentlichen Bestellung ihrer Felder in die Thalniederung hinabsteigen, wo Feuchtigkeit und Fieberluft einen dauernden Aufenthalt verbieten. Die Dorflage gewährt einen vollen Ueberblick über die Ebene von Olympia und erschien daher vorzugsweise geeignet, der Deutschen Expedition zum Wohnsitz zu dienen. Hier erheben die Hügel sich bis zu einem Niveau von 170 Meter über dem Meere, dessen blitzender Spiegel jenseits der Alpheiosmündung von den höchsten Punkten aus sichtbar wird. Das Dorf selbst liegt 157 Meter über dem Meeresspiegel, 114 Meter über Olympia.

Auf dem steilen Pfade, der von der Ebene nach Drúva führt und nahe dem „Deutschen Hause“ („to paláti“) ist der Standpunkt gewählt, von dem aus unser Bild gezeichnet ward. Im Vordergrunde erscheinen zwischen dem niederen Fichtengesträuch der Höhenränder die mit Oliven und Aleppofichten bestandenen Ausläufer derselben. Der Spiegel des jenseits derselben fliessenden Kladeos wird durch die Höhe seiner steilen Uferwände dem Blicke entzogen. Im Mittelgrunde breitet sich die weite, durch einzelne Platanen belebte Ebene aus, die der unbeständige Strom in oft verändertem Bette mit seinen gelben Wasserfluthen in vielfachen Windungen durchschneidet. Den Hintergrund des Bildes bildet die Silhouette der kahlen Hochgebirge Arkadiens.

Heutzutage ist die Vegetation der Bergränder, die Olympia ein-

schliessen, eine ziemlich einförmige: Höhere, gruppenweise geschlossene Bestände bildet lediglich die hellgrüne Aleppofichte (pinus halepensis), die Strandkiefer des Theophrast, ein malerisch weit schönerer Baum als die fruchttragende Pinie, deren Gebiet erst in den höheren Regionen der Pholoë, bei Lála und Dúka, beginnt. Zwischen diese Fichtengruppen drängt sich niedrigeres, zwischen Baum und Busch die Mitte haltendes Gehölz: der wilde Birnbaum, der Erdbeerbaum (arbutus), dessen bei den Landleuten für gesundheitsgefährlich geltende purpurne Früchte wir ohne Nachtheil genossen, der im Frühling vor allem anderen Baum- und Strauchwerk in erstaunlicher Blüthenfülle prangende Judasbaum (cercis siliquastrum), endlich der Kotinos der Alten, der Baum dessen heiliges Kranzeslaub den olympischen Sieger zierte, der wilde Oelbaum, straffer und minder phantastisch im Wuchs als die edle Olive, spärlich begrünt mit kleineren und dunkleren Blättchen, als diese Letztere.

Darunter wuchert all' jenes dunkelglänzende Strauchwerk, das der Neugrieche unter dem Collectivnamen Chamókladha „Niederes Gestrüpp" begreift, Mastix (Pistacia lentiscus) und Ginster, die stachliche immergrüne strauchartige Kermes-Eiche, Myrthengebüsch und Brombeerranken, Alles in wirrem Durcheinander.

Die Flora der Ebene selbst ist an Baum und Buschwerk noch ärmer. Dem Laufe der Gewässer folgt Oleander- und Keuschlammgesträuch. Einzelne schöngewaschsene Platanen bieten dem Auge hier und da einen Ruhepunkt in der weiten Fläche. Wo das Feld noch unbebaut ist oder brach liegt, siedelt sich auf dem fruchtbaren Boden eine Fülle von Unkraut an. Wilde Reseda, Johanniskraut und mannigfache Distelarten erinnern an die heimische Flora, fremdartiger wirkt der oft auf weite Strecken hin vorherrschende Asphodelos und die fleischige Meerzwiebel. Haben die im Herbst beginnenden Regen erst den von der Sonnenglut geborstenen Boden durchtränkt, so überziehen sich die der Cultur noch nicht zurückgegebenen Flächen mit einem reichen Teppich buntfarbiger Blumen: Ranunkeln und Anemonen herrschen vor, unter Letzteren die leuchtende purpurne Anemone splendida und eine unserer heimischen Pulsatilla verwandte Art. Blattlos entspriessen dem Boden in Menge bläuliche und weisse Crocus; gelbe Tazetten erfüllen die Luft mit fast betäubendem Dufte und an dornigen Rainen leuchtet still die schöne dreifarbige Iris.

Aber schon überwiegt in der olympischen Ebene das Culturland; Mais- und Gerstenfelder wechseln mit Wein- und Korinthengeländen; die Hänge der Hügel schmückt das sanftgrüne Laubgefieder des köstlichen

Oelbaums; das Wort des englischen Reisenden, der Olympia im Jahre 1805 besuchte: „das Ganze ist wenig besser als eine schöne Wüste," dies Wort wird derjenige heut nicht mehr zutreffend finden, dem es vergönnt war, die Ebene in ihrem Flühlingsschmucke grüner Saaten und blühender Weingärten zu sehen. —

Gewiss war im Alterthum die Vegetation eine noch weit reichere, als gegenwärtig, wo nach Verwüstung und Misswirthschaft das Land sich erst allmälich zu erholen beginnt.

Der Weinstock war, wie Theopompos erzählt, in Olympia entdeckt worden; am Alpheios ward Dionysos geboren. Der Name „Altis", eine aiolische Variante von Alsos, bedeutet nichts anderes als Hain, und bezeugt, dass in Olympia wie an anderen analogen Stätten der Baumwuchs einen hervorragenden Antheil an der Physiognomie des geheiligten Bezirkes hatte. Und nicht nur spärlich begrünt war dieser Hain, den der Dichter mehrfach den schön mit Bäumen bestandenen, den schattigen nennt; sondern sicherlich bildeten Bäume und Büsche eine reiche Folie für die Fülle von Gebäuden, Statuen und Weihgeschenken aller Art. Dass das Stadion in einem Haine von wilden Oelbäumen lag, berichtet Strabon. Ein Gleiches wissen wir aus Pindar von der Rennbahn der Pferde. Der Sage nach hatte Herakles diese Bäume gepflanzt, ihren Stammvater, den ersten Kotinos, von den Quellen der Donau her nach Olympia geholt. Als er die Festfeier einsetzt, ist die Ebene noch kahl:

„Es grünte noch nicht von schönen Bäumen
Des Pelops Plan in Kronions Tiefen;
Und also nackt sah er die Au,
Stechenden Strahlen des Helios unterthan.
Da nun trieb der Geist ihn hinzuwandern
In das Isterland."
„Friedlich beredend das Volk der
Hyperboreer, die Diener Apollons,
Treulichen Sinns erbat er für Zeus' allgastlichen Hain
Das Gewächs zu gemeinsamem Schatten dem Volk
Und zu der Tugend Kranz."

Innerhalb der Altis, nahe dem Hinterhause des Zeustempels, stand innerhalb eines Nymphenheiligthums wohlbewässert jener berühmte Kotinosbaum, von welchem die Zweige für die olympischen Sieger geschnitten wurden. Nächst jenen wilden Oelbäumen erfahren wir von Platanen, die innerhalb der Altis standen, diesen schönsten und mächtigsten Bäumen Griechenlands mit ihrem breiten erquickenden Schirmdach, die wir überall

an den Stätten der Pelopiden angesiedelt finden. Auch des Pelops Heiligthum in Olympia war mit Bäumen bestanden, vielleicht mit Weisspappeln, den Bäumen des Todtencultus wie der palästrischen Ehrenkränze. Dass Weisspappeln einen Hauptbestandtheil des Holzbestandes um Olympia ausmachten, dürfen wir daraus schliessen, dass kein anderes Holz als das ihrige zum Nähren der Opferflamme sowohl im Dienste des Zeus wie in dem des Pelops in Olympia verwendet werden durfte. Auch diesen Baum hatte der Ueberlieferung zufolge Herakles von den Ufern des Acheron in Thesprotien hierher verpflanzt.

Endlich mag auch wohl der schönste Schmuck der südlichen Landschaft, der Baum, welcher neben dem Kotinosreise das Zeichen des Siegers bildete, die schlanke Palme, in dem Haine von Olympia nicht gefehlt haben. Freilich bedurfte sie, einer heisseren Heimath entstammend, gewiss im Alterthume nicht minder fürsorglicher Pflege in dem kühleren Griechenland wie noch heute. Dass sie aber nicht nur auf den Inseln — wie in Delos — vorkam, sondern auch auf der Peloponnes, und zwar gerade an einem Olympia so verwandten Festplatze wie Nemea, wird durch Pindars Frühlingslied bezeugt:

„Im Argeiischen Nemea bleibt dem Seher nicht verborgen
Der Palme Spross, wenn der Horen Gemach sich öffnet,
Und den duftenden Lenz empfinden die nektarischen Pflanzen."

In so lieblicher Landschaft, in einem Kranze mässiger Hügel, die gerade hoch genug, als Rahmen die Thalmulde abzuschliessen, doch nicht den Blick einengen und ihm den Himmel entziehen konnten, eingebettet in einen grünenden und blühenden Hain hochwipflicher Bäume und duftender Büsche lagen die Festplätze und Heiligthümer Olympias. Diese letzteren in ihrer gegenseitigen Beziehung, ihrer Anordnung im Ganzen zu besprechen, muss so lange vorbehalten bleiben, bis die Darstellung der Festfeier und der Spiele die Bedingungen erklärt hat, unter denen sie entstanden, bis gewissermassen das Bauprogramm entwickelt worden ist, nach welchem diese grossartige Schöpfung nach und nach ins Leben trat. —

OLYMPIAS UNTERGANG

UND

SPÄTERE SCHICKSALE DER EBENE.

Angesichts der furchtbaren Verwüstung, welche das Bild des aufgedeckten Festheiligthums darbietet, der gewaltigen, bis zu fünf und sechs Meter hohen Erdmassen, die von der Trümmerstätte abzuräumen waren, drängt sich auch demjenigen Beschauer, dessen Interesse mit Recht an den wiedergewonnenen Schätzen und ihrer Verwerthung für die Alterthumskunde haftet, immer und immer wieder die Frage auf: Wie ist dies Alles geschehn? War es frevelnde Menschenhand, die diese Tempelmauern und Säulenhallen stürzte, oder brachen sie bei gewaltigen Naturkatastrophen zusammen? Und wann ereignete sich dies? Und wie kommt es, dass hier noch ganze Reihen von Säulenschäften aufrecht stehen, während dort Alles bis auf die Grundmauern rasirt ist? Und wann endlich, und durch welche Veranlassung breitete sich über die Trümmerstätte diese schützende Hülle von Erde, dessen verschiedenfarbige Schichtungen wir an den Wandungen der Einschnitte wahrnehmen können? Verschwand dies Alles mit einem Zauberschlage, oder haben diese stummen Zeugen einer grossen Vergangenheit noch lange in eine Zeit hineingeragt, deren Geschlecht ihr Zeugniss nicht mehr verstand?

Lange bevor man an eine Ausgrabung Olympias dachte, hat man sich mit diesen Fragen beschäftigt, ohne doch eine befriedigende Antwort zu finden. Und freilich war eine solche nicht möglich ohne die umfassende Ausgrabung, nach der erst durch Zusammenstellung aller Fundumstände auf die Ursachen der Zerstörung geschlossen werden konnte, wie sich auch der Hergang, welcher die Ueberdeckung der Ebene herbeiführte, erst nach Einsichtnahme in die Schichtung und die Bewegungsrichtung der Erdmassen völlig ersehen liess.

Versuchen wir nun an der Hand der geschichtlichen Nachrichten und der durch die Ausgrabung gegebenen Anzeichen eine Vorstellung von den Katastrophen zu gewinnen, denen die Herrlichkeit Olympias zum Opfer

fiel, und sodann die Ursachen klarzulegen, denen wir die Erhaltung der freilich spärlichen Reste jener Herrlichkeit verdanken.

Langsam nur und Schritt für Schritt wichen die Götter des Olympos dem siegreichen Vordringen des Christengottes, hartnäckig jedes Fusses Breite vertheidigend. War auch unter Constantin das Christenthum bereits als Staatsreligion erklärt worden, so hielt doch der grössere Theil der Bevölkerung des römischen Reiches offen oder insgeheim mit grosser Zähigkeit an dem alten Glauben fest. Ja, unter Julian erobern die alten Götter die volle Herrschaft in Griechenland für kurze Frist noch einmal zurück. Seine Nachfolger Jovian, Valens und Gratian waren nicht gewillt, dem Gewissen ihrer Völker Zwang anzuthun. Die prunkhafte Inschrift Jovians an der Kirche der Madonna Paläopoli in Korfu, welche rühmt, dass er die Tempel der Heiden ausgerottet habe, kann sich nur auf wenige vereinzelte Beispiele berufen.

Anders der Nachfolger Gratians: mit dem Eifer des Neubekehrten, mit dem Ungestüm des spanischen Blutes, das in seinen Adern rollte, beginnt Theodosius I. die erste Heidenverfolgung mit nicht geringerer Grausamkeit, als die heidnischen Caesaren Roms ehedem an den Christen bethätigt hatten. Unter dem Schutte der Tempel werden die für ihre Ueberzeugung hingemordeten Priester begraben.

Unter Theodosius fällt denn auch der letzte Hort gemeinsamen Volkslebens in Griechenland, das Fest der olympischen Spiele. Zum letztenmale werden sie im Jahre 393 in hergebrachter Weise gefeiert.

Dann erfolgte das Verbot des Kaisers und mit ihm würde, einer freilich stark angezweifelten Stelle des Cedrenus zufolge, im Jahre 393 oder 394 auch die Ueberführung des kostbarsten Schatzes von Olympia, des berühmten Gold-Elfenbeinbildes aus dem Zeustempel nach Constantinopel erfolgt sein, jenes Wunders der Bildnerei, welches neun Jahre zuvor (384) von Themistion nach dessen ausdrücklichem Zeugnisse noch an seinem ursprünglichen Orte gesehen worden war. Ist die Nachricht des Cedrenus richtig, so erfüllte sich jetzt das Schicksal seiner Entführung, die ihm schon einmal, im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gedroht hatte. Damals wollte es der halbwahnsinnige Kaiser Cajus (Caligula) nach Rom führen und sein eigenes Haupt an Stelle des lockenumwallten Zeusantlitzes setzen lassen, aber furchtbare Götterzeichen hatten die abergläubischen Gesandten von der Ausführung des Frevels abgeschreckt. Nun führte man das kostbare Werk nach der Hauptstadt Byzanz, wo es nach jenes Byzantinischen Schriftstellers Aussage im Palaste des Patriziers Lausus, an der mittleren der drei grossen Pracht-

strassen der östlichen Stadt zwischen der Ostseite des Constantinischen Forums und der Stadtpräfectur, noch viele Jahre zu sehen war, bis eine verheerende Feuersbrunst mit einem ganzen Stadtviertel auch dieses Götterbild zu Staub wandelte.

Die Wegführung des Zeusbildes von Olympia würde aber keineswegs einen Grund abgeben, deswegen an eine Unterbrechung oder gar ein Erlöschen des Zeuscultus daselbst zu denken. Denn jenes Bild war ja, gleich dem der Athena Parthenos im attischen Burgheiligthume, kein Cultusbild, sondern nur ein Schaustück, der höchste Schatz des Tempels, während der Gottesdienst, ein vollkommen bildloser, keines sichtbaren Symbols bedurfte.

Zwei Jahre nach der letzten olympischen Feier (395 n. Chr.) erfolgte der Einbruch der von Alarich geführten Gothenhorden in die Peloponnesos. Wäre die Zeusstatue damals noch in Olympia gewesen, so wäre sie sicherlich von der plündernden Hand beutegieriger Barbaren nicht verschont geblieben, welche in nächster Nähe des Festplatzes, auf der Hochebene der benachbarten Pholoë von dem nachsetzenden Stilicho bedrängt wurden. Wie Vieles sonst damals an Bauwerken und Bildsäulen durch die Gothen zerstört wurde, wie Vieles namentlich an Werken von Bronze und Edelmetall zu Grunde ging, wird bei dem Mangel an ausführlichen Nachrichten schwerlich festzustellen sein. Hertzberg nimmt an, dass alle Baulichkeiten Olympias mit Ausnahme etwa des Zeustempels schon damals von Grund aus zerstört wurden. Wenn man erwägt, das Alarichs Einfall in die Peloponnesos doch weit mehr ein Raub- und Beutezug war als ein planmässiger Krieg behufs Gewinnung und Besiedelung einer neuen Heimat, dass seine Horden verhältnissmässig nur kurze Zeit in Elis gehaust haben können, und endlich, dass man Tempelhallen, von denen eine einzige Säule Hunderte von Centnern wiegt, nicht mit dem Schwerte abmäht oder mit dem Streitkolben niederschlägt, so wird man jene Annahme wohl selbst dann auf ein geringeres Maass zurückführen müssen, wenn man mit Hertzberg annimmt, dass die fanatische Wuth der arianischen Westgothen (die sich doch wohl vorzugsweise gegen die hellenischen Katholiken und nicht gegen den antik-heidnischen Cultus wandte) „planvoll dahin gearbeitet habe, die festen Anhaltspunkte antiken Lebens nach Kräften zu zerstören."

Völlig sicher aber ist, dass der olympische Zeustempel die Katastrophe von 395—397 überdauerte, denn nach dem Berichte des Scholiasten zu Lukian stand er noch zur Zeit Theodosius' II (408—450). Dieser Kaiser war es, der durch die Verordnung vom 13. November 426

die Zerstörung aller noch vorhandenen heidnischen Tempel im morgenländischen Kaiserthum befahl und mit der strengsten Durchführung dieser Maassregel dem antiken Leben den Todesstoss versetzte; unter ihm wird der eben erwähnten Nachricht zufolge der Tempel des Zeus zu Olympia „verbrannt."

Bedenkt man, dass der Tempel in seinen wesentlichsten Theilen durchaus massiv war, dass nur das Dachgespärre, die Treppe, das Dach des Pteron und innere Bekleidungen von Holz sein mochten, so muss das wenngleich dachlose und rauchgeschwärzte Heiligthum doch auch dieses Schicksal überdauert haben; Säulen, Gebälk und Cella sowie der Schmuck des Giebelfeldes und der Metopen bestanden gewiss noch länger.

Denn keine Menschenhand vermochte die gigantischen Säulen von mehr als zwei Meter Durchmesser auf deren Capitell-Platte fünf Männer sich eine bequeme Lagerstätte bereiten könnten, so niederzustrecken, wie wir sie unter Schutt und Sandmassen unverrückt ruhend fanden, eine neben der anderen, wie eine Reihe im Gliede gefallener Krieger, von ihrem mächtigen Unterbau nach aussen gestreckt. Nur wo an den vier Ecken des Peristyles den Säulen die Möglichkeit gelassen war, nach rechts oder nach links zu fallen, oder wo sie an der Ostfront auf den harten Vorbau der hohen Rampe stürzten, zeigt sich eine Verwirrung des in seiner Zerstörung noch grossartigen Bildes. (s. nebenstehende Tafel II.)

Hier wie in Nemea, wo die Säulentrommeln des Zeustempels in ganz gleicher Weise, Geldrollen gleich, nach den Seiten des Gebäudes zu ausgestreckt liegen, war es kein Geringerer als der alte Erderschütterer, Poseidon, der im grimmigen Zorne über die Schändung des brüderlichen Heiligthums an den Festen der Erde rüttelte. Es muss ein furchtbarer und ein annähernd central verlaufender Erdstoss gewesen sein, der dieses Steingefüge zu einem augenblicklichen, fast den ganzen Bau umfassenden Sturze brachte. Denn wenige Bautheile nur, die bei jener Katastrophe über den anderen in labilem Gleichgewichte liegen geblieben waren, sind erst später, und offenbar nach ziemlich kurzer Zeit nachgefolgt, wie sich aus ihrer Lage bei der Ausgrabung ergab. Versuchen wir nun, den Zeitpunkt jener Katastrophe näher zu fixiren: Die letzte Nachricht über den Tempel, und zwar über seine angebliche Verbrennung, datirt, wie wir oben sahen, aus dem Jahre 426. Eine zweite sehr wichtige Zeitbestimmung gewinnen wir aus einem Münzfunde: Innerhalb einer zum grossen Theile aus Bruchstücken des Zeustempels roh zusammengefügten nachhellenischen Hausmauer vor der Ostfront des Tempels fand sich am

ZEUS-TEMPEL VON SÜDWEST GESEHEN.

19. Februar 1876 ein ersichtlich in der Mauer verborgener einfacher irdener Topf mit einem Schatze von nahezu tausend kleinen Münzen. Diese Münzen gehen nicht über die Zeit Justinus II (565—578) hinaus. Wir gewinnen somit für die Katastrophe, welche den Zeustempel stürzte, die beiden Grenzen 426 und 578 oder wenig später. Die Nachrichten über gewaltige Erdbeben während des in Betracht kommenden Zeitraumes sind keineswegs spärlich. Der namhafte griechische Gelehrte Sathas hat sich vor einigen Jahren der dankenswerthen Mühe unterzogen, die hierüber in den byzantinischen Schriftstellern enthaltenen Berichte zu sammeln und zu ordnen.

Unter den grossen Erdbeben zwischen 426 und 580 sind dieser Quelle nach die meisten asiatische und thrakische. Diejenigen von 439 und 458 (?), von denen das erste Kreta, das andere Thrakien, Ionien und die Kykladen heimsuchte, können für die Peloponnes nicht in Betracht kommen; 480 werden wiederum die Kykladen und Constantinopel betroffen, 494 (?), 515 und 516, endlich 520 hat Rhodos schwer von Erderschütterungen zu leiden, aber erst im folgendeu Jahre — nach Anderen 522 — hat die Geschichte eines der grössten und weitestausgedehnten Erdbeben für den Orient zu verzeichnen. Wie es ganz Epeiros und die Pelops-Halbinsel erschütterte, so warf es in Kleinasien Antiocheia, Anazarbos und andere blühende Städte in Schutt und Trümmer.

Das gewaltigste aber der mittelgriechischen Erdbeben, welche der Zeit nach in Frage kommen können, ereignete sich am 7. oder 9. Juli des Jahres 551. Es traf, soweit die Berichte reichen, Thessalien, Achaia, Boiotien, Palästina, Syrien, Mesopotamien und Arabien. Ganze Städte verwandelte es in Trümmerhaufen: so Patrai und Naupaktos, in deren ersterer nicht weniger als viertausend Menschen erschlagen wurden. Korinthos, Chaironeia und Koroneia wurden verwüstet, am krisaiischen und malischen Golfe traten heftige und verheerende Fluthen ein, ein Erdschlund entstand, — wo wird nicht gesagt — der eine grosse Versammlung zum Festspiel vereinigter Griechen verschlang.

Für die Katastrophe zu Olympia bleibt somit nur die Wahl zwischen den Erdbeben von 522 und 551; oder aber — und das ist wohl das wahrscheinlichere — die Annahme, dass beide Erschütterungen an dem Zerstörungswerke theilhaben. Der Stoss, welcher die kolossalen Blockgefüge des Zeustempels zu Boden werfen konnte, war zweifellos stark genug, Allem, was etwa noch an antiken Baulichkeiten übrig geblieben war, ausnahmslos den Rest zu geben.

Das Bild des zerstörten Olympia, bevor die milde Hand der Zeit

eine verhüllende Decke weichen Erdbodens darüber breitete, und ein grünes Netzwerk freiwilligen Pflanzenwuchses sich darüber spann, muss von einer grauenhaften Grossartigkeit gewesen sein, von der auch jetzt, wo die Trümmer vor uns liegen, die lebhafteste Phantasie sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Die gewaltigen Trümmermassen von ehrwürdigem Alter gebräunten Gesteins, dazwischen die frischen weissen Bruchflächen; Säulentrommeln, Capitelle, Architravbalken in allen Richtungen durcheinander geschmettert; die zerbrochenen Bildnisse von Göttern und Helden mit dem edlen Antlitz hervorschauend aus Schutt und Geröll; zerknickte Baumstämme, zerrissene, verdorrte Zweige des heiligen Haines! Und — lagen nicht auch zwischen den Quadern und den zersplitterten Balken zuckende Menschenleiber eines späteren Geschlechtes, das sich hier angesiedelt hatte? Wie Vieler letzter Schmerzensruf hier ungehört verhallte, wer will es sagen!

Nach dieser gewaltigen Katastrophe scheint die Olympische Ebene eine feste Ansiedelung nicht mehr sehr lange besessen zu haben, gänzlich verödet ist sie indessen erst in späterer Zeit.

Als der Gedanke an eine Ausgrabung in Olympia feste Form gewonnen hatte, war die Phantasie geschäftig, sich ein Bild des aufzudeckenden heiligen Bezirkes auszumalen. Sie mochte wohl dabei, bewusst oder unbewusst, sich an das Bild des wiedererstandenen Pompeji anlehnen, das, wie es einst von dem weichen Grabtuche leichter Asche und feiner Bimsteine eingehüllt ward, nun nach Hebung dieser Hülle dem Beschauer ein wenig verändertes Antlitz zeigt, mitten im modernsten Welttreiben ein Stück unberührten antiken Lebens. Man dachte sich ja irriger Weise über die olympische Ebene durch eine Ueberfluthung des Alpheiosstromes eine weiche Schlammdecke gebreitet, nach deren Abhebung die Trümmer der alten Herrlichkeit unberührt, wie sie gestürzt waren, das im Geiste leicht wiederherstellbare Bild der antiken Anlage darbieten würde.

Wie jene Voraussetzung, die Trümmer Olympias seien durch eine einmalige, einheitliche Ueberdeckung dem Blicke und der zerstörenden Hand späterer Geschlechter entzogen worden, eine irrthümliche war, so bot sich auch nach Abräumung der Sandmassen dem Auge ein von dem geträumten sehr abweichendes Bild. Deutliche, oft mehr als meterhohe Reste ausgedehnter Gebäudecomplexe mit engen Gassen dazwischen, stattliche Vertheidigungsmauern, zahlreiche Gräber von Thonplatten oder Steinwandungen, neben den Skeletten christliche Embleme enthaltend, Alles aus antikem Materiale zusammengebaut, sie bewiesen, dass hier nach dem Absterben des antiken Lebens keineswegs eine menschenleere Ein-

öde gewesen, sondern dass, wenn auch ärmliche und verkommene, so doch sesshafte Geschlechter von der Stätte Besitz ergriffen hatten.

Zweierlei Arten von Baulichkeiten sind hier deutlich zu unterscheiden, sowohl ihrer Höhenlage über dem antiken Terrain als ihrer baulichen Beschaffenheit nach: die tiefer fundirte ältere Anlage enthüllte uns Olympia zu unserer Ueberraschung als einen befestigten Platz. Unser Situationsplan (Taf. XIX—XX) lässt denselben in punktirter Linie erkennen. Die nordwestliche Ecke der Feste bildet der Zeustempel selbst, der zur Zeit ihrer Errichtung zum Theil noch stand und so einen günstigen Stützpunkt für die Vertheidigung bot. An seine Nordostecke schliesst sich eine aus antiken Bauresten, aus Säulentrommeln, Capitellen, aus Postamenten von Bildsäulen, aus einfachen und profilirten Werkstücken nicht ohne Sorgfalt geschichtete, etwa drei Meter starke Vertheidigungsmauer, zunächst etwa fünfunddreissig Meter ostwärts verlaufend und dann nach Süden umbiegend. Ein Stück dieser Mauer, östlich vor dem Zeustempel, lässt auch die Ansicht auf Taf. II erkennen, dicht vor dem Erdwall, welcher in jenem Stadium der Ausgrabungen (1876) die östliche Grenze unseres Vordringens bezeichnete. In diesem Mauerstücke war eine grosse Anzahl von Lagersteinen für die Dachsparren eines antiken Gebäudes verwendet worden. Die Vertiefungen dieser Werkstücke verleihen dem Mauerwerk dieses Theiles das in unserem Bilde ersichtliche rusticaartige Ansehen.

In gleicher Weise schloss sich nach Süden gestreckt die Festungsmauer an die Südwestecke des Zeustempels an. Die sogenannte Süd-Halle scheint den Abschluss des Festungsvierecks auf der Mittagsseite gebildet zu haben.

Die ursprüngliche Höhe der Mauer war nicht mehr zu ermitteln; in späterer Zeit war sie abgetragen und anderwärts verbaut worden. Aber sie stand noch im Süden etwa 4 Meter hoch und in der Nähe des Zeustempels bis zur Höhe der Tempelstufen. Sie ist frühzeitig wieder abgebrochen worden, denn ein Theil der späteren Hausmauern zieht sich quer über die Mauer her.

Im wesentlichen haben zu ihrer Errichtung die vorhandenen Bauten herhalten müssen. Auf der Ostseite zunächst das Metroon, dann die Echohalle und die zahlreichen Postamente der östlichen Altisseite. Auf der Westseite zuerst die Säulen und Gebälke des Leonidaion, dann das Buleuterion, zuletzt im Südwesten die Schatzhäuser der Geloer und der Megarer. —

Wohl zu unterscheiden nach ihrer Bestimmuug und der weit roheren

Technik ist die zweite, sehr ausgedehnte Gruppe von Baulichkeiten. Es sind dies nach einem einigermassen regelmässigen Plane und annähernd rechtwinklig ausgeführte Wohnungen, welche neben Trümmern anderer olympischer Gebäude viele Theile des Zeustempels enthalten und nicht nur Werkstücke desselben, sondern auch zahlreiche Theile seines statuarischen Schmuckes. Die Wände dieser Hütten sind nur dünn, meist gegen ein halbes Meter stark. Die Steine sind nicht durch Kalkmörtel verbunden, sondern man hat die Lücken zwischen ihnen nur mit Ziegelbrocken und lehmiger Erde ausgestopft. Diese Häuser ziehen sich sowohl über die gestürzten Bauglieder des Zeustempels wie auch über die zur Zeit ihrer Erbauung theilweise schon wieder zerstörte Festungsmauer hinweg.

Neben diesen Wohngebäuden ärmlichster Art — nicht einmal eine besondere Heerdstätte lässt sich in ihnen erkennen — finden sich auch mit Mörtel gedichtete und mit Stuck ausgekleidete cisternenartige flache Behälter, in denen man wohl mit Recht Weinkeltern hat erkennen wollen, wie solche in ähnlicher Weise noch heute in griechischen Weingärten zu sehen sind. Bisweilen sind solche Behälter auch aus den grossen Säulentrommeln ausgehöhlt.

In der Mauer eines solchen Hauses fand sich, was für ihre Datirung wichtig, jener Topf mit Münzen, von welchem oben die Rede gewesen ist. Ein analoger Fund wurde in einer gleichen und benachbarten Hausmauer am 22. December 1877 gemacht. Hier fand sich ein Haufen der verschiedenartigsten durch Eisenrost zu einem Klumpen zusammengewachsenen Gegenstände, die von ihrem Besitzer offenbar eilig, wohl bei einer nahenden Gefahr, in einer Ecke seines Hauses vergraben worden waren. Das Hauptstück war ein mächtiges thönernes Fass, in welchem zwei kleine bis an den Rand mit Kupfermünzen gefüllte Thonkannen verborgen waren. Auch auf dem Boden des Fasses und in einem anderen Thongfäss neben demselben waren Kupfermünzen aufgehäuft — im Ganzen mehrere Tausende im Gewicht von sechs Kilogramm. Die noch kenntlichen Stücke gehören nach der Bestimmung des Herrn Dr. Friedländer der Zeit Constantins des Grossen, Leo I. (457—474) und Justinians (527—565) an; sie stimmen also mit dem früher gemachten Münzfunde in Bezug auf die Zeit ungefähr überein. Mit diesem Gelde zusammen fand sich auch das Koch- und Hausgeräth des Besitzers: ein Kessel, eine Flasche und drei Kannen aus Bronze, ein eiserner Haken und ein grosses löffelartiges Instrument aus Eisen. Ferner fand sich hier eine Menge eisernen Ackergeräthes: fünf Hacken, zwei Schaufeln, eine eiserne Stange, mehrere Messer, etwa ein Dutzend Sicheln, eine Kette mit Halseisen und

Anderes. Eisernes Ackergeräth, — Pflugschaaren und Sicheln —, fand sich auch an anderen Stellen verstreut vor.

Auch die schon erwähnten zahlreichen Gräber auf olympischem Boden können den Fundumständen nach nicht wohl einer späteren Epoche zugeschrieben werden, als derjenigen in welcher die Häuser entstanden. Hin und wieder zieht sich eine Hausmauer über ein Grab hinweg, das mithin schon bestehen musste, als jene gebaut wurde. Auffallend bleibt dann freilich, dass die Gräber fast in gleichem Niveau mit den Häusern liegen. Man hat für ihre Herstellung sich des gerade zur Hand liegenden Materiales bedient, der Stein- und Thonplatten. So war ein Grab im Nordwesten der byzantinischen Kirche mit einer Metopenplatte des Zeustempels abgedeckt; häufig sind die grossen gebogenen Ziegel der antiken Dächer und Wasserleitungen verwendet. Die Todten sind überall mit dem Kopfe nach Westen zu bestattet worden, oft bis zu vieren in einem gemeinschaftlichen Grabe. In dem ersten der Gräber, welche wir öffneten, fand sich neben den Schädeln der beiden Skelette eine kleine Münze, der Obolos, welchen nicht nur die antike Welt ihrem Todten zur Zahlung der Ueberfahrt über den Acheron mitgab, sondern der noch heut von der ländlichen Bevölkerung Griechenlands dem Todten beigelegt wird. [Der eine dieser Schädel besass bei völlig normaler Bildung nur dreissig Zähne.] Gegenstände von Werth sind in den zahlreichen Gräbern nur sehr wenige gefunden worden; einige Fingerringe mit dem Zeichen des Kreuzes, eine bronzene Lampe mit einem Kreuze als Griff, endlich ein Weihrauchfass in der Form, wie es sich noch heut in kleinen griechischen Landkirchen findet, ein an eisernen Kettchen hangender Becher: das war das Einzige, was diese arme Bevölkerung ihren Verstorbenen mitgeben konnte. Und auch diese armseligen Geräthe sind theilweise aus antikem Raube gemacht. Jener Weihrauchbecher ist hergestellt aus dem Kessel eines antiken Dreifusses, sein unterer Theil gleichfalls aus einem antiken Bronzestücke. So haben denn die einst dem Zeus geweihten Geräthe nach seiner Entthronung dem Christengotte dienstbar werden müssen.

Und nicht nur solche Gegenstände der Kleinkunst hat dieses Schicksal betroffen: auch ein stattliches Gebäude aus antiker Zeit, dessen einstige Bestimmung noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ist von den späteren Bewohnern Olympias zu einer Cultusstätte für den Christengott umgewandelt worden. Inschriftplatten in ihrem Fussboden geben Zeugniss von den Verwaltern geistlicher Aemter an diesem Gotteshause. Stammen diese Inschriften, wie Herr Professor Gardthausen annimmt, in der That aus dem fünften Jahrhundert nach Christo, so würde sich daraus

die Existenz einer christlichen Gemeinde in Olympia zu einer so frühen Zeit ergeben, wie nach anderen Umständen nicht vermuthet werden konnte.

Combinirt man nun alle die angeführten Fundumstände, so wird man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die mangelhaften, armseligen Wohnhäuser im wesentlichen dem sechsten Jahrhundert nach Christi zutheilen dürfen, während die Festungsmauer einer früheren Zeit angehört. Das Verbot der olympischen Spiele durch Justinian, welches in das genannte Jahrhundert fällt, kann als ein Beweis, dass die Bevölkerung Olympias damals noch heidnisch war, nicht angesehen werden. Auch bei einer bereits zum Christenthume übergetretenen Bevölkerung von Elis ist die Feier der in uralter Tradition fortlebenden Spiele recht wohl noch zu denken. Der Eifer der Priester nur nahm an diesem an sich harmlosen Feste Anstoss und veranlasste sein Verbot durch den Kaiser.

Wir werden also wohl zu dem Ergebniss kommen, dass die durch Alarich's Einfall (395/97) gewitzigte Einwohnerschaft von Olympia sich, um bei ähnlichen Ereignissen eine Zufluchtsstätte zu besitzen, aus den Trümmern der von den Gothen zerstörten Bauten jenen Burgwall errichtete, dessen Technik hier und da noch an die bessere Zeit hellenischer Bauthätigkeit erinnert; dass nach Stürmen, die uns unbekannt sind, ein mehr und mehr herabgekommenes Geschlecht an dieser Stätte friedlich von Ackerbau und Heerdenzucht lebte, und dass wenigstens dieses letztere Geschlecht sich zum christlichen Glauben bekannte.

Mit Unrecht sind daher die Reste jener Häuser öfters als Slavenmauern bezeichnet worden. Die spätere slavische Bevölkerung von Elis hat mit diesen Bauten Nichts zu thun. Denn vor dem Jahre 587 oder 589 hat erweislich nie ein Slave seinen Fuss auf den heiligen Boden von Elis gesetzt, und selbst in jenen Jahren kann von einer sesshaften slavischen Bevölkerung in Elis nicht die Rede sein. Erst im 7. Jahrhundert erfolgte eine Besetzung der Halbinsel durch slavische Stämme.

Der vorstehende Versuch, die Frage nach den Geschlechtern, welche Olympia nach dem Falle des Heidenthumes bewohnt haben, zu beantworten, macht nicht den Anspruch, als eine unumstössliche Lösung dieser Frage angesehen zu werden.

Vom Ende des 7. bis ins 13. Jahrhundert schweigen die Quellen gänzlich über die Ereignisse am Alpheios. Ob der letzte Einfall der Bulgaren, welche im Jahre 990 noch einmal den Isthmus überschreiten, auch unsere Ebene betroffen hat, wissen wir nicht.

Mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts wird es erst wieder Licht auf der Halbinsel: fränkische Ritter aus der Champagne und Burgund haben

unter der Oberhoheit Wilhelms von Champlitte und der tapferen Führung des Gottfried Villehardoin nach der Einnahme Constantinopels sich von dem Heere getrennt und auf eigene Faust die Halbinsel Morea erobert, die von jetzt an diesen Namen trägt. Sie haben die alte Eintheilung des Landes in slavische Tzupanien aufgelöst und daraus mehr als 200 Lehen geschaffen, die den Rittern nach Rang und Ansehen einzeln oder in grösserer Anzahl zusammengelegt als Baronien zugetheilt werden. Die verhältnissmässig sehr genaue Kenntniss des Landes und seiner Zustände zu jener Zeit verdanken wir einem in seltsamen Gemisch von Mittelgriechisch und Altfranzösisch geschriebenen Manuscript eines Anonymus des 14. Jahrhunderts.

Aus diesem merkwürdigen Schriftstück sehen wir, dass mit wenigen Ausnahmen alle antiken Namen auf der Halbinsel verschwunden und dafür slavische an ihre Stelle getreten sind. Wir vermögen nun im Nachstehenden auf einem kleinen Umwege dahin zu gelangen, nachzuweisen, dass der Ort, welcher in der olympischen Ebene auftritt, den Namen Serviana oder Servia führte.

Im Frühling des Jahres 1263 zieht ein 30 000 Mann starkes Heer des Kaisers Michael Palaiologos gegen Wilhelm, den Nachfolger Gottfrieds Villehardoin, von Karytaina den Alpheios (Rufiá) abwärts. Nach Niederbrennung des bereits fränkisch gewordenen Klosters Isova zieht dieses Heer flussabwärts bis zu einer für den Lagerplatz eines so grossen Haufens geeigneten Ebene bei Prinítza, wo eine kleine Plattform einen glücklichen Zeltplatz für den griechischen Feldherrn darbot, und bezieht dort ein Lager. Bei der Nacht zieht ihnen ein fränkischer Ritterhaufe, der bei Krésthena gelegen hatte (vgl. die Karte Fig. 2), durch eine Bergschlucht, die Kunupítza heisst, in die Flanke, schlägt sie gründlich auf's Haupt und zieht dann nach Servia.

Es handelt sich zunächst um Festlegung des Lager- und Schlachtfeldes von Prinítza. Auf dem linken Alpheiosufer zwischen Krésthena und Isova liegen nur zwei Ebenen, von denen die eine, dicht unter Isova belegene, noch nicht einmal für tausend Mann Lagerplätze bietet.

Die andere grosse Ebene liegt da, wo der von Greka (vgl. Fig. 2) kommende Bach in den Alpheios fällt. Da liegt auch ein trefflich zum kaiserlichen Zeltplatze geeigneter, kleiner, platter Hügel, der heutzutage den Namen Kupítza führt und in der Axe der von Krésthena zwischen Phellon- und Lapitasgebirge dem Alpheios zuführenden Schlucht liegt.

Im Frühling des folgendes Jahres (1264) zieht der byzantinische Grossdomesticus, um seine Scharte auszuwetzen, mit einem neuen Heere

Alpheios abwärts gegen Andhravídha in der Nähe der alten Peneiosmündung. Man lagert wieder bei Prinítza, verlässt nun die gerade Strasse nach Andhravídha und nimmt die Richtung links gegen Serviana, weil die Eingebornen sagten, der gerade Weg zur Hauptstadt führe durch Schluchten und biete viele Stellungen, in welchen die feindlichen Armbrustschützen dem kaiserlichen Heere Schaden thun könnten. Dieser gerade Weg kann kein anderer sein, als der auch in antiker Zeit durch die Schlucht der Parthenia (vgl. Fig. 2), des Flusses von Bakireïka, nordwärts führende Bergweg.

Links aber am Alpheios entlang gelangt man von dort in etwa einer Stunde auf die Ebene von Olympia.

Oestlich von Serviana, so berichtet die Chronik weiter, auf einer Anhöhe stand ein von wenigen Hütten umgebenes, dem H. Nikólaos geweihtes Kirchlein, von den Einwohnern Mesiskli genannt. Hier errichtet man das Zelt des Grossdomesticus, während seine Kriegsschaaren den Abhang der Hügelreihe und die am Fusse derselben ausgebreitete Ebene überschwemmten. Am folgenden Tage entwickeln sich die feindlichen Heere auf der Ebene von Serviana zur Schlacht, welche durch den Tod des Kantakuzenos ein schnelles Ende in der Flucht der Byzantiner findet.

Die Trümmer des Kirchleins und der dasselbe umgebenden Hütten und der Name Aghios Nikólaos sind bis auf den heutigen Tag in den Weinbergen am Südabhange vor dem Dorfe Miráka erhalten. Ghiorghios Pappachristopulos, ein Einwohner jenes Dorfes, führte mich in den ersten Tagen meines olympischen Aufenthalts dorthin, als ich Harpina suchte und nach Ruinen fragte. Der Theil der Ebene unmittelbar östlich dieses Abhanges heisst in Erinnerung an irgend ein Ereigniss aus der Frankenzeit im Munde der Bauern heute „Frankoníssi“, die Frankeninsel.

Servia muss damals aber kein fränkischer Sitz sondern ein griechisches Dörfchen gewesen sein. —

Bald nach der fränkischen Herrschaft, theilweise sogar schon während derselben, im 14. und 15. Jahrhundert beginnt eine neue Einwanderung die Peloponnesos zu überschwemmen, die der Schkypitaren, Albanesen oder wie sie sich heute nennen, Arvaniten. Dass sie auch die Gegend von Olympia zu festen Sitzen gewählt haben, beweisen die Dorfnamen in der Umgegend, so des weitaus grössesten Ortes Kriekúki (Rothkopf), eine Reitstunde nördlich von Olympia.

In Merians „Topographia Italiae“ vom Jahre 1688 findet sich in dem Text von Zeiller die früheste Erwähnung Olympias. Es heisst daselbst:

„Olympia war eine berühmte Stadt, nach vieler Meinung auff dem Berge Olympo, oder wie andere wollen, zwischen dem Ossa und dem Olympo, nicht weit von Elis und Pisa, in der Provintz Belvedere gelegen, berühmt nicht nur wegen der herrlichen Handelschafft, so allda getrieben worden, sondern auch wegen der dagehaltenen Spiele. Heutiges Tages soll sie, wie Gastaldus will, Longanico genennet werden."

Nach einer venetianischen Karte, dem Portulan von Battista Palnese von 1516, aufbewahrt in der San Marcobibliothek heisst die olympische Ebene, wie noch heutzutage, das Thal von Andílalo, das „Echothal" eine Benennung, deren Berechtigung jeder zugestehen wird, der einmal das zwanzigfach wiederhallende Rollen des Donners in diesem bergumschlossenen Kessel gehört hat.

Die volksthümliche Lösung der Frage ist eine einfachere: Die Bauern von Drúva und Miráka sehen in den Resten des olympischen Tempels den Palast eines Königssohnes. Die Deutschen waren gekommen, um seinen unermesslichen Schatz zu finden, Bildsäulen „ganz von Diamant." Als die spätgriechischen elenden Häusergruppen um den Zeustempel herum deutlich sichtbar zu werden begannen, konnte einer unserer Arbeiter, in seiner Erwartung sicher getäuscht, dem Wissensdrange nicht länger widerstehen: „Du weisst Alles, Effendi", sagte er, zu uns herantretend, nur das Eine erkläre mir: wie kommt es nur, dass dieser Königssohn sich seinen gewaltigen Palast zwischen so elende Hütten hineingebaut hat?" —

Ueber alle diese Trümmer olympischer Herrlichkeit und byzantinischer Armseligkeit hat sich nun im Laufe der Jahrhunderte jene durchschnittlich vier bis sechs Meter hohe Sandlage gebreitet, deren Beseitigung das Werk der deutschen Expedition galt.

Darunter liegt die zwischen fünfundzwanzig Centimeter und einem Meter Stärke wechselnde, schwärzliche und humusreiche, von Scherben und Ziegelbrocken durchwachsene Erdschicht des antiken Terrains. Unter ihr, auf eine feste Lage diluvialer Kieselgeschiebe gebettet, wiederum gelblicher Sand, die Sohle für die Fundamente der antiken Gebäude.

Eine missverstandene oder doch ihrer Tragweite nach überschätzte Nachricht bei Strabon, im Vereine mit einer gelegentlichen Bemerkung des Plinius über die periodischen, sehr interessanten Entleerungen des arkadischen Pheneossees durch den Ladon und Alpheios, hatte nun zu der bis in die jüngste Zeit von Autor zu Autor übernommenen Fabel Veranlassung gegeben, dass die Ueberdeckung der Ruinen Olympias im Zusammenhange mit diesem eigenartigen, den periodischen Schwankungen des Zirknitzer Sees verwandten Phänomen stehe. Bei der festen Ein-

wurzelung dieser durch sieben Jahrzehnte hindurch behaupteten Anschauung, die man auch heutzutage noch vertreten findet, mag es sich wohl lohnen, bei ihrer Widerlegung einen Augenblick zu verweilen, um sodann erst die richtigen Thatsachen anzugeben.

Der Alpheios empfängt seine bedeutendste Wassermasse aus dem ihm nahe der Grenze zwischen Arkadien und Elis von Norden her zueilenden Ladon. (Vgl. das Uebersichtskärtchen Fig. 1.) Der Ladon wiederum erhält den weitaus grössten Theil seiner Wasserfülle aus dem Pheneossee im nördlichen Arkadien, fünf deutsche Meilen südlich vom korinthischen Golf. Dort strecken von allen Seiten mächtige Gebirgsstöcke ihre Füsse zusammen. Von Nordwesten sendet das Aroanische Gebirge langgedehnte Ausläufer hinab, von Nordosten breitet sich der Saum der halbkreisförmigen Kyllene dagegen, während von Westen her Penteleia und Oryxis, von Osten her der Skiathis sich mit den Bergen der Kaphyatis vereinigen.

Von den nackten Kalkmassen dieser Steillehnen zurückgewiesen und nur an wenigen Stellen durch eine Vegetationsdecke aufgehalten, rieselt das Wasser der winterlichen Regen und die in den Frühlingsstrahlen geschmolzene Schneedecke der höheren Gipfel hinab in einen stillen, einsamen See, hoch im Gebirge, der noch eine weitere und ununterbrochene Nahrung aus zwei ihm von Norden zufliessenden Bächen erhält. Von allen Seiten durch hohe, passlose Bergränder eingeschlossen, müsste der Spiegel dieses Sees sich immer höher und höher heben, um sich endlich gleich dem Wasser einer überfüllten Schale über den Bord zu ergiessen, hätte nicht das zerklüftete Kalkgestein seines Beckens den Gewässern einen Abfluss durch einen unterirdischen Kanal gestattet. Katavothren nennen die heutigen Griechen solche in der Gebirgsbildung der Peloponnes häufigen, oft geräumigen Kalkschloten. Die Alten schrieben ihre Anlage oder doch ihren Ausbau der wohlthätigen Hand des Herakles zu.

In einer solchen Katavothre verschwindet das Wasser des Pheneossees, um am äusseren Fusse des Bergringes, südwestlich des Sees, plötzlich in voller reichlicher Quelle hervorzubrechen und mit dem starken Gebirgsbache des Aroanios vereint den Ladon zu bilden. Oft aber verstopft sich der unterirdische Kanal, der eine nur geringe Breite und Tiefe besitzt, für kürzere oder längere Zeit, bisweilen für Jahre. In letzterem Falle steigen die Wasser des Sees und merkwürdiger Weise auch diejenigen andrer, kleinerer, offenbar in unterirdischem Zusammenhange mit ihm stehender, arkadischer Seen zu ungewöhnlicher Höhe, welche älteren Beobachtungen zufolge bei dem Pheneossee hundert Meter erreicht haben

soll. Oeffnet dann ein Naturereigniss, etwa ein Erdbeben, die verstopfte Schleuse, so strömen nun die Wasserfluthen mit grosser Gewalt durch Ladon und Alpheios zum Meer, überschwemmend und grosse Stücke des Uferrandes abreissend. Das Alterthum hat mehrere dieser Katastrophen angemerkt. Plinius erwähnt, dass bis zu seinen Lebzeiten der Pheneossee fünfmal seinen Wasserstand geändert habe, Eratosthenes, dessen Lebenszeit drei Jahrhunderte früher liegt, erwähnt nur einen einzigen Fall.

Im gegenwärtigen Jahrhundert war die Katavothre des Pheneossees vom Jahre 1822 bis zum Ende des Jahres 1833, also nahezu zwölf Jahre lang, verstopft, bis es plötzlich dem Poseidon gefiel, am Neujahrstage 1834 durch einen starken Erdstoss die gefesselten Wasser wieder frei zu geben, die nun über vier Monate lang mit ungeheurer Gewalt zum Meere hinabbrausten.

Eine solche Katastrophe, meinte Leake, könnte wohl die Ueberdeckung der Olympischen Ebene durch gewaltige Sinkstoffmassen herbeigeführt haben. Diese beiläufige, wohl ohne sonderliche Ueberlegung hingeworfene Meinungsäusserung ist seitdem von Allen, die bis 1877 über Olympia geschrieben haben, als eine feststehende Thatsache betrachtet worden. (Vgl. Meine Artikel in der Allgem. Ztg. 1877 Nr. 205, 206, 207, 230, 231.) Das poetische Bild vom schätzehütenden Alpheios vererbte sich von Buch zu Buch, es war zu verlockend, um der nüchternen Wahrheit geopfert zu werden, die gleichwohl jeder Besucher der Stätte finden konnte, wenn er sich die Terrainverhältnisse ernstlich vergegenwärtigte. Denn im Süden hatte der ausgetretene Alpheios einst eine weite Bucht in die Erddecke gerissen. Der hierdurch veranlasste plötzliche Absturz des Terrains betrug hier, wie Oberst Leake bereits 1806 richtig geschätzt hatte, etwa zwanzig Fuss. Von hier bis zum Flusse senkt sich das Terrain, dem Auge sichtbar, nicht unerheblich, und nordwärts, oberhalb des Absturzes, lässt der schnelle Lauf des Kladeosbaches das starke Gefälle erkennen, welches seine dem Terrain parallele Sohle besitzt. Man konnte mithin auch ohne Messinstrument zwischen dem mittleren Wasserspiegel des Flusses und der Aufhöhung des Terrains bei der aus der Verschüttung hervorragenden nördlichsten Ruine im Kladeosthale eine Niveaudifferenz von mindestens fünfzehn Meter mit Sicherheit ersehen. Dieses Maass reichte zu, um die landläufige Annahme zu widerlegen, wenn man gewiss war, dass zwischen dem antiken Wasserspiegel des Stromes und dem heutigen nicht etwa ein erheblicher Unterschied bestand. Dass dies nicht der Fall war, bewiesen die Höhenlagen der diluvialen Kiesschichten, welche den Flusslauf begleiten, bewies die Lage eines in der Nähe des Alpheios ausmündenden

römischen Entwässerungskanals, endlich die Sohlenhöhe des antiken, aus mächtigen Conglomeratblöcken zusammengethürmten Revêtements, welches die Ebene gegen einen Austritt des Kladeos schützen sollte.

Wie ungeheuer müsste wohl die Wassermasse gewesen sein, welche vom Pheneossee auf elf deutsche Meilen Länge herabgebraust kam, um eine Ebene von zwei Quadratmeilen Flächeninhalt fünfzig Fuss hoch zu bedecken! Denn thatsächlich beschränkt sich die Formation der alluvialen Deckschichten keineswegs auf das Kladeos- und Alpheiosthal bei Olympia. Vielmehr folgen bis beinahe zum Meere hin dem Laufe des Letzteren die beiden angeblich von ihm angeschwemmten Steilufer, durch deren rechtes der Enipeus, die heutige Lestenítza, eine Stunde weit unterhalb Olympias sich ein acht Meter tiefes Bett in genau denselben Schwemmsand gewühlt hat. Mehr noch beweisen die gleichartigen Uferformationen oberhalb der Ladonmündung, bei Heraia, dass von einer durch den Ladon vermittelten Terrainaufhöhung in Olympia nicht die Rede sein konnte.

Nachdem so die Einwirkung des Alpheios auf die Verschüttung der Ebene verneint worden ist, muss zur Erledigung der Frage im positiven Sinne geschritten werden. Es ist hierzu ein wenigstens flüchtiges Eingehen auf die geologischen Verhältnisse unerlässlich, deren Untersuchung im Jahre 1880 Herrn Professor Dr. Bücking obgelegen hat. In einem „Vorläufigen Berichte," dem wir im Wesentlichen, häufig wörtlich, folgen, wurden die Resultate seiner Untersuchung der Kgl. Akademie der Wissenschaften (März 1881) vorgelegt. Die erläuternde geologische Karte (Taf. III) verdanken wir dieser Veröffentlichung. —

Die Höhen, welche den Alpheios in seinem unteren Laufe begleiten, gehören gleich denen der unteren Kladeosufer der jüngeren Tertiärbildung an. An ihrer Basis liegen bei Olympia ziemlich mächtig entwickelte Conglomerate, Geschiebe von Kreidegesteinen, wie sie noch heute der Alpheios aus Arkadien mitbringt, nämlich schwarze und graue Kalke, graue Sandsteine und namentlich rothe, grünliche und schwarze Hornsteine, fest verkittet durch ein kalkiges Bindemittel. Auf dem Höhenzuge des rechten Kladeosufers, wo das Dörfchen Druva mit dem Hause der Deutschen Expedition lag, treten diese Conglomerate sattelförmig hervor und wechsellagern in ihren oberen Lagen mehrfach mit Schichten von gelblichem, kalkhaltigem Sand und bläulich grauem Mergel. Es vollzieht sich auf diese Weise ein allmäliger Uebergang in reine Sand- und Mergel-Ablagerungen, wie sie insbesondere östlich vom Kladeos, ferner am Kronoshügel und weiter nördlich in beträchtlicher Mächtigkeit zu Tage treten.

GEOLOGISCHE KARTE von OLYMPIA.

Tertiär.

Untere Conglomerate.	Mariner Sand u. Mergel.	Süsswasser-Bildung.	Braunkohlen.

Alluvium.

Schuttkegel.	Sand u. Lehm Ablagerungen des Alpheios.	Kies-Ablagerungen des Alpheios.	Älteres Alluvium des Kladeos.	Frühere Wasserläufe des Kladeos.	Jüngeres Alluvium

Nach der topographischen Aufnahme von J.A. Kaupert geognostisch bearbeitet von H. Bücking 1880.

Verlagsbuchhandlung v. Jul. Springer Berlin, N. Monbijouplatz 3.

Berliner lithogr. Institut.

Zu dieser Formation gesellen sich stellenweise Einlagerungen von festeren Sand- und Kalksteinbänken in den lockeren Tertiärschichten, die zwar nur ein halbes bis zwei Meter mächtig, doch gleichsam ein festes Gerüst bilden, welches die zwischengelagerten loseren Massen vor allzu rascher Erosion schützt und so von wesentlichem Einfluss auf die Reliefform der Gegend ist. Die Sandsteinbänke sind durch ein kalkiges Bindemittel verfestigte Sande, oft reich an Austern, und entsprechen alsdann in der That eigentlichen Austerbänken. So liegt beispielsweise fast die gesammte Stadt Pyrgos, zwei Meilen meerwärts von Olympia, auf einer solchen inselförmigen Austerbank. Diese Bänke treten bald als langgestreckte, gratförmige Erhöhungen mauerartig aus dem lockeren Sande hervor, bald erscheinen sie in grossen, wohl auch isolirt auftretenden pittoresken Felsmassen, durch Abspülung des sie früher umhüllenden Sandes blosgelegt. Durch ihre Form nicht so scharf gekennzeichnet sind die kalkigen Bänke, dafür aber um so reicher an Petrefacten, besonders an Cardien und Cerithien. Man kann sie aus letzterem Grunde auch wohl als Muschelbänke bezeichnen. Dieses Material, welches die Alten Poros nannten, ist vorzugsweise zu den olympischen Bauten verwendet worden, hat aber weder in geologischer Hinsicht noch auch im Aussehen die geringste Verwandschaft mit dem „Muschelkalk“, eine Bezeichnung die man oft irrthümlicher Weise für das Material der olympischen Bauten angewendet findet.

Es liegt auf der Hand, dass die losen Sand- und Mergelmassen, die auf den Olympia benachbarten Höhen zu Tage liegen, vorzugsweise geeignet waren, durch Regengüsse, wie sie dort in einer bei uns ungekannten Heftigkeit jahraus jahrein auftreten, in die Ebene hinabgeschwemmt zu werden. Und so stammt denn auch das gesammte Material, welches die olympische Ebene bedeckt, in der That von den angrenzenden Höhen, vorzugsweise denen des Kladeosthales. Es nahm seinen unaufhaltsamen Lauf in das Thal, nachdem die künstlichen Vorkehrungen, welche man im Alterthum gegen sein Andringen getroffen hatte, Futtermauern und Terrassirungen bei Verödung der Ebene vernachlässigt wurden und verfielen.

Zugleich trat auch der Kladeos aus seinen Ufern. Ein Erdrutsch im Norden der Altis mochte seinen Lauf gestaut und zum Ausweichen gezwungen haben. Hierbei riss er die hohen Sandschichten, welche durch allmählige Abschwemmung der ihn begleitenden Höhen seine oberen Ufer bildeten, mit sich fort und breitete sie in einer 30 bis 50 Centimeter hohen Schicht über den westlichen Theil der olympischen Ebene,

wo sie wesentlich zur Bergung und Erhaltung der Anlagen des Gymnasiums und der Palästra beitrugen.

Aehnliche Katastrophen haben sich in späteren Zeiten mehrfach wiederholt. Die verschiedenen Rinnsale, welche der Kladeos hierbei durch die Ebene in südöstlicher Richtung gegraben hat, liessen sich deutlich an den Kieselablagerungen erkennen, welche sich inmitten der aufgeschwemmten Sandmassen eingebettet fanden. Sie sind in der beigegebenen geologischen Karte verzeichnet worden.

Es ist mithin kein vom Alpheios auf die Ebene heraufgetragenes Erdreich, welches dieselbe bedeckt, sondern lediglich der von den umliegenden Höhen herabgeflossene und theils direct, theils durch Vermittelung des Kladeos über die Fläche hin ausgebreitete Sand, eine Thatsache die seiner Zeit von dem im Jahre 1829 die Arbeiten der Franzosen leitenden Gelehrten klar ausgespochen, aber von späteren Berichterstattern nicht anerkannt wurde. „Un sable dur", sagt Dubois, „recouvre la plaine „jusqu'à la profondeur de 17 à 18 pieds; le sable provient de la décom„position des collines de grès, dont le Cronius fait partie."

Der Erste, welcher die für die Erhaltung Olympias so wichtige Mitwirkung des Kladeos erkannte, war Wilhelm Lang nach einer Besteigung des Kronoshügels am 1. April 1876: „Uebrigens", sagt er in seiner Peloponnesischen Wanderung, „kann man sich nicht der Ver„muthung entschlagen, dass neben dem Alpheios, der längst überführt „ist, auch dem kleinen Kladeos ein Theil der Schuld an der Verschlam„mung des Bodens beizumessen ist. Steht man oben auf dem Kronion, „so springt in die Augen, wie die Richtung des Kladeosthales, wenn es „von reissenden Berggewässern erfüllt war, diese genau der Altis zu„treiben musste; und dass auch dieses Bergthal seine Katastrophen gehabt „hat, erkennt man an der bereits erwähnten Durchbrechung der west„lichen Altismauer (die Futtermauer des Kladeos ist gemeint). Zudem „ist auch der Grund des Kladeosthales weit hinauf durch Schuttmassen „erhöht, die in gleichmässiger Neigung zu dem heutigen Boden von „Olympia sich absenken. Diese Schuttmassen können nicht vom Alpheios „heraufgedrückt, sie müssen vom Kladeos aus den Bergen herabgeführt „sein. Und der Umstand, dass die Eleer nächst dem Alpheios unter „allen Flüssen am meisten den Kladeos verehrten, scheint gleichfalls „darauf hinzudeuten, dass sie Ursache hatten, ihn zu fürchten."

Die Wandelungen des Kladeosbettes haben sich bis in die neuere Zeit hin fortgesetzt: Die Karte der Französischen Expedition des Jahres 1829 zeigt die Mündung des Baches, wie sie nahezu noch heute liegt,

in etwa 450 Meter directer Entfernung vom Zeustempel, annähernd senkrecht zum Alpheios. Im Jahre 1813, als Allason seine Aufnahme der Ebene für Lord Stanhope machte, zog sich der Lauf des Baches noch an 800 Meter weiter, dem Alpheios annähernd parallel, und mündete westlich des Hügels von Druva. Die damit constatirte, in sechzehn Jahren eingetretene Terrainänderung wird freilich mehr dem Uferabbruch durch den Hauptfluss als dem Kladeos zuzuschreiben sein. Ein Hochland von 280 000 Quadratmeter, eine Erdmasse von 1 150 000 Cubikmeter ist innerhalb dieser kurzen Zeit vom Strome abgerissen und dem Meere zugeführt worden. Bei jedem Hochwasser unterwäscht die rasche Fluth des Alpheios, der das starke Gefälle von 1 : 600 besitzt, die losen Steilufer seines Laufes; nicht selten bietet sich dann das anziehende Schauspiel, wie eine ganze Uferwand von zehn bis zwölf Meter Länge und etwa zwei Meter Breite sich plötzlich löst und mit lautem Getöse in die aufrauschenden Fluthen stürzt.

Umgekehrt bilden sich aus den vom Flusse mitgeführten Geröllen und den Humusschichten, die sich auf diesen von den Abhängen her ausbreiten, weite Verlandungen, auf denen Platanengebüsch, Oleander und Keuschlamm sich schnell ansiedeln und kleinere Nehrungen oder Werder bilden, die oft schon das nächste Hochwasser mit sich fortreisst, um sie an anderen Stellen wieder abzulagern.

Der Strom ist von den mitgeführten Sandmassen auch während des Sommers stets weisslich gelb gefärbt, ähnlich dem Tiber oder dem unteren Lauf der Elbe, und trägt gewiss gleich der letzteren von dieser Farbe seinen Namen, der auf die Wurzel alf „weiss“ zurückzuführen sein dürfte.

Die antike Localsage hat die Unstetheit und die mächtige Fluthgeschwindigkeit des Alpheios in ein dichterisches Gewand gekleidet. Der Flussgott liebt die ihm abholde spröde Quellnymphe Arethusa, die sich vor seinem Ungestüm nach Sicilien flüchtet. Aber der rastlose Stromgott folgt ihr durch das Meer hindurch und ereilt sie im ortygischen Heiligthum von Syrakus. Darum ward dem Glauben nach, wenn das olympische Fest gefeiert ward, die sicilische Quelle Arethusa roth vom Opferblute der Thiere, und Moschos singt von dem Flusse:

> Bis Arethusa wälzt er die ölzweigtragende Welle,
> Blätter und Blüthen bringend als Mitgift, und heilige Asche.

Die Ablösung von den lockeren Sandmassen der Uferhügel ist so stark, dass schon während der Ausgrabungsarbeiten kleine Schuttkegel

an diejenigen Stellen hinzuwandern begannen, welche erst kurz zuvor vom Spaten der Arbeiter blosgelegt waren. Aus diesem Grunde wird es nöthig sein, wenn anders der jetzige Zustand der aufgedeckten Feststätte erhalten bleiben soll, energische Vorkehrungen gegen die Abrutschungen vom Kronoshügel und den angrenzenden Höhen zu treffen, ebenso eine Art von Thalsperre im Kladeosthale zu errichten. Anderenfalls würde Olympia binnen einer nicht langen Reihe von Jahren nahezu ebenso tief wieder verschüttet liegen, wie wir es gefunden haben. —

GESCHICHTE

DER

WIEDERENTDECKUNG OLYMPIAS.

Der Gedanke, den unter Schutt und Sandmassen begrabenen bedeutendsten Festplatz der Hellenen wieder aufzudecken oder mindestens doch die Bildwerke und Alterthümer, welche man dort noch vermuthen durfte, dem Boden zu entreissen, war kein neuer, kein plötzlich aufgetauchter: Das glücklich durchgeführte Deutsche Project griff zurück auf die Hoffnungen, Prophezeiungen und Wünsche einer langen Reihe von Gelehrten und Kunstfreunden aller civilisirten Völker. Ohne solche wiederholten Anregungen und ohne die hoch anzuschlagenden Vorarbeiten, welche namentlich von französischen und englischen Forschern geleistet waren, wäre unsere Arbeit nimmer zu Stande gekommen.

Eine Schrift, welche es unternimmt, diese letztere in ihrem Werden und in ihren Erfolgen zu schildern, hat die zweifellose Pflicht, der Vorarbeiter an dem grossen Werke zu gedenken.

Bereits im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts weist der gelehrte Pater Bernard de Montfaucon auf die sicheren Erfolge hin, die man von einer Ausgrabung auf dem Boden Olympias erhoffen dürfe. Im Sommer 1723 war der Cardinal Quirini zum Bischof von Korfu ernannt. Am 14. Juni dieses Jahres schreibt Montfaucon an diesen Freund des Alterthums folgende divinatorische Worte: „So sind Sie denn endlich in dem ge„lehrten Griechenland stationirt, und wenn dies auch voraussichtlich nicht „von Dauer sein wird, so können Sie, mit Ihrem Interesse für das Alter„thum, doch leicht reiche Entdeckungen machen, die Ihnen für immer „eine Berühmtheit bei der gelehrten Welt sichern. Ein Gutes ist dabei, „dass Korfu und seine Nachbarschaft Stellen sind, an denen man bisher „kaum gesucht hat, und dass die Entdeckungen, die Euer Gnaden dort „machen können, sich auf geistigen Gebieten bewegen, wo man die „römischen Inquisitoren und Censoren nicht zu fürchten hat. Korfu ist „als eine alte Colonie der Korinther voll von antiken Monumenten und „von fast sämmtlich in dorischem Dialekt abgefassten Inschriften. Auch „Zante und Kephallonia besitzen solche. Aber was ist das Alles im

„Vergleich zu der diesen Inseln gegenüberliegenden Küste von Morea! „Hier ist das alte Elis, wo die olympischen Spiele gefeiert wurden, wo „man eine Unzahl von Denkmälern für die Sieger errichtete: Statuen, „Reliefs, Inschriften. Die Erde muss dort davon gepfropft voll stecken; „und dabei ist besonders wesentlich, dass meines Wissens dort noch „Niemand gesucht hat. Und das liegt doch in Ihrem Bereich, Sie können „dort mit geringen Kosten eine reiche Ernte halten."

Im weiteren Verlauf des Schreibens weist Montfaucon nachdrücklich auf Pausanias als den Führer bei solchem Unternehmen hin.

Vierzig Jahre später nimmt Winckelmann den Gedanken auf: „Ich „kann nicht umhin," so schliesst er das 3. Capitel im 8. Buche seiner Geschichte der Kunst, „ein Verlangen zu eröffnen, welches die Erweiterung „unsrer Kenntnisse in der griechischen Kunst sowohl, als in der Gelehr„samkeit und in der Geschichte dieser Nation betrifft. Dieses ist eine „Reise nach Griechenland, nicht an Orte, die von Vielen besuchet sind, „sondern nach Elis, wohin noch kein Gelehrter noch Kunstverständiger „hindurchgedrungen ist." . . . . „Ich bin versichert, dass hier die Aus„beute über alle Vorstellung ergiebig sein, und dass durch genaue Unter„suchung dieses Bodens der Kunst ein grosses Licht aufgehen würde."

Dass Winckelmann unter Elis den Boden von Olympia versteht, geht aus anderen Stellen unzweifelhaft hervor. Nicht minder aus den Aeusserungen Anderer: Meint doch ein Zeitgenosse mit Bezugnahme auf Winckelmanns oft besprochenen, im Interesse der Wissenschaft vollzogenen Uebertritt zur römischen Kirche, er würde freudigen Herzens auch Muselmann geworden sein, wenn ihm damit die Erlaubniss gegeben wäre, in Olympia Ausgrabungen anzustellen.

Zahlreiche von Rom aus an seine Freunde in Deutschland gerichtete Briefe lassen erkennen, wie der einmal erfasste Gedanke rastlos in ihm arbeitet. Charakteristisch für die damaligen Zustände in Deutschland ebenso wie für Winckelmanns klare Erkenntniss derselben ist es, dass er seine Hoffnung nicht auf sein Vaterland setzt: er hofft, dass die bevorstehende Papstwahl seinen kunstliebenden Gönner, den Cardinal Stoppani auf den heiligen Stuhl Petri führen, und dass dieser einflussreiche und begüterte Kirchenfürst ihm durch seinen Reichthum die Wege zu ebenen im Stande sein wird.

„Die Reise nach Griechenland," schreibt er 1767, „würde wenigstens „zwei Jahre erfordern, denn man müsste keine Insel unbesucht lassen „und sonderlich die alte Landschaft Elis untersuchen, weil kein Sterblicher „in neueren Zeiten bis dahin gedrungen ist." Bei den mangelhaften Ver-

bindungen jener Zeit wusste Winckelmann noch nicht, dass bereits ein Jahr zuvor in der That ein Sterblicher, der englische Geistliche Richard Chandler den Boden von Elis betreten und, den Spuren des Pausanias folgend, die Feststätte von Olympia an ihrer charakteristischen Situation wiedererkanut hatte.

Auch Winckelmanns letzte Reise nach Deutschland, auf der ihn in Triest ein jäher Tod durch die Hand eines Raubmörders ereilte, war zum Theil zu dem Zwecke unternommen, für eine Ausgrabung Olympias zu wirken. Fünf Monate zuvor, am 13. Januar 1768 schreibt er darüber an Heyne in Göttingen: „Eine Nebenabsicht meiner Reise ist, eine Unter-„nehmung auf Elis zu bewirken, das ist: einen Beitrag, um daselbst nach „erhaltenem Firman von der Pforte, mit hundert Arbeitern das Stadium „umgraben zu können. Sollte aber Stoppani Papst werden, so habe ich „Niemand als das französische Ministerium und den Gesandten bei der „Pforte dazu nöthig; denn dieser Cardinal ist im Stande, alle Kosten „dazu zu geben. Sollte aber dieser Anschlag auf Beitrag geschehen, so „wird Jeder Theil an den entdeckten Statuen bekommen. Die Erklärung „hierüber ist zu weitläufig für einen Brief und muss mündlich geschehen. „Was Jemand ernstlich will, kann alles möglich werden, und diese Sache „liegt mir nicht weniger am Herzen als meine Geschichte der Kunst."

Wie dankbar im Grunde muss man dafür sein, dass dieser Plan nicht zur Ausführung gelangte. Eine tief beklagenswerthe Zersplitterung der einheitlichen und vor Allem in dieser ihrer Zusammengehörigkeit werthvollen Statuenfunde Olympias würde die Folge gewesen sein. Und wie gering hätte sich der Werth dieser Funde für die Kunstwissenschaft jener Zeit bemessen, die ihre Ideale in den glatten Copien römischer Zeit fand, der ein Apoll von Belvedere der Inbegriff aller antiken Menschenschönheit war. Es kann für die Entwickelung des kunstgeschichtlichen Studiums nur als ein Gewinn betrachtet werden, dass ein fast providentiell zu nennendes Geschick dazu führte, den Geschmack zuvor an der strengeren Schönheit der Parthenonsculpturen zu läutern, dann in den aiginetischen Bildwerken eine bereits verständlicher gewordene Vorstufe der plastischen Kunst erkennen zu lassen und endlich uns in den Giebelgruppen Olympias das Bindeglied zwischen beiden Epochen zu offenbaren. —

Mit Winckelmann ging für Deutschland die Aussicht auf eine Aufdeckung Olympias zu Grabe. Die Jahre der Erniedrigung, des tiefsten äusseren und inneren Elends, die unser Vaterland heimsuchten, waren nicht geeignet, den Blick auf so fern liegende ideale Ziele zu lenken. Und

wo wären zu jener Zeit in Deutschland auch die materiellen Mittel für ein solches Unternehmen zu finden gewesen!

Andre Nationen begannen die Forschungsarbeiten in der Peloponnes, Engländer und Franzosen. Der Erste, der den völlig unbekannten Boden der Halbinsel betrat, war, wie erwähnt, der Oxforder Theologe Richard Chandler im Jahre 1766. Freilich konnte er in das unwirthliche und gewiss sehr unsichere Innere des Landes nicht vordringen, er musste sich auf die Küstenfahrt und gelegentliche kurze Streifzüge von den Küstenorten aus beschränken. Im Begriffe, nach längerer beschwerlicher Reise heimzukehren und ohne Hoffnung auf wissenschaftlichen Gewinn, weil er vergeblich bei der stumpfsinnigen Bevölkerung nach Auskunft über Denkmäler der Antike forscht, will er sich nach Zante einschiffen. Ein letzter Abstecher von dem Hafenorte Glaréntza nach dem Flecken Gastúni nahe bei dem alten Elis führt ihn zu einem türkischen Aga Namens Mulah. Von ihm erfährt er, dass sich in der Nähe des Rufiá (Alpheios) bei dem Dorfe Miráka Mauertrümmer befinden. Nach der gekennzeichneten Lage, schliesst Chandler sogleich, müssen diese Ruinen die von Olympia sein. Trotz der drückenden Hitze des August und der in Elis besonders stark fühlbaren Landplage der Stechmücken beschliesst er mit seiner kleinen Reisegesellschaft sich dorthin aufzumachen. Nach beschwerlichstem Ritt über Pyrgos langt man Abends an dem bezeichneten Punkte an und schlägt in der Dunkelheit die Zelte auf. Am anderen Morgen in aller Frühe geht es an die Durchforschung des Terrains „mit einer Hitze der „Erwartung, wodurch unsere Bestürzung, als wir fast Alles nackt fanden, „um ein Ansehnliches vermehrt wurde. Die Trümmer, welche wir den „Abend gesehen hatten, waren die Mauern von der Cella eines sehr grossen „Tempels, viele Fuss hoch und wohlgebaut; aber die Steine waren alle „beschädigt und zeigten die Arbeit von Leuten, die sich bemüht hatten, „das Metall herauszubohren, womit sie zusammengefügt waren. Aus einem „übrig gebliebenen massiven Capitell konnte man schliessen, dass das „Gebäude von der dorischen Ordnung gewesen war . . . Die Stelle ist „neben dem Wege in einem grünen Thale, zwischen zwei Reihen niederer „Hügel, die lieblich mit Wald bewachsen sind. Der Berg der ehemals „Kronion hiess, liegt nordwärts und an der Südseite der Fluss Al-„pheios.“ —

Auf Chandler folgen zunächst französische Reisende, denen wir die genauere Musterung der olympischen Ebene und ihrer Bautrümmer verdanken. Freilich ging es bei der Neuheit des Gegenstandes ohne erhebliche Missgriffe nicht ab; der Wunsch, die von Pausanias beschriebenen

Feststätten und Bauten wiederzuerkennen, führte zu voreiligen Schlüssen. Eins aber wurde mit voller Sicherheit erkannt und festgestellt: die für die Topographie des Festortes und somit als Ausgangspunkt für die spätere Forschung überaus wichtige Lage des bedeutendsten Bauwerks, des olympischen Zeustempels.

Als eins jener nicht seltenen Beispiele der Vererbung eines einmal ausgesprochenen Irrthums von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und von Autor zu Autor kann die Thatsache gelten, dass bis heutigen Tages das Verdienst dieser wichtigen Feststellung stets einem Unrichtigen zugeschrieben wurde: Chandler hatte im Jahre 1766 die Ruinen des Tempels sehr wohl bemerkt, er hat sie auch für einen Tempel angesprochen, aber über dessen einstige Bestimmung hatte er sich nicht geäussert. Er beschreibt ihn als einen „sehr grossen, dorischer Art.“ Wenn Leake hieraus folgern zu sollen meint, Chandler habe damit keinen andren als den Zeustempel in Gedanken haben können, so irrt er. Pausanias beschreibt auch das Heiligthum der Göttermutter, das Metroon, als einen dorischen Tempel von ausserordentlicher Grösse, und in der That hat Otfried Müller den Zeustempel, nachdem seine Maasse schon weit besser bekannt waren, und als man bereits die Zahl seiner Säulen in Front und Seiten richtig geschätzt hatte, immer noch für das Metroon gehalten.

Kann also Chandler nicht als der eigentliche Entdecker des Zeustempels gelten, so kann es mit noch weit geringerem Rechte derjenige Reisende, welcher gewöhnlich als solcher genannt wird, Edward Dodwell: Bevor Dodwell 1806 Olympia besuchte, hatte Leake bereits am 25. Februar 1805 in seinem Tagebuche den Zeustempel klar als solchen bezeichnet. Aber schon acht Jahre zuvor war dies durch einen französischen Reisenden in gleich klarer und unanfechtbarer Weise geschehen.

Es war dies Fauvel, der im Jahre 1787 im Auftrage des französischen Gesandten bei der Pforte, des Marquis Choiseul-Gouffier, eine Bereisung des inneren Griechenland unternahm. Seine Aufzeichnungen sind als selbständiges Werk nicht erschienen und wohl aus diesem Grunde mehr als billig unbeachtet geblieben. Sie finden sich zum Theil in seiner unter dem Titel „Analyses des Cartes de la Grèce“ erschienenen Einleitung zu Barthélemy's Voyage du jeune Anacharsis, zum Theil in dem umständlichen Berichte, den der ehemalige Generalconsul am Hofe Ali-Paschas von Janina, Pouqueville über die erste, in die Jahre 1798—1801 fallende seiner griechischen Reisen 1805 veröffentlichte. Fauvel fand die Stätte des Zeustempels zum grossen Theile aufgedeckt; die Umwohner pflegten ihn als Steinbruch auszubeuten und waren eben wieder einmal

im Begriff, Material von dort zu entnehmen. So konnte Fauvel von seinen Trümmern weit mehr constatiren, als spätere Besucher: „Ich be„merkte," so schreibt er, „mitten in der Ausgrabung, die wie für mich „ausdrücklich gemacht zu sein schien, Stücke von Säulen, welche mehr „als sechs Fuss Durchmesser hatten. Diese Säulen waren cannelirt. Die „erste Schicht der Steine in der Mauer der Cella hatte fünf Fuss Höhe „und stand noch an ihrem ursprünglichen Platze. Pausanias bemerkt, „dass der Tempel des Zeus dorisch war, 68 Fuss Höhe hatte, und dass „er nicht von Marmor, sondern von Poros, einem von Seemuscheln er„füllten Steine, erbaut war. In der That bestehen aus diesem Steine, „der mit einem Anwurf von weissem Stuck übertüncht ist, die Säulen„stücke und die oben erwähnte Schicht der Mauer. Merkwürdig ist, dass „die Griechen dieser Art Steine noch jetzt den Namen Poros geben." etc.

Die angeführte Stelle befindet sich in dem, wie bemerkt, 1805 erschienenen Reiseberichte Pouquevilles. Gegen ihre Authenticität kann nicht der leiseste Zweifel obwalten, um so weniger, da Pouqueville, der den Tempel in gleichem Zustande fand, Fauvels Ansicht über dessen Bedeutung nicht theilt; er hielt ihn vielmehr für das Heraion. —

In den Anfang unsres Jahrhunderts, zwischen 1801 und 1808, fallen dann die für die Feststellung der antiken Topographie Griechenlands grundlegenden, zum Theil bereits erwähnten Reisen der drei englischen Forscher William Martin Leake, Edward Dodwell und William Gell. Alle Drei sind über die hauptsächlichsten topographischen Elemente einig, Kronoshügel, Kladeos und Zeustempel werden richtig bezeichnet. Auch Leake findet den Tempel als Steinbruch benutzt, doch muss seine Stätte seit Fauvels Besuch wieder erheblich zugeschlemmt worden sein. Denn während Dieser die Säulen und Cellamauern blos liegen sah, findet Leake an Kunstformen Nichts als „ein einziges Fragment eines dorischen „Säulenschafts aus Poroskalk von so enormer Grösse, dass wenig Zweifel „bleibt, diese armseligen Reste seien die des gefeierten Zeustempels." Messbar ist einzig die Breite einer Cannelur, über ein Fuss (engl.), woraus Leake mit Recht auf einen Säulendurchmesser von mindestens sieben Fuss (engl.) und auf die Zahl von sechs Frontsäulen schliesst. Der Berichterstatter beendet sein Tagebuchnotiz mit dem Hinweis auf den unzweifelhaften Erfolg einer Aufdeckung des antiken Bodens: „Es „ist aller Grund vorhanden anzunehmen, dass die interessantesten Ent„deckungen zur Illustration der Künste, der Sprache, der Sitten und der „Geschichte Griechenlands bei Nachgrabungen in Olympia noch gemacht „werden würden."

Dodwell, in Begleitung Mackenzies, und Gell, die im folgenden Jahre in Olympia anlangen, machen einige Nachgrabungen an dem gleichfalls richtig als Zeustempel bezeichneten Gebäude, dessen Cellamauern nun nur noch etwa zwei Fuss hoch aus der Erde ragen. Sie finden dabei einen dorischen Säulenschaft, dessen Cannelur sie mit 13 Zoll, und dessen Durchmesser sie mit 7 Fuss 3 Zoll (engl.) messen können. Auch sie bemerken den von Fauvel erwähnten Ueberzug von weissem Stuck und finden einige schwarze Marmorplatten, die sie mit dem von Pausanias vor dem Zeusbilde gesehenen Fussboden in Verbindung bringen. Dodwell erinnert sich dabei an Winckelmanns ehemaliges Project, eine Subscription behufs Ausgrabung Olympias ins Werk zu setzen. „Sollte ein„mal", fährt er prophetisch fort, „ein solcher Plan ausgeführt werden, so „dürfen wir vertrauensvoll hoffen, dass die schönsten Bildhauerwerke so „wie die interessantesten und werthvollsten Alterthümer ans Licht ge„fördert werden."

Nach William Gell's mündlichen Angaben versucht nun zuerst Wilkins 1807 in seinen „Antiquities of Magna Grecia" einen bildlichen Grundriss des Zeustempels herzustellen. Nach Analogie des sogenannten Theseustempels zu Athen schliesst er mit glücklicher Divinationsgabe auf sechs Säulen in der Front und dreizehn an den Flanken. Es ist derselbe Grundriss, den dann Völkel übernommen und den aus seinem Nachlasse Otfried Müller publicirt hat; doch hielt, wie bemerkt, dieser Forscher den betreffenden Tempel nicht für den des Zeus, sondern für das Metroon.

Im Jahre 1811 berührte auch Cockerell, einer der glücklichen Entdecker der Aigineten und des Tempels von Phigalia, die Ebene von Olympia. Auch er erkannte den Tempel als einen sechssäuligen Peripteros und unterschied bereits mit Sicherheit die Cella vom Opisthodom.

Alle die bisherigen Untersuchungen hatten als wirkliches Resultat nur die Feststellung des Zeustempels erreicht, während alle übrigen Versuche, sonstige topographische Punkte des Festortes zu bestimmen, mehr oder minder verfehlt waren. Es kann dies kaum Wunder nehmen, da es bisher noch an einer der wichtigsten Unterlagen für die topographische Untersuchung, an einer kartographischen Aufnahme der Ebene fehlte. Dieses unentbehrliche Hilfsmittel sollte erst 1813 geschaffen werden, als Lord Spencer Stanhope auf Anregung des Institut de France, dessen Mitglied er war, eine Reise nach Griechenland antrat. Quatremère de Quinzy arbeitete damals eifrig an seinem grossen Werke „Jupiter Olympien" und veranlasste Lord Stanhope, der Ebene von Olympia seine besondere

Aufmerksamkeit zu schenken. Sein Reisebegleiter, der junge Architekt Allason, unternahm eine erste Kartirung der Ebene auf Grund einer trotz vieler Sorgfalt in nur vierzehn Tagen vollendeten Dreiecksmessung. Sie ist bis zu den Tagen der Deutschen Expedition die einzige geblieben und hat bis dahin allen Untersuchungen über Olympia zu Grunde gelegen. Der Verfasser ist aufrichtig genug gewesen, seine sämmtlichen Messlinien auf dem Plane zu verzeichnen, so dass eine Controle der Arbeit an Ort und Stelle bequem und schnell zu bewerkstelligen war. Wie aus der Unbehülflichkeit, mit welcher anstatt grosser Hauptdreiecke ein verwickeltes Netz kleiner Triangel über die Ebene gelegt ist, von vornherein zu schliessen war, hielt die Karte der Probe nicht überall Stich; es sind nicht unerhebliche Fehler darin, die das Bild der Ebene, besonders aber der sie begleitenden Höhenzüge etwas verzerren. Immerhin war sie für eine lediglich auf des Pausanias Nachrichten fussende ideelle Reconstruction des Festortes vollkommen ausreichend und deshalb eine der dankenswerthesten Vorarbeiten auf olympischem Boden. Die Karte erschien 1824 als der werthvollste Bestandtheil des Stanhope'schen Reisewerks, dessen in hoher künstlerischer Vollendung gestochene Landschaftsbilder leider der Treue ermangeln und selbst im allgemeinen Charakter der landschaftlichen Physiognomie Griechenlands keineswegs gerecht werden.

Nur wenige Jahre nach dieser Aufnahme begannen die Unruhen, welche dem griechischen Unabhängigkeitskriege voraufgingen. Sie vereitelten neue in England inzwischen gereifte Pläne zu einer umfassenden Ausgrabung in Olympia, zu deren Leitung die Herren Petre und Eustace berufen waren, und deren materielle Ergebnisse dem Cambridge-Museum zu Gute kommen sollten. Bald stand ganz Hellas in Waffen und jede Friedensarbeit in jenem Lande musste aufgegeben werden. Auch in Deutschland scheiterte der Versuch, die alten Pläne Winckelmann's zu einer Art von Actienunternehmen wieder zu beleben, das nach des begeisterten Sickler Wunsche zugleich ein Denkmal für den Altmeister der Archäologie werden sollte. „Man ergreife," so schrieb er im „Kunstblatte" von 1821, „man ergreife die Winckelmannische, sicher sehr glückliche Idee zu einer in grösserem Umfange mit möglichster Genauigkeit und Vorsicht anzustellenden Nachgrabung in Olympia auf Subscription. Man vereinige alle theils daselbst theils an andern Orten in Griechenland vermöge derselben Subscription dem Lichte des Tages wiedergewonnenen Werke der alten griechischen Kunst in einem und demselben Locale, welches in einer entweder durch das Loos oder auf sonstige

Weise zu bestimmenden Hauptstadt von Teutschland, durch die Architektur würdig errichtet und durch die Sculptur gehörig ausgeschmückt werden müsse, und gebe diesem die Bestimmung, Winckelmanns Denkmal unter uns zu sein.“ —

Auch diese Stimme verhallte in dem Lärm des Krieges.

Und doch ward eben dieser Krieg, der solche Pläne kreuzte, die Veranlassung, die Forschung über Olympia in ein ganz neues Stadium treten zu lassen.

Es ist bekannt, wie gegen den Ausgang des Feldzuges hin, im Jahre 1829, die französische Regierung Truppen nach Morea sandte, die den Gräueln der ägyptischen Invasion ein Ende machen sollten. Und wie einst im ägyptischen Feldzuge Napoleons den Heersäulen eine Schaar von Gelehrten folgte, um das mit dem Schwerte gewonnene Land auch für die Wissenschaft zu erobern, so wurde auch hier eine Anzahl namhafter Gelehrter der verschiedensten Disciplinen dieser militärischen Expedition beigegeben. Französische Genieofficiere bewirkten die Aufnahme des Landes und schufen so die Grundlage für jenes bis auf unsre Tage dem Specialforscher in Griechenland völlig unentbehrliche Kartenwerk im Massstabe 1 : 200 000, auf dem bis heute alle sonstigen Karten Griechenlands basiren; eine kleine aber eifrige Schaar von Gelehrten erforschte die damals noch völlig unbekannte physische Beschaffenheit Moreas, seine Gebirge und Flussthäler mit ihrer Fauna und Flora; eine andre Abtheilung von Architekten und Malern, Abel-Blouet an der Spitze, mass und zeichnete was an Bau- und Bildwerken aus dem Alterthum und dem Mittelalter noch über dem Erdboden vorhanden oder durch gelegentliche Nachgrabungen zu erreichen war.

Wenn man in Betracht zieht, in wie kurzer Zeit und unter wie ungünstigen Umständen jene Gelehrten und Künstler ihre Arbeiten fördern und abschliessen mussten, so wird man gern geneigt sein, die mannigfachen Fehler des aus ihren Untersuchungen hervorgegangenen Prachtwerkes, der „Expédition scientifique de Morèe“ zu verzeihen, die übrigens in Frankreich selbst frühzeitig freimüthig eingestanden wurden.

Die für die Folge weitaus wichtigsten Arbeiten der französischen Gelehrten waren die Untersuchungen in Olympia, die theilweise Freilegung und Aufnahme des Zeustempels. Am 10. Mai 1829 eröffnete Dubois die Ausgrabungsarbeiten an der östlichen Seite desselben, am 17. traf Abel Blouet ein, um in gleicher Weise im Westen vorzugehen. In dem kurzen Zeitraum von sechs Wochen gelang es, durch Abgrabungen an dem durchschnittlich zwei bis vier Meter hoch mit Sand bedeckten

Tempel die wesentlichsten Maasse seines Säulenumgangs und die Haupteintheilung des eigentlichen Tempelhauses festzustellen. Schürfungen im Westen des Tempels ergaben die Ruinen einer byzantinischen Kirche. Die Hauptausbeute jedoch bestand in einer Anzahl hochinteressanter, zum Theil wohlerhaltener Bildwerke, welche zu dem Friesschmuck des Tempels gehörten. Von den erhofften Sculpturen, welche die Giebelfelder geschmückt hatten, wurden nur einige unbedeutende Fragmente aufgefunden.

Mitten im besten Finden stellte man die Arbeit ein. Das französische Werk berichtet Nichts über den Grund dieses plötzlichen Abbruchs. Erst durch die Deutsche Expedition ist er ermittelt worden, da noch Zeugen jener Vorgänge an Ort und Stelle lebten und Bericht erstatten konnten. Die Veranlassung gab ein Hauptmann im griechischen Heere aus dem benachbarten Dörfchen Phloka, den es schmerzte, dass die fremden Franken die schönen Denkmäler seiner Vorfahren aus dem Lande führen wollten. Der brave Patriot Andonios Pappandonopulos, der jetzt als hochbetagter Greis eine kleine Hütte in Phloka bewohnt und oft in unserem Hause ein gern gesehener Gast war, machte sich auf die beschwerliche und gefährliche Reise nach Nauplia, wohin Kapodistrias den Sitz der Regentschaft gelegt hatte, und es gelang ihm durch die Vermittelung des Arztes Sissinis, des derzeitigen Proëdros im Staatsrathe, Zutritt zum Regenten zu erlangen. Kapodistrias als eifriger Russophile und Feind der Franzosen beraumte umgehend eine Staatsrathssitzung an, und man beschloss, den Franzosen zwar das bis dahin Gefundene zu überlassen, die Fortzetzung der Arbeiten indessen zu untersagen. Frohen Herzens zog Pappandonopulus mit diesem Befehle in seine olympische Heimat. Noch am Tage seiner Rückkehr, zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags wurde die Arbeit der Franzosen sistirt. Die gewonnenen Bildwerke führten die Franken später, nachdem auch die Nationalversammlung in Argos ihre Zustimmung gegeben hatte, auf Flössen den Alpheios abwärts zum Meere.

Das ganz ausserordentliche Gedächtniss, welches unser Gewährsmann dadurch bekundete, dass er die uns wohlbekannten Bildwerke aus Olympia, die eine Zierde des Louvre bilden, bis in kleine Einzelheiten genau beschrieb, — die auf dem Felsblocke sitzende Jungfrau, den gebändigten kopflosen Stier, den erlegten Löwen — diese erstaunliche Erinnerungskraft bürgt auch für die Richtigkeit seines Berichtes über das Ende der französischen Ausgrabungen. Und wer die Mittheilungen der französischen Gelehrten aufmerksam liest, wird mehrfache Merkmale dieses plötzlichen

Abbruchs nicht verkennen. Wenn Dubois bemerkt, dass die angegebenen Hauptmaasse des Zeustempels auf Genauigkeit keinen Anspruch machen können, da sie vor der Bloslegung des ganzen Tempels genommen seien, so geht daraus hervor, dass man gleich Anfangs vorläufige Maasse genommen hatte, deren Controle bei dem Abbruch der Arbeiten unterbleiben musste. So sind ferner die kleinen Backsteinruinen, welche Stanhopes Werk bereits veröffentlicht hatte, im Werke der Expedition nicht nach eigenen Aufnahmen, sondern nach der Stanhope'schen Zeichnung einschliesslich deren Flüchtigkeitsfehler wiedergegeben worden. Endlich sind so grobe und evidente Fehler in der Kartirung, dass sie sich nur aus der Annahme erklären lassen, man habe eigene flüchtige und nicht controlirte Messungen mit der Allasonschen Aufnahme durch ein missglücktes Compromiss zu vereinigen gesucht.

Räthselhaft bleibt nur das Eine: warum der ja keineswegs gravirende Grund für den Abbruch der Arbeiten nicht offen mitgetheilt wurde.

Das Hauptergebniss der französischen Arbeiten in Olympia war die Constatirung der Thatsache, dass der Boden die früher nur geahnten Schätze wirklich noch barg. Eine flüchtige Grabung in wenigen Wochen hatte vortreffliche Stücke der Tempelsculpturen zum Theil in nächster Nähe ihres ursprünglichen Standortes auffinden lassen. Der Umkreis, in welchem die Franzosen gegraben hatten, war nur klein. Eine wohlberechtigte Folgerung war es, anzunehmen, dass die höher und freier stehenden Giebelfiguren, von denen man nur Brocken gefunden hatte, in ihrem Falle weiter hinausgeschleudert und gleich den gefundenen Friesmetopen noch vom Sande geborgen am Orte seien. Nur fortgesetzter Arbeit bedurfte es, um diese Schätze, in denen man die Werke von Schülern des Pheidias zu sehen berechtigt war, zu heben und zu bergen.

Und doch sollten noch nahezu fünfzig Jahre vergehen, bevor man an das ersehnte Werk gehen konnte. Nicht als ob das Interesse an der Sache erloschen wäre: vielmehr ward eine Zahl deutscher Gelehrter nicht müde, immer von Neuem auf den unbedingt zu erhoffenden reichen Lohn einer umfassenden Ausgrabung hinzuweisen. An ihrer Spitze stand Ludwig Ross, den König Otto als Conservator der hellenischen Alterthümer an seinen Hof berufen hatte. Aus seinem Briefwechsel erfahren wir von einem vergeblichen Versuche, den der Fürst Pückler-Muskau zur Ausgrabung Olympias gemacht hat. Die lebhafte, sich im Aussergewöhnlichen gern ergehende Phantasie des feinsinnigen Fürsten beschäftigte sich eine Zeit lang ernstlich mit dem Gedanken an eine völlige Wiederherstellung der olympischen Herrlichkeit. Im Jahre 1836 auf einer

Reise durch die Peloponnesos von dem landschaftlichen Reize des neuerstandenen Königreiches entzückt, durch den Zauber des in eigener Anschauung der classischen Stätten näher gerückten Bildes antiker Grösse und Schönheit begeistert, hatte er zuerst beschlossen, in der Nähe der Ruinen Spartas, am Fusse des Taygetos eine Niederlassung zu gründen und einen grossartigen Park anzulegen. Als dieser Plan an der Widersinnigkeit des damaligen Grundgesetzes (des sogen. Frey'schen Dotationsgesetzes) scheiterte, richtete sich der Blick des Fürsten auf das stille Alpheiosthal, am Fusse des Kronoshügels, und in einem Briefe an Ross, datirt von Pyrgos, den 16. Juli 1836, sucht er dessen Vermittelung für die Erwerbung dieses Terrains: „Werde ich Besitzer des Grundstückes, „so setze ich eine bedeutende Summe jährlich für eine systematische er„schöpfende Untersuchung des ganzen Terrains aus und bilde von dem, „was ich finde, ein Museum an Ort und Stelle. Es geht dann freilich „dem Gouvernement verloren; aber haben Sie Hoffnung, dass dieses je „dasselbe zweckmässig thun wird, und bleibt ihm, wenn es so gesinnt „wäre, nicht tausend Anderes gleicher Art zu thun übrig? — Wo nur „das Terrain untersucht wäre, folgte dem Alterthumsforscher der Gärtner „auf dem Fusse, und im Augenblicke, wo die Altis ihren letzten unter„irdisch verborgenen Schatz hergegeben hätte, wäre sie auch schon, mit „möglichst restaurirten Alterthümern in einen paradiesischen Garten um„gewandelt, wozu dort Boden und Klima die günstigen sind. Geld und „Ausdauer können die Sache in zehn Jahren völlig zu Stande bringen, „und was ich einmal anfing, liess ich noch nie ohne Folge."

Nur ein Jahr nach diesem vergeblichen Anlaufe führte ein glückliches Geschick den Mann nach Griechenland, dem wir das nun vollendete Werk danken, ohne dessen unermüdetes und selbstloses Streben Olympia heute noch unter dem bergenden Grabestuche läge. In Begleitung des zum Griechischen Cabinetsrath ernannten Professors Christian August Brandis zog Ernst Curtius im Jahre 1837, damals ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, in Athen ein. Ein reiches Leben begann hier in lebendigstem Zusammenwirken mit dem Lübecker Landsmanne und Jugendfreunde Emanuel Geibel, dessen erste Früchte, die „Klassischen Studien", 1840 in Bonn erschienen. Otfried Müllers, des Begründers der neueren Archäologie, längerer Aufenthalt in Athen machte die Studien der jungen Gelehrten zu besonders zielbewussten und erfolgreichen. Die gemeinsame Reise durch Griechenland mit diesem Bahnbrecher der Alterthumswissenschaft gab Curtius den Anlass zu der eingehenden Beschäftigung mit der antiken Topographie insbesondere der peloponnesischen Halbinsel. Mit

gewissenhaftester kritischer Benutzung aller Vorarbeiten, vornehmlich der ausgezeichneten Beobachtungen eines Leake, ward nun auf Grund eigener Anschauung das Material zusammengetragen, welches in dem 1851 und 1852 erschienenen, dem Gelehrten wie dem Laien gleich werthvollen, unübertroffenen Werke „Peloponnesos, eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel“ niedergelegt ist. Auf jener Reise ward der Gedanke an die Aufdeckung Olympias für Curtius ein festes Ziel, eine nicht mehr abzuweisende Lebensaufgabe.

Das Jahr 1844 brachte ihm neben der Professur in Berlin — „wie sich Verdienst und Glück verketten“, — die folgenreiche Stellung eines Erziehers des Deutschen Kronprinzen, den er auch in seinen Studienjahren nach der Universität Bonn begleitete. In dieser Stellung war es ihm wie Wenigen vergönnt, auch dem Vater seines erlauchten Zöglings, unserem Kaiser Wilhelm, nahe zu treten, in seinen dunkelsten Stunden im Jahre 1848, an seiner Seite zu stehen. Ohne diese glücklichen Beziehungen wäre wohl die Ausgrabung Olympias noch immer ein frommer Wunsch.

Für letztere ward das Jahr 1852 von hoher Bedeutung: Am 10. Januar hielt Curtius in der Berliner Singakademie vor einem erlesenen Auditorium, darunter Friedrich Wilhelm IV. und der Kronprinz, seinen Vortrag „Olympia“. Begeistert und begeisternd, von Herzen zu Herzen gehend, schilderte jene Rede die grosse glanzvolle Vergangenheit dieses einzigen Ortes der Erde, die Wüste und Einöde, in die er verwandelt war, die Hoffnung, welche sich an eine Wiederaufdeckung knüpfen müsste: „Von Neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen „Boden der Kunst und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann „wird sein Schooss wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an „das Licht des Tages zu fördern!

„Was dort in der dunklen Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. „Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen „höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so „bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden und wir sollen „in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den „Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe „der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden „Freude.“

Der Eindruck war ein überwältigender. Der empfängliche König eilte in heller Begeisterung auf den Redner zu: „Da möchte man sich ja selbst mit der Sammelbüchse an die Thür stellen!“ Der Kronprinz

gab an jenem Abend das nunmehr eingelöste Versprechen, für das geplante Werk mit aller Energie einzutreten, wann die rechte Stunde gekommen sein werde.

Diese rechte Stunde, sie sollte noch lange nicht schlagen; aber doch war eine Aenderung in der Sachlage eingetreten: Die Verhandlungen über eine Ausgrabung in Olympia brachen jetzt kaum mehr ab; dess Zeuge sind die Actenstösse, welche die preussische Gesandtschaftscanzlei in Athen darüber birgt. Freilich blieb noch Alles ohne directen Erfolg. Ludwig Ross erneute im folgenden Jahre, 1853, von Halle aus seinen Versuch, durch eine öffentliche Subscription die Mittel zu gewinnen, doch vergebens. Trotz des lebendigen Interesses, welches Friedrich Wilhelm IV. einem Unternehmen entgegenbrachte, welches Ross, Curtius und Carl Böttticher immer aufs Neue anzuregen nicht müde wurden, trotz aller sonstigen eifrigen Förderung scheiterte der Plan an der Ungunst der Verhältnisse, insbesondere an dem Ausbruche des Krimkrieges.

Die Stunde schlug erst, nachdem auf fremdem Schlachtfelde das Blut von Tausenden deutscher Söhne den alten Stammeshader ertränkt und Alles was gleichen Blutes und gleicher Zunge war, zu einem grossen Volke zusammengekittet hatte, nachdem in Einheit, Macht und Herrlichkeit wie nie zuvor ein Deutsches Reich wiedererstanden war.

Dass einer so mächtigen kriegerischen Action, einem so gewaltigen politischen Aufschwunge ein ebenbürtiges grossartiges Werk des Friedens folgen müsse, war ein weit verbreitetes Gefühl. Und diesen Moment, der zugleich eine selten günstige Constellation von Persönlichkeiten und Verhältnissen gewährte, ergriff der fürstliche Beschützer deutscher Kunst und Wissenschaft, sich seines Versprechens zu erinnern. Seinem energischen Vorgehen verdanken wir das endliche Gelingen des langersehnten Werkes. Mit nicht minder warmem Interesse folgte der kaiserliche Vater dem Beginne und der Fortentwickelung des schönen Unternehmens. „In dem von Mit- und Nachwelt ihm geweihten Ruhmeskranze wird neben den Blättern der grossen Feldherrnthaten auch das Blatt nicht fehlen, welches die erste schöne Friedensarbeit des durch ihn wiedererstandenen Deutschen Reiches bezeichnet."

Ernst Curtius persönlich ward im Frühjahr 1874 als Specialbevollmächtigter des Deutschen Reiches nach Athen gesendet. Nunmehr gelang es endlich zwischen der Griechischen und der Deutschen Regierung den Vertrag zu schliessen, welcher die Basis des Unternehmens bildet und der seinem officiellen Wortlaute nach hier folgt:

Uebereinkunft.

Die Kaiserlich Deutsche und Königlich Griechische Regierung haben, von dem Wunsche geleitet, auf dem Gebiete des alten Olympia in Griechenland gemeinschaftlich archäologische Ausgrabungen vorzunehmen, beschlossen, zu dem Behufe eine Convention abzuschliessen und sind über Folgendes übereingekommen:

Artikel I.

Die beiden Regierungen ernennen jede einen Commissar, der die Ausgrabungen nach Massgabe folgender Bestimmungen zu überwachen hat:

Artikel II.

Die Stelle des alten Tempels des olympischen Jupiter soll als Ausgangspunkt der Ausgrabungen dienen, die auf dem Gebiete des alten Olympia veranstaltet werden.

Einer späteren Vereinbarung zwischen beiden Regierungen bleibt es vorbehalten, ob die Ausgrabungen auf andere Gebiete des Königreichs Griechenland auszudehnen sind.

Artikel III.

Indem die Griechische Regierung die Erlaubniss zu den Ausgrabungen auf dem Gebiete von Olympia ertheilt, verpflichtet sie sich zugleich, den Commissaren jedweden Beistand zu leisten in der Beschaffung von Arbeitern und bei der Festsetzung der Löhne dieser letzteren; auch wird die genannte Regierung die Polizei auf den Ausgrabungsstätten ausüben, die Ausführung der von den Commissaren getroffenen Anordnungen sichern und zu dem Behufe, erforderlichenfalls, selbst die bewaffnete Macht aufbieten, ohne indess in irgend einem Falle von den Gesetzen des Landes abzuweichen. Die Griechische Regierung übernimmt es ferner auf ihre Kosten, diejenigen Personen zu entschädigen, welche leere Grundstücke (dieselben mögen aus Brachland oder aus Culturland bestehen) als Eigenthümer oder als Besitzer, auf Grund irgend eines Rechtstitels inne haben.

Artikel IV.

Deutschland übernimmt alle Kosten des Unternehmens, nämlich:

Die Besoldung der Beamten, die Löhnung der Arbeiter, die Errichtung von Schuppen und Baracken, falls dies nöthig etc.

Deutschland verpflichtet sich ferner, in Gemässheit der Landesgesetze oder der Vereinbarung, die zwischen der griechischen Regierung und den Bebauern des Landes existiren, alle Entschädigungen zu zahlen für Pflanzungen und Gebäude jeder Art, die sich auf den Nationalgrundstücken befinden, insoweit solche Entschädigungen kraft begründeter dinglicher oder persönlicher Rechte von Privatpersonen beansprucht werden könnten. In keinem Falle dürfen jedoch diese

Entschädigungen den Satz von 300 Drachmen (1 Drachme = 7 Sgr. 2 Pf.) per Stremma (1 Stremma = 1000 □ Meter) übersteigen, selbst wenn die griechische Regierung einen Theil solcher Grundstücke an Privatpersonen abgetreten hätte.

Griechenland verpflichtet sich seinerseits, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Eviction oder Expropriation der Personen zu bewirken, welche zur Zeit in Besitz von Grundstücken sind, auf denen es nothwendig erscheinen kann, Ausgrabungen vorzunehmen.

Es gilt als selbstverständlich, dass die Ausgrabungsarbeiten in keinem Falle wegen etwaiger Einsprachen oder Reclamationen von Privatpersonen oder derzeitigen Bebauern der Grundstücke eingestellt oder aufgehalten werden können.

Artikel V.

Deutschland behält sich das Recht vor, in der Ebene von Olympia diejenigen Grundstücke zu bezeichnen, welche zu Ausgrabungen geeignet sind, die Arbeiter anzunehmen und zu entlassen und alle Arbeiten sowohl im Ganzen als im Einzelnen zu leiten.

Artikel VI.

Griechenland erwirbt das Eigenthumsrecht (aura la propriété) an allen Erzeugnissen der alten Kunst, und allen anderen Gegenständen, welche die Ausgrabungen zu Tage fördern werden. Es wird von seiner eigenen Entschliessung abhängen, ob es zur Erinnerung an die gemeinschaftlich unternommenen Arbeiten und in Würdigung der Opfer, welche das Deutsche Reich dem Unternehmen bringt, diesem die Duplicate oder Wiederholungen von Kunstgegenständen abtreten will, welche bei den Ausgrabungen gefunden werden.

Artikel VII.

Deutschland steht das ausschliessliche Recht zu, Copien und Abformungen aller Gegenstände zu nehmen, welche bei den Ausgrabungen entdeckt werden.

Die Dauer dieses ausschliesslichen Rechts erstreckt sich auf 5 Jahre vom Zeitpunkt der Entdeckung jedes Gegenstandes an gerechnet. Die griechische Regierung räumt ausserdem der Kaiserlich Deutschen Regierung das Recht — jedoch nicht das ausschliessliche Recht — ein, Copien und Abformungen von allen Antiken zu nehmen, welche die griechische Regierung zur Zeit besitzt oder die sie in Zukunft ohne die Mitwirkung Deutschlands auf griechischem Boden entdecken würde. Ausgeschlossen bleiben hiervon nur solche Antiquitäten, welche nach Ansicht des competenten Ministeriums durch den Abformungsprozess beschädigt oder deteriorirt werden könnten.

Griechenland und Deutschland behalten sich das ausschliessliche Recht vor, die wissenschaftlichen und künstlerischen Resultate der auf deutsche Kosten angestellten Ausgrabungen zu veröffentlichen. Alle diese Publikationen werden periodisch in Athen in griechischer Sprache und auf griechische Kosten erscheinen

Dieselben Publikationen sollen zugleich in Deutschland in deutscher Sprache herausgegeben werden mit Figuren, Tafeln und Bildern, welche nur in Deutschland gestochen und ausgeführt werden können. Diese letztere Aufgabe übernimmt Deutschland und verpflichtet sich zugleich, an Griechenland fünfzehn von je hundert Exemplaren der ersten Auflage der Figuren, Tafeln und Bilder und 35 von je hundert Exemplaren der folgenden Auflagen abzutreten.

Artikel VIII.

Sollte wider Erwarten der mit der Ueberwachung der Ausgrabungen betraute griechische Commissar in die Lage kommen, gegen die von den deutschen Gelehrten angeordneten Arbeiten Einspruch zu erheben, so würde das Königlich Griechische auswärtige Ministerium und die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft in Athen gemeinschaftlich und in letzter Instanz über solche Differenzen entscheiden.

Artikel IX.

Gegenwärtige Convention bleibt in Kraft während eines Zeitraums von 10 Jahren vom Tage ihrer Genehmigung durch die Volksvertretung an gerechnet.

Artikel X.

Jede der beiden contrahirenden Regierungen verpflichtet sich, gegenwärtige Convention sobald wie möglich der betreffenden Volksvertretung vorzulegen; jedoch ist keiner der beiden Theile verpflichtet, dieselbe vor der Genehmigung durch die Volksvertretung zur Ausführung zu bringen.

Artikel XI.

Gegenwärtige Convention soll, unter Vorbehalt der Genehmigung durch die Volksvertretung, in 2 Monaten oder früher ratificirt und die Ratificationen in Athen ausgetauscht werden.

Zu Urkund dessen haben: Herr v. Wagner, ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister S. Majestät des Deutschen Kaisers in Athen, Herr Professor E. Curtius, Specialbevollmächtigter, einerseits, und Herr J. Delyanni, Minister des Auswärtigen S. Majestät des Königs von Griechenland, sowie Herr P. Eustratiades, Conservator der Alterthümer, andererseits, sämmtlich von ihren Regierungen gehörig bevollmächtigt, die gegenwärtige Convention gezeichnet und mit ihrem Siegel versehen.

Geschehen zu Athen, in doppelter Ausfertigung, den 13./25. April 1874.

gez. E. v. Wagner (L. S.)
gez. Ernst Curtius (L. S.)
gez. Delyanni (L. S.)
gez. Eustratiades (L. S.)

Die vorliegende Uebereinkunft bedurfte der Bestätigung des Deutschen Reichstages sowohl wie der Griechischen Landesvertretung. Dem Ersteren wurde sie in der Herbstsession 1874 nebst einer ausführlichen Denkschrift unterbreitet, welche auf nochmaligen örtlichen Erhebungen von Curtius und dem von ihm zum Begleiter gewählten Professor Adler beruhend und mit dem Allasonschen Situationsplan ausgestattet, die Ziele und die in Aussicht zu nehmende Disposition der Arbeit darlegte und die Bewilligung einer als vorläufig erforderlich bezeichneten Summe von 57 000 Thaler beantragte.

Wäre nicht ohnehin schon eine dem schönen Plane entgegenkommende Stimmung im Reichstage vorhanden gewesen, so hätten die warmen und überzeugenden Worte der Denkschrift wohl die Macht besessen, mindestens eine Mehrheit der Sache geneigt zu machen.

Mit Recht betonte sie die Nothwendigkeit, durch Aufdeckung der Denkmäler des Alterthums der Wissenschaft neuen Stoff zuzuführen: „die literarischen Schätze des classischen Alterthums sind in den Zeiten, „welche seit Wiederherstellung der Wissenschaft verflossen sind, mit un- „ermüdlichem Eifer gesammelt und verarbeitet worden; ihr Inhalt ist ein „Theil unsrer eigenen Bildung geworden, und eine wesentliche Bereiche- „rung dieses Schatzes ist nicht mehr in Aussicht. Wie jede Wissen- „schaft, so bedarf aber auch die Alterthumswissenschaft eines immer neu „zuströmenden Stoffes, wenn sie lebendig sich fortentwickeln soll, und „so hat sich die Forschung seit Beginn dieses Jahrhunderts mit besonderem „Eifer und glänzenden Erfolgen den Denkmälern des Alterthums zu- „gewendet und ihre Erforschung an Ort und Stelle zu ihrer Aufgabe „gemacht. Engländer und Franzosen haben hier den Weg gebahnt, und „die Länder der alten Welt sind von Neuem entdeckt worden. Seit „jener Zeit haben wir erst Aegypten, Assyrien, Lykien, Rhodos, Cypern, „kennen gelernt. Von deutscher Seite ist eine Unternehmung ausge- „gangen; dies ist die in den Jahren 1842—45 auf Befehl des Königs „Friedrich Wilhelm IV. nach Aegypten und Aethiopien gesendete Expedition. „Für Griechenland ist aber Nichts geschehen, was damit zu vergleichen „wäre, obgleich jede Entdeckung auf diesem Boden für Architektur und „Sculptur, für Geschichte und Kunstwissenschaft den reichsten Gewinn „verspricht, wie dies neuerdings die mit geringen Mitteln gemachten „Untersuchungen in Athen 1862 gezeigt haben. Die Deutschen haben „das hellenische Alterthum geistig am tiefsten durchdrungen, aber man „hat sich immer mit Dem begnügt, was an Resten des Alterthums zu- „fällig über dem Boden geblieben oder gelegentlich zu Tage gekommen ist.

„Würden wir so gleichgiltig sein, wenn wir alte Schriftrollen wenige „Fuss unter der Oberfläche der Erde geborgen wüssten? und sind „hellenische Denkmäler von Erz und Stein weniger werthvoll?

„Was der Wissenschaft noth thut, ist eine reichere Anschauung der „griechischen Kunstwelt, eine Anschauung ihrer Denkmäler in örtlichem „Zusammenhange. Dazu sind Veranstaltungen nöthig, welche die Mittel „Einzelner übersteigen; und wenn der Staat es für eine Ehrensache an- „sieht, den Naturwissenschaften alle Mittel zu verschaffen, ihr Forschungs- „material zu erweitern, wenn er den Bearbeitern der neueren Geschichte „alle Archive aufschliesst, sollte er nicht auch dafür nach Kräften Sorge „tragen, dass das Archiv der alten Geschichte und alten Kunst geöffnet „werde, und neue Quellen reicher Belehrung hervorströmen? Die öster- „reichische Regierung hat vor zwei Jahren Schiffe nach Samothrake ge- „schickt und dort eine wichtige Ausgrabung begonnen. Gewiss kann „das neugegründete Reich Deutscher Nation keine würdigere Friedens- „aufgabe in Angriff nehmen, als eine wissenschaftliche Expedition nach „Griechenland, und da findet sich keine lohnendere Aufgabe, als eine „methodische Aufdeckung der Altis von Olympia."

Der Antrag der Deutschen Reichsregierung fand die völlig einmüthige Zustimmung der Volksvertretung.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse in Griechenland. Die Genehmigung der Kammern erfolgte hier nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten. Zu letzteren gehörte insbesondere, dass gegen die Volksvertretung unter dem Ministerium Bulgaris der Einspruch der Incompetenz mit Erfolg erhoben wurde, so dass es im November 1875, als die Arbeiten in Olympia thatsächlich bereits begonnen hatten, einer nochmaligen Verhandlung und Bestätigung durch die neue Volksvertretung bedurfte. Es herrschte in Griechenland in Folge des früheren Raubsystemes, nach welchem fremde Kunstforscher und Sammler dem Lande die werthvollsten Schätze entführt hatten, ein begreifliches Misstrauen gegen die Redlichkeit der deutschen Unternehmung; es war der Anschauungsweise von Hoch und Niedrig vollkommen unverständlich, dass ein Staat aus rein wissenschaftlichem Interesse eine Arbeit von solchem Umfange und mit so bedeutenden Opfern unternehmen sollte. Die Mehrzahl glaubte, dass heimlich ein unehrliches Spiel getrieben werden würde. Noch im Sommer 1876 nach Schluss der ersten Arbeitscampagne sprach ein hochstehender und hochgebildeter Grieche gegen einen deutschen Gelehrten in Athen in vertraulicher Stunde seine Verwunderung, ja fast Bewunderung aus, wie wir es nur fertig brächten, die olympischen Funde unbemerkt aus dem Lande

zu schmuggeln. Er setzte dies als vollkommen selbstverständlich voraus, und es war ihm schlechterdings unmöglich, an die peinliche Sorgfalt zu glauben, mit welcher die deutschen Commissare in Olympia auch den leisesten Schein einer Illoyalität zu vermeiden suchten.

Oeffentlich freilich konnte man solche Misstrauensgründe gegen den Vertrag nicht geltend machen; man suchte sich daher auf andre Weise der fremden Eindringlinge zu erwehren: Griechenland sei es seinen Ahnen schuldig, dass ihre Hinterlassenschaft von griechischen Händen und mit griechischen Mitteln gehoben werde; es sei des Landes unwürdig, wenn mit fremdem Gelde und fremden Kräften Das vollführt werde, was das Vaterland als eine Ehrenschuld auf sich nehmen müsse.

Dieser vielfach von Abgeordneten und in der Presse vertretenen Anschauung — die freilich in den meisten Fällen nicht der Sache galt, sondern in den auf den Sturz des Ministeriums gerichteten Bemühungen wurzelte — trat in der Sitzung vom 30. October / 11. November 1875 der für den vorliegenden Zweck gewählte Kammerausschuss in sehr verständiger und ruhiger Weise entgegen. „Wenig Ehrfurcht" sagt das von Herrn A. Diamandopulos verfasste Referat, „würden wir vor den ruhm-„würdigen Denkmalen unsrer Vergangenheit bezeigen, wenn wir, selbst „ausser Stande, sie alle aufzudecken und zu sammeln, weil ihre Fülle zu „gross und unsre Mittel zu schwach sind, nun von einem Geiste geleitet, „der nationales Ehrgefühl durchaus falsch auffassen würde, nicht auch „fremden Gelehrten verstatten wollten, uns in diesem schwierigen Werke „beizustehen." „Der vorliegende Vertrag mit einer befreundeten Macht, „die uns den Wunsch zu erkennen giebt, zur Förderung der Alterthums-„wissenschaft im Allgemeinen beizutragen, hat für sich den Vorzug, dass „er mit reiflicher Ueberlegung durchdacht ist, so dass wir mit Ueber-„zeugung jeden Gedanken an eine Gesetzesverletzung oder mala fides „zurückweisen dürfen — was leider bei sonst gewährten Freiheiten nicht „immer der Fall ist." „Griechenland ist kaum aufgerichtet nach vieler „schwerer Bedrängniss und steht erst im Beginne der Arbeit an seiner „sittlichen und materiellen Entwicklung: so kann es verhältnissmässig „nur geringe Kosten aufbringen. Besitzt es indessen den Wunsch zu „ähnlichem Unternehmen, so hindert der Vertrag über die Aufdeckung „eines einzigen Punktes nicht im Entferntesten, an anderen gleich er-„wünschten Stätten und Denkmälern aus öffentlichen Mitteln Ausgrabungen „zu veranstalten. Es ist ja im Besonderen die ausdrückliche Bitte aus-„gesprochen worden, in Delphi, in Mykenai, in Tanagra und anderwärts „Ausgrabungen zu veranlassen. Man erinnert sich, dass ohne dass je

„ein Bedenken oder eine Beeinträchtigung unsrer eigenen Forschungs-
„arbeit und achtunggebietenden Leistung eingetreten wäre, oftmals bedeu-
„tende Ausgrabungen und Entdeckungen von fremden Gelehrten gemacht
„worden sind, die von der Alterthumswissenschaft schuldigerweise hoch
„angeschlagen werden müssen. Unter ihnen nennen wir besonders die be-
„kannten Ausgrabungen der Franzosen um 1829 in Olympia, die im
„Jahre 1862 von dem preussischen Architekten Strack und den Gelehrten
„in seiner Begleitung begonnenen Ausgrabungen des Dionysos-Theaters
„zu Athen, welche die Archäologische Gesellschaft von Athen mit bestem
„Eifer und Erfolge fortgesetzt hat, sowie endlich die dem ausgezeichneten
„Philhellenen Herrn Beulé zu verdankende Aufdeckung eines der merk-
„würdigen Eingänge zur Akropolis."

Die Folge dieses sich noch länger über Einzelheiten des Vertrages ergehenden Commissionsberichtes war die nur auf geringe Opposition stossende endgültige Annahme desselben.

So war endlich das letzte Hinderniss beseitigt; auch die Oppositionspresse, welche der Regierung bereits den Vorwurf gemacht hatte, dass sie Arbeiten geschehen lasse und sogar einen eigenen Commissar zu denselben entsende, bevor noch die letzteren legalisirt seien, hielt sich von nun ab ruhig.

Auch in Deutschland hat es nach dem Bekanntwerden des Staatsvertrages nicht an Stimmen gefehlt, welche die Bedingungen desselben mehr oder minder vernehmlich missbilligten. Man meinte, dass für den Aufwand an geistiger Kraft und in zweiter Linie auch an nicht unerheblichen Geldopfern wenigstens ein Theil der Originalfunde dem Deutschen Reiche als Entschädigung zufallen müsse; ferner sei lebhaft zu bedauern, dass so bedeutende, dem Studium der antiken Kunst förderliche Werke, wie man sie zu finden hoffte, ihre definitive Aufstellung in Athen erhielten, wo sie nur mit unverhältnissmässig grossen Opfern an Zeit und Geld zu erreichen seien.

In erster Linie ist dem gegenüber geltend zu machen, dass unter anderen Bedingungen an das Unternehmen überhaupt nicht zu denken war, und dass es sich doch darum handeln musste, Erreichbares durchzusetzen.

Nach griechischem Gesetze ist die Ausfuhr von Antiken absolut unzulässig, es sei denn mit besonderer Erlaubniss des Cultusministeriums. „Diese Erlaubniss," heisst es, „soll nicht verweigert werden, wenn die „Central- und Provinzialmuseen Doubletten von derselben Art und Güte „besitzen, oder wenn der Generalconservator eine schriftliche Erklärung „über die Unwichtigkeit des Gegenstandes abgegeben hat."

Es ist aus diesen Bestimmungen ersichtlich, dass Gegenstände von irgend welchem Kunstwerthe überhaupt nicht ausgeführt werden dürfen, man müsste denn den Begriff der „Doublette“ so weit ausdehnen, dass man das Orpheusrelief in der Villa Albani für eine Doublette des im Museo Borbonico oder im Louvre befindlichen, oder Raffaels Bildniss Julius des Zweiten in den Uffizien für eine Doublette desselben Portraits in der Pittigallerie ansieht.

Und weiter: welcher Archäologe, dem die Erhaltung der Denkmäler seiner Heimat berufsmässig anvertraut ist, wird den Muth besitzen zu erklären, dass ein auf diesem Boden gefundener, mit der Geschichte und Bildung seines Volkes verknüpfter Gegenstand „unwichtig“ sei?

Wenn nun dennoch griechische Kunstwerke unausgesetzt in andren europäischen Museen erscheinen, so folgt daraus, dass alle diese „neuen Erwerbungen“, sofern sie nicht aus türkischen Gebieten stammen, einfach gestohlen oder unterschlagen sind. Die wesentlichste Schuld hieran trägt das Gesetz selbst, das vom 20. Mai 1834 stammend, trotz der Evidenz seiner Untauglichkeit noch immer in Kraft ist. Nach Art. 61 sind „alle „in Griechenland aufgefundenen Antiquitäten, als von den hellenischen „Vorfahren herkommend, als gemeinsames Nationalgut aller Hellenen zu „betrachten.“ „An allen zufällig oder durch absichtliche Nachgrabungen „entdeckten Alterthümern ist (Art. 64 und 80) der Staat Miteigenthümer „zur Hälfte. Der Privatmann, der auf eigenem Grundstücke aufgefundene „Antiquitäten veräussern will, hat zunächst dem Staate dieselben anzu- „bieten und das Vorkaufsrecht zu gewähren; erst wenn er sich mit ihm „nicht über den Preis einigen kann, ist der Finder berechtigt, den frag- „lichen Gegenstand an einen Andren (selbstverständlich nicht ausser „Landes) zu veräussern. In diesem Falle ist jedoch die Hälfte des Er- „löses an den für die Staatsmuseen bestimmten Fonds abzuliefern.“

Nun giebt es aber in Griechenland verhältnissmässig ausserordentlich wenig Privatgrundbesitz; das meiste Areal ist thatsächlich Staatseigenthum. Es wird von den Bauern unter Abgabe der gesetzlichen Steuern bewirthschaftet, als ob es Eigenthum sei, aber jederzeit würde der Staat, sobald er eine Veranlassung dazu fände, seine Hand darauf legen können.

Es ist klar, dass das wohlgemeinte aber äusserst unpraktische Gesetz gerade das Gegentheil von Dem zur Folge hat, was es bezweckt. Niemand hat dies klarer erkannt und — leider ohne Erfolg — ausgesprochen, als der Mann, welcher als Conservator der hellenischen Alterthümer am Besten in der Lage war, die üblen Wirkungen der gesetzlichen Bestimmungen zu empfinden, Ludwig Ross: „Die Bestimmung über das Miteigenthumsrecht

„des Staates veranlasst, dass die meisten zufällig oder durch absichtliche „Forschung entdeckten Alterthümer dem Auge der Regierungsbeamten „sorgfältigst verborgen gehalten und von den Besitzern entweder, um sich „keinen Weiterungen auszusetzen, zwecklos zerstört, oder heimlich an die „zahlreichen das Land durchziehenden, einheimischen Antiquitätenhändler „und von diesen ins Ausland verkauft werden.

„Die Ausfuhr von Antiquitäten, namentlich von den leicht zu ver- „sendenden Gegenständen der Kleinkunst, kann trotz hoher Strafe und „trotz der strengsten Zollüberwachung in einem rings vom Meere um- „spülten, reichlich mit Häfen versehenen Lande niemals gehindert werden. „Der Schmuggelhandel mit dieser kostbaren Waare ist aber ein Verlust „nicht für Griechenland allein, sondern für die Wissenschaft im All- „gemeinen, denn wenn auch die ausgeführten Gegenstände nach einiger „Zeit in europäischen Sammlungen wieder auftauchen mögen, so bleiben „doch ihre Herkunft und die Umstände ihrer Findung meistens unbekannt, „und die Wissenschaft kann aus ihren örtlichen Beziehungen auf den „Boden, dem sie entstammen, und auf die Monumente, denen sie ur- „sprünglich angehörten, keine weiteren Folgerungen ziehen.“

Die olympischen Ausgrabungen mussten eben deshalb von so ausser- ordentlichem Werthe erscheinen, weil sie versprachen, ein einheitliches Bild des einst zusammengehörigen Ganzen zu gewähren, weil von jedem Funde, der gemacht wurde, die Provenienz nicht allein sondern auch jeder geringste Fundumstand auf das Genauste festgestellt und gebucht werden konnte. Aus eben diesem Grunde war es aber auch von höchster Wichtigkeit, dass alle Funde beisammen blieben und in einer zu diesem Specialzwecke geschaffenen einheitlichen Sammlung vereint wurden, wenn sie ganz und voll die erhofften Früchte tragen sollten.

Und in der That, ist denn der Besitz einiger Originalwerke wirklich so viel werth für Deutschland im Vergleich zu dem reichen idealen Ge- winne, den Deutschlands Opferfreudigkeit ihm selbst und allen gebildeten Nationen eingebracht hat? Mit diesem selbstlosen Unternehmen trat Deutschland zum ersten Male in die kleine Reihe der Völker, deren Lenkern es eine würdige Aufgabe erscheint, neben dem materiellen Wohle des Volkes auch jene scheinbar fernliegenden Ziele zu verfolgen: dem Volke — freilich auf sehr mittelbaren und dem Verständnisse der Menge sich völlig entziehenden Wegen — in der Anschauung der Er- rungenschaften längstvergangener Epochen neue, unbewusste Quellen eigenen Schaffens und Denkens zuzuleiten.

In diesem Sinne haben die Vertreter des deutschen Volkes ein-

müthig die Summen bewilligt, welche das grossartige Unternehmen im Laufe von mehr als fünf Jahren erforderte, wohl wissend, dass diese Summen nicht verloren sind, sondern reiche Zinsen tragen, an denen viele Tausende theilnehmen und theilnehmen werden, ohne nur zu ahnen aus welchem Anlagecapital sie geflossen. —

Der gesetzlichen Sanctionirung des Staatsvertrages folgten die Vorbereitungen auf dem Fusse. Ein Directorium für die Ausgrabungsarbeiten ward in der Reichshauptstadt aus den Professoren Ernst Curtius und Friedrich Adler und dem (damaligen) Legationsrath Busch gebildet. Als die Ersten, welche als Commissarien des Deutschen Reiches an Ort und Stelle die archäologischen und technischen Arbeiten leiten sollten, verliessen am verheissungsvollen 2. September 1875 — dem Tage von Sédan, zugleich dem Geburtstage Dessen, dem wir das Gelingen des Unternehmens verdanken, Ernst Curtius' — Dr. Gustav Hirschfeld und der Schreiber dieser Zeilen Berlin, um sich von Triest aus nach der neuen Heimat einzuschiffen.

Nach ihnen waren in Olympia thätig als Archäologen die Herren Professoren Treu und Furtwängler, Herr Dr. Weil und Herr Dr. Purgold; als Architekten die Herren Streichert, Steinbrecht, Bohn, Dörpfeld, Borrmann, Graef und Graeber.

Nicht ohne hohe Freude und tiefempfundenen Dank kann man auf diesen glücklichen Ausgang der Sache zurückblicken, wenn man sich der mehr als ein Jahrhundert umfassenden, immer vergeblich versuchten Anläufe erinnert, welche von Männern ausgingen, die gewiss mit nicht geringerer Sehnsucht und nicht minder ernstem Streben auf eine Aufgabe blickten, die nun erfüllt ist; die jene Saat ausgestreut haben, deren Fruchtsegen wir nun mit vollen Händen einheimsen durften.

DIE FESTFEIER IN OLYMPIA.

Man begegnet häufig der Annahme, die grossen Agone, die Wettspiele bei den nationalen Festen der Griechen seien eine Folge der von diesem Volke wie von keinem andern weder zuvor noch nachher in ähnlichem Maasse bevorzugte Pflege des Körpers, sie hätten einen Sporn bilden sollen für die Pflege der Gymnastik, deren hohen pädagogischen Werth die Hellenen in seinem ganzen Umfange erkannten. Wenn dieses Verhältniss zwischen Agonistik und Gymnastik in historischer Zeit ganz sicherlich bestand, so wäre es doch grundfalsch, dasselbe als das ursprüngliche anzunehmen, die Agonistik als eine Tochter der Gymnastik anzusehen. Gerade das umgekehrte Verhältniss findet statt. Das gegenseitige Messen der Kraft und Gewandtheit ist um seiner selbst willen schon in grauer Vorzeit die höchste Lust, wie es noch heute jedes gesunden Menschen Lust in der Jugendzeit ist. Es ist die Wurzel, aus welcher diese hoch bevorzugte Pflege des Leibes hervorwächst, aber nicht umgekehrt. Das pädagogische Moment kommt erst in verhältnissmässig später Zeit zur Geltung. Der Beste zu sein und sich als solcher zu zeigen ist das erstrebenswerthe Gut dieser Erde. So kleidet sich in dem schönen Hellas die erbarmungslose Lehre von dem Kampfe ums Dasein und von dem Rechte des Stärkeren in das idealste Gewand.

Der Begriff des Agōn ist für den Hellenen ein sehr weiter, er umfasst weit mehr als die öffentlichen Turniere der Gymnasten, die wetteifernde Geschicklichkeit im Reiten und Rosselenken, den Kampf um den Preis in den musischen Künsten. Agōn ist jeder öffentliche Streit, in welchem es Parteien giebt, aus welchem die eine als Siegerin, die andere als Besiegte hervorgeht. Agōn heisst die Gerichtsverhandlung, wo Ankläger und Vertheidiger ihre Kräfte mit einander messen, wo es einen Gewinner und einen Verlierenden giebt. Agōn ist aber ebenso die heisse Feldschlacht, die endgültige, entscheidende Probe auf den Mann, mit dem Feinde ein Wettkampf auf Leben und Tod, in den der muthige Krieger

mit Lust zieht, wie zum olympischen Stadion, des Tyrtaios Worte im Herzen und auf den Lippen:

> Achtet das Leben gering, und die finsteren Pfeile des Todes,
> Grüsst sie mit Lust, wie sonst Helios Strahlen ihr grüsst!

Und solche Lust, sich mit dem anderen zu messen, erstreckt sich keineswegs allein auf Eigenschaften, die auch heut noch für uns einen Werth behaupten, wie körperliche Kraft und Geschicklichkeit oder wie Uebung in den musischen Künsten, sondern auch auf Fertigkeiten, in denen sich auszuzeichnen heut wenigstens nur noch bei roheren Naturen oder in gewissen jugendlichen Jahren für rühmlich gilt. Ernsten Gesichtes erzählte man sich von einem Wettkampfe des Herakles mit dem Triphylier Lepreos, dem stärksten Esser unter den Zeitgenossen. Jeder der Wettenden verzehrte einen ganzen Ochsen, so dass der Sieg unentschieden blieb. Einen grossartigen Wettkampf im Essen und Trinken veranstaltet noch Mithradates, und selbst der grosse Alexander weiss zu Ehren des todten Freundes Kalanos keinen würdigeren Leichenagon zu veranstalten als einen Wettkampf im Weintrinken. Nicht ungewöhnlich war der Brauch, beim Gastmahl und Weingelage zu wetten, wer dem Schlaf am längsten widerstände und den als Preis ausgesetzten Honigkuchen zwischen den schlafenden Zechgenossen heimführte. Ja, von einem schwer vorstellbaren Wettkampf im Küssen erfahren wir bei Theokrit. Er ward bei dem Feste der Diokleen in Megara veranstaltet.

Und nicht nur der Menschen Wettkämpfe aller Art und Form, sondern auch solche unter Thieren waren dem Hellenen ein beliebtes Schauspiel. Hähne und Wachteln wurden schon in früher Zeit zum Kampfe abgerichtet.

Muss also der Wettstreit und die auf ihm beruhende Agonistik als das ursprüngliche Motiv für die Pflege der Gymnastik angesehen werden, so verstanden freilich einsichtige Gesetzgeber diesen natürlichen Hang allmälig zu höheren Zwecken klug zu benutzen, bis das einstige Mittel zum Zwecke nunmehr Selbstzweck ward. Denn auch das wäre eine irrthümliche Anschauung, wenn man glauben wollte, die Pflege des Körpers bei den Alten habe den wesentlichen Zweck gehabt, ein Gegengewicht gegen die Ueberanstrengung durch geistige Thätigkeit zu bilden, wie heutzutage das Turnen. Dazu wäre die Zeit, welche man dem gymnastischen Unterrichte widmete, doch zu reichlich bemessen gewesen im Vergleich zu den dürftigen wissenschaftlichen Studien. War doch in Sparta, wo der gymnastische Cursus im frühesten Knabenalter begann, der Unterricht im Lesen und Schreiben nicht einmal obligatorisch. Es ist vielmehr

die ganze Erziehung des Hellenen, die leibliche wie die geistige, gerichtet auf die Entwickelung der Thatkraft. Nach der einen Seite hin dient hierzu die Gymnastik; sie zu erproben und durch den Sporn des Ehrgeizes begehrenswerth zu machen, die Agonistik. Auf der andern Seite zeigt sich diese Tendenz in der Erziehung zur Disputation und zur öffentlichen Rede, zur geistigen That. Wie die Agonistik in späterer Zeit ihre Auswüchse in der Athletik treibt, so jene geistige Richtung in der Sophistik und der hohlen Rhetorik. Innerhalb der richtigen Grenzen war aber sicherlich kein Mittel geeigneter zur Erziehung eines tüchtigen Bürgers im Sinne der Alten, als die Pflege der Gymnastik. Die Palästra ist der Boden, auf welchem persönlicher Muth und Selbstvertrauen erwächst, nicht minder das Gefühl der Gemeinsamkeit, der Waffenbrüderschaft, der treuen Liebe zum Vaterland, dessen Grenzen die erstarkte Faust zu schirmen vermag. So ist es noch heut — oder soll es doch sein — der Fechtboden und die Mensur, an die zu rühren wir doch nicht wagen wollen, bis wir etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen vermögen. Die Tiefquart im Mannesantlitz entstellt so wenig wie das zerhauene Ohr des Faustkämpfers, welches der Künstler trotz des höchsten Schönheitsgefühles der Hellenen an der Statue des olympischen Siegers getreu nachzubilden nicht versäumte. Denn nicht schön zu sein gilt es für den Mann, sondern stark.

Und wie klar die Erkenntniss von dem hohen Werthe der Gymnastik und Agonistik dem späteren Alterthume war, das zeigt kein Zeugniss beredter als das Gespräch des Hellenen Solon mit dem Skythen Anacharsis bei Lukian, wo Jener dem Barbaren, dem der Zweck des vor ihm sich entrollenden Festspieles unverständlich erscheint, den wahren Werth der Agonistik begreiflich zu machen sucht:

„Nicht allein um der Kampfspiele willen geschieht dies, um dort Siegespreise davon tragen zu können; denn zu diesen können nur ganz Wenige von Allen gelangen. Sondern ein grösseres Gut erwerben sie dadurch dem ganzen Staate und sich selbst: denn es ist noch um einen anderen gemeinsamen Wettkampf aller guter Bürger zu thun, und um einen Kranz, nicht von Eppich oder Oelzweigen, sondern der die ganze Glückseligkeit der Sterblichen in sich begreift: ich meine die Freiheit des Einzelnen und die gemeinsame des ganzen Vaterlandes und Wohlstand und Ruhm und der heimischen Feste Frohgenuss und der Angehörigen Sicherheit, mit einem Worte: das Schönste von Allem, was wir von den Göttern uns erbitten können. Alles dieses ist in jenem Kranze zusammengeflochten und wird errungen in jenem Wettkampf. Zu solchem Ziele führen diese Uebungen und Mühen.“ —

In den vier grossen nationalen Festen der Hellenen, den olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen, entfaltet die Agonistik ihre höchste Blüthe und von diesen vieren wiederum am vollsten und reichsten in Olympia. In einem der grossen Spiele auch nur einmal den Kranz errungen zu haben war ein unschätzbares köstliches Gut, welches das ganze übrige Leben mit Freude und Glanz erfüllte, von allen Kränzen der begehrenswertheste aber der olympische. Wie das Wasser das köstlichste unter den Elementen ist, singt Pindar, wie das Gold der höchste unter den Schätzen menschlichen Besitzes, und wie die leuchtende Sonne höchsten Glanz und Wärme ausstrahlt, so mögen wir keinen edleren Kampf besingen, als den von Olympia.

Das Fest von Olympia fiel in geschichtlicher Zeit in die Tage nach der Sommersonnenwende jedes vierten Jahres, oder nach antiker Zählweise, die den Anfangs- und den Endtermin miteinrechnet, jedes fünfte Jahr, daher die Periode zwischen je zwei olympischen Festen den Namen Pentaeteris führt. Bei der Beweglichkeit der griechischen Mondmonate und der grossen localen Verschiedenheit der Monatsnamen ist die genaue Feststellung des Datums trotz des vielen hierauf verwendeten Scharfsinnes bisher noch nicht völlig geglückt. Man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der Neumond, mit dem der olympische Festmonat anhob, nur der dem Sommersolstitium nächste, — gleichviel ob vorangehende oder nachfolgende — war, oder ob, wie Einige wollen, der Festmonat immer mit dem diesem Termine folgenden Neumond anhob. Die Feier begann am 11. Tage des Festmonats und währte bis zum 15. Tage. So trat der Vollmond am vierten Tage des Festes ein.

Nach unserer Rechnung fiel das Fest mithin in das Ende des Juni oder den Beginn des Juli. Um diese Jahreszeit ist in Griechenland, insbesondere aber in dem schwülen Alpheiosthale, eine fast unerträgliche Hitze, und die Wahl dieser Tage für das grosse Fest lässt sich schwer anders erklären als durch eine uns nicht mehr erkennbare religiöse Tradition, an welche die älteste Feier des olympischen Agon angeknüpft haben mochte.

Seine früheste Entwickelungsgeschichte ist keineswegs klar erkennbar. Um den geschichtlichen Kern hat der Mythos ein schwer entwirrbares Netz sich kreuzender und verflechtender Ranken gesponnen, Sagenbildungen, die wie es scheint vielfach erst in späterer Zeit und mit bestimmter Tendenz aufgetreten sind. Es ist bereits früher darauf hingewiesen worden, dass Elis einer Reihe von nach einander einwandernden, theils einander verdrängenden, theils in einander aufgehenden Stämmen

zum Wohnplatz gedient hat. Jeder dieser Stämme scheint seine besonderen heimatlichen Ueberlieferungen über die älteste Zeit Olympias mitgebracht oder später gebildet zu haben. Die auf eine alte pelasgische Bevölkerung deutende Sage berichtet uns Pausanias: „Ueber das olympische Kampfspiel erzählen diejenigen Eleer, die sich mit der Vorzeit beschäftigt haben, dass Kronos zuerst die Herrschaft im Himmel gehabt habe; ihm sei von den damaligen Bewohnern, deren Geschlecht das goldene hiess, in Olympia ein Tempel erbaut worden. Als hierauf Zeus geboren wurde, habe Rhea das Kind dem Schutze der idäischen Daktylen anvertraut, derselben, die man auch Kureten nennt. Diese, nämlich Herakles, Paionaios, Epimedes, Iasios und Idas, seien vom Ida auf Kreta (nach Elis) gekommen, dort habe Herakles, als der Aelteste von seinen Brüdern, diese als Kinderspiel einen Wettlauf halten lassen und den Sieger mit einem Zweige des wilden Oelbaums bekränzt. Dieser Oelbaum soll von Herakles aus dem Lande der Hyperboreer nach Hellas gebracht worden sein, Menschen, die jenseits des Windes Boreas wohnen. Dem idäischen Herakles wird also der Ruhm zuerkannt, jene Kampfspiele zuerst angeordnet und ihnen den Namen Olympien gegeben zu haben. Er verordnete, dass sie je im fünften Jahre gehalten werden sollten, weil er und seine Brüder zusammen fünf waren. Andere erzählen, Zeus selbst habe an diesem Orte mit Kronos um die Herrschaft gerungen, und wieder Andere, er habe zur Feier des Sieges dort Kampfspiele gehalten. Es soll nun unter Anderen Apollon den Hermes im Laufe und den Ares im Faustkampfe überwunden haben. Aus diesem Grunde soll auch das pythische Flötenlied mit dem Sprunge im Fünfkampfe verbunden worden sein, weil dasselbe dem Apollon geweiht ist, Apollon aber olympische Siege errungen hat.“

So Pausanias. Historische Unterlagen für diese bei den anderen grossen nationalen Spielen in ähnlicher Weise wiederkehrende Gründungssage werden sich schwer erkennen oder nachweisen lassen. Nur auf eine frühzeitige Berührung, wenn nicht noch engere Verbindung, der elischen Bevölkerung mit Kreta lässt sich aus derselben vielleicht schliessen. Wohl aber ist die Ueberlieferung für die Erklärung der beiden Gruppen in den Giebelfeldern des Zeustempels eine wichtige Legende: So steht im Mittelpunkte der Composition im Ostgiebel Zeus, der göttliche Stifter der olympischen Spiele, so entsprechend in dem Giebelfelde der Rückseite Apollon, der erste göttliche Sieger in denselben. —

Erkennen wir hier eine der ältesten Bevölkerung angehörige Sage aus jener Zeit, wo man in Olympia dem pelasgischen Zeus Opfer brachte,

wo sein segenverheissendes Blitzgeschoss hier den Boden gespalten hatte, und in dem mit ehernem Rande umfriedeten Blitzmal eine dauernde Stätte hochangesehener Weissagung blieb, so knüpft sich ein weiterer Mythos an die Einwanderung landfremder Stämme: Fünfzig Jahre nach der Deukalionischen Fluth finden wir Klymenos, einen Nachkommen des idäischen Herakles, aus Kreta herübergewandert, als Herrscher in Elis. Im Andenken an seinen Ahn und dessen Brüder, die Kureten, feiert er von neuem das Fest der Olympien. Aber ein fremder Fürst stürzt ihn vom Thron, Endymion der Sohn des Aëthlios. Letzterer wird nunmehr König des Landes; seinem Sohn und Nachfolger gebiert Selene fünfzig Töchter. Die Bedeutung des Königs ist in seinem Namen ausgesprochen: er ist der Repräsentant der grossen elischen Kampfspiele, in den fünfzig Töchtern der Mondgöttin verkörpern sich die fünfzig Mondmonate, welche der vierjährige olympische Festcyclus umfasst. Endymion setzt die Herrschaft als Preis eines Wettlaufs zwischen seinen drei Söhnen Paion, Epeios und Aitolos aus. Epeios gewinnt den Sieg und hinterlässt das Land seinem Sohne Eleios, dem Fürsten, dessen Name mit dem der Landschaft in engster Verbindung steht.

Gleichzeitig mit ihm herrscht in der Alpheioslandschaft der König Oinomaos, anscheinend aitolischen Geschlechtes. Sein Sitz ist Pisa, die sagenhafte Mutterstadt der italischen Tochter gleichen Namens, sechs Stadien ostwärts von Olympia. An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung an eine neue Einwanderung: Pelops, des Tantalos Spross, ist aus Kleinasien herübergekommen, sich ein neues Reich zu gründen. Ueber Achaia ist er südwärts gezogen nach dem Alpheioslande, gelockt von dem weitverbreiteten Rufe der schönen Hippodameia, der begehrenswerthen Tochter und Erbin des Oinomaos. Braut und Krone ist wiederum eines Wettkampfes, eines Wagenrennens Preis. Pelops gewinnt ihn und feiert nun in Olympia dem Zeus ein Fest von früher nie gesehener Pracht. Seine Nachkommen zerstreuen sich über die ganze Halbinsel.

Sein Enkel Herakles, der Sohn des Amphitryon und der Alkmene, bringt eine neue Wandlung in die Geschicke von Elis. Er hat mit dem Sohne des Eleios, mit König Augeias einen Vertrag geschlossen, den dieser nicht einhält. Da überzieht Herakles das Land mit Krieg und reisst den grössten Theil desselben an sich. Im Andenken an seinen Grossvater erneuert er die olympischen Spiele mit grossem Glanze. Bei dieser Feier lässt die Sage schon mannigfaltige Formen des Wettkampfes erscheinen. So meldet Pausanias, der Freund und Kampfgenosse des Festordners Iolaos habe mit des Herakles' Rossen im Wagenrennen gesiegt; Iasios, ein Ar-

kader, dessen Name wie der des Herakles an die Kureten erinnert, gewinnt im Reiten, von den Dioskuren trägt Kastor im Wettlauf, Polydeukes im Faustkampf den Sieg davon. Herakles selbst betheiligt sich am Ringen und am Fünfkampfe; selbstverständlich wird er in beiden Sieger.

Wesentlich anders schildert den sagenhaften Hergang Pindaros in seinem elften olympischen Siegesliede. Ihm ist Herakles, der Heros, überhaupt der Stifter der olympischen Spiele. Was die abweichende Sage vom idäischen Herakles erzählt, das legt er dem Heroen gleichen Namens bei: Nach dem Siege über Augeias

„Versammelt' er drauf in Pisa sein ganzes Heer
„Und alle Beute, der starke Sohn des Zeus,
„Vermass dort einen hochheiligen Hain dem höchsten Vater;
„Daraus umhegend schied er vom offnen Feld die Altis.
„Das Feld jedoch rings kürt' er zum Festgelage,
„Die Furth ehrend des Alpheios,
„Mitsammt den Göttern, den zwölf hohen Herrschern.
„Auch nannte er zuerst des Kronos Hügel also,
„Denn vordem lag er namenlos. . . .

So stiftet auch der Heros von den Erstlingen der elischen Kriegsbeute den ersten Agon in Olympia, dessen Wiederholung in jedem fünften Jahre angeordnet wird. In diesem Kampfspiel treten nach Pindar völlig andre Bewerber auf, als in der von Pausanias überlieferten Sage:

„Wer war's der den frischen Kranz
„Zuerst sich da erwarb,
„Mit Armen, Füssen, dem Rossgespann,
„Den Ruhm, als Ziel des Kampfes vorgesteckt,
„Durch die That wirklich gewann?
„In des Stadions gradlin'gem Lauf trug den Preis
„Oionos, des Likymnios schneller Sohn,
„Davon; gekommen war von Mide der mit dem Streitheer;
aber im Ringkampf
„Ward Echemos Tegea's Ruhm.
„Doryklos aus der Stadt Tyrinth
„Errang im Faustkampf den Sieg,
„Und mit der Rosse Viergespann
„Halirothios' Sohn, Samos von Mantinea.
„Mit dem Speere erreicht' Phrastor das Ziel,
„Und weithinaus mit kreisendem Arme schwang
„Nikeus über alle den Stein,

„Also dass mächtiger Jubel erscholl
„Laut von der Krieger Schaar. Aber als abendlich
„Erglänzte der schönblickenden
„Selene liebliche Leuchte,
„Da hallte bei freudigem Mahl der ganze Hain
„Von siegfeiernder Lieder Gesang."

Zu selber Zeit wird nach einem andern Liede Pindars durch den Seher Iamos, des Apollon Sohn, das heilige Orakel auf dem Zeusaltar eingesetzt, den Herakles inmitten der Altis gestiftet hat.

Man sieht, wie die dem Pindar zu Grunde liegende, sicherlich auf ein geschichtliches Ereigniss zurückgreifende Version der Sage eine rein peloponnesische ist. Nur aus der Halbinsel erscheinen Bewerber an den Wettspielen, und neben den weit überwiegenden Dorern nur noch Arkader, wie sich denn auch in die Sage des am oberen Laufe des Alpheios geborenen Sehers Iamos Arkadien und Elis theilt. — Achtzig Jahre nach der Einnahme von Ilion, dessen Sänger wohl von Kampfspielen in der Ebene des Skamander, in Pylos und im Phaiakenlande, nicht aber von den Spielen in Olympia berichtet, nach der geläufigen Annahme um das Jahr 1104, erfolgt eine gänzliche Verschiebung der landschaftlichen Besitzverhältnisse in Elis. Aitoler und Dorer wandern unter Oxylos' Führung über die schmale Meerenge bei Rhion in die Peloponnesos ein. Um das ihm wohlbekannte fruchtbare und wohlangebaute Land von Elis für sich selbst zu behalten, leitet der schlaue Führer seine Genossen durch das minder glückliche Arkadien und behält sich die zuletzt zu erreichende Landschaft vor. Während so aitolische Stämme sich im nördlichen Elis festsetzen, wandert eine kleinere Schaar mitgerissener Achaier in das Alpheiosland ein und gewinnt mit der Herrschaft von Pisa die Leitung der olympischen Spiele. Diese Achaier sind es, welche die Pelopssage nach Olympia verpflanzt haben. Denn in Achaia war Pelops gelandet und von hier aus südwärts gezogen, ja nach einer anderen Auffassung war Pelops gar selbst ein Achaier aus Olenos. So steht gegenüber der specifisch dorischen Version, die sich an den Herakles knüpft, die achaiische mit Pelops als Landesheroen. Mit dieser Einwanderung unter Oxylos erreichen die Spiele einen vorläufigen Abschluss. Vermögen wir aus den letztgenannten Mythen den geschichtlichen Kern bereits ziemlich klar zu erkennen, so erscheint das schon erwähnte, im Beginn des 9. Jahrhunderts geschlossene Bündniss zwischen Iphitos von Elis, Lykurgos von Sparta und Kleosthenes von Pisa durch die im Heraion zu Olympia aufbewahrte, von Pausanias bezeugte Urkunde als ein historisches Ereigniss gesichert.

Vermuthlich fand die Veranstaltung der olympischen Spiele damals auf Grund eines Einvernehmens zwischen Elis und Pisa statt, welches erst später die Eleer vernachlässigen zu können glaubten, nachdem sie sich im engen Anschluss an die dorischen Herakliden stark genug fühlten, den lästigen Verbündeten abzuschütteln. Seit Iphitos Zeit werden den Nachrichten zufolge die olympischen Spiele regelmässig alle vier Jahre gefeiert. Ihm dankt das elische Land den Gottesfrieden, die Ekecheiria, oder nach elischer Ausdrucksweise das Therma (dialektisch für Thesma), welches der Grundquell des Landessegens wurde. Die ganze Landschaft gewinnt dadurch eine Ausnahmestellung, eine Unverletzlichkeit und Heiligkeit, Elis wird so zu sagen ein levitisches Land. So kann Euripides diesen Gau einen „Nachbarn des Zeus“ nennen, so wird der Alpheios ein heiliger Strom und ein „Freund des Zeus“. —

Aber nicht für Elis allein ward die monatliche Waffenruhe zu einer Quelle des Segens, der sich auch in dem materiellen Zustande der Landschaft offenbarte, sondern ganz Griechenland nahm an dem Segen des Friedens Theil, der so zu einer kaum hoch genug zu schätzenden Wohlthat wurde. So fasst offenbar auch die älteste Ueberlieferung über die Einführung der Spiele durch Iphitos ihre Bedeutung auf. Sie knüpft diesen Act an einen Orakelspruch, der dem Iphitos zu Theil ward, als er den delphischen Gott befragte, wie den schweren Leiden des hellenischen Landes, dem Aufruhr, der Zwietracht, dem Kriege und der Pest zu steuern sei. Die olympischen Spiele solle er erneuern, lautet die Antwort. Offenbar sieht man den Schwerpunkt des ganzen Festes in dieser friedlichen Vereinigung aller hellenischen Stämme. Denn sobald die heiligen Boten „die elischen Friedensbringer, Zeus des Kroniden, der Jahreszeiten Herolde“, wie sie Pindar bezeichnet, Ruhe geboten hatten, ward in ganz Griechenland Friede. Das Geräusch der Waffen verstummte, die gegeneinander erregten Gemüther gewannen Musse, der ruhigen Ueberlegung Raum zu geben. Glänzende Gesandtschaften zogen von allen Staaten aus nach Elis und boten Gelegenheit, drohende Zwistigkeiten auf diplomatischem Wege ohne den Aufwand und das Aufsehen besonderer Gesandtschaften abzuwenden. Im Anblicke der allen Stämmen gleich eigenen Kraft, Gewandtheit und männlichen Schönheit fühlte man sich wieder als ein gemeinsames Volk und vergass wenigstens für eine kurze Zeit der cantonalen Eifersüchteleien und Streitigkeiten. Einen durchgreifenden Einfluss auf die Einigung des Landes durch die olympischen Spiele nachzuweisen würde man sich freilich vergeblich bemühen.

Ueberaus streng wird die völkerrechtliche Bestimmung des Gottes-

friedens aufgefasst und gehandhabt. Vom ersten Tage desselben an kann Jedermann unbeeinträchtigt durch ganz Griechenland reisen. Als nach Eintritt der Hieromenia einst spartanische Krieger das Gebiet von Elis betreten haben, muss der Staat eine erhebliche Summe als Busse zahlen. Auch noch in späterer Zeit erhält sich die Heiligkeit des Gottesfriedens in voller Kraft: Zur Zeit Philipps von Makedonien zieht der Athener Phrynon nach Olympia und wird von makedonischen Soldaten ergriffen und ausgeplündert. Sogleich lässt er sich vom Staate zum Gesandten an den König erwählen, der ihm nicht nur alles Verlorene erstattet und ein Beträchtliches hinzufügt, sondern sich auch persönlich in aller Form damit entschuldigt, dass seinen Leuten der Eintritt der Hieromenia unbekannt gewesen sei.

Ein Soldat, der bewaffnet Elis betrat, hatte die nicht unbeträchtliche Strafe von zwei Minen zu bezahlen.

Wann die olympische Feier für ganz Griechenland zum nationalen Feste ward, lässt sich nicht feststellen. Nur die immer weiter um sich greifende Bedeutung der Spiele lässt sich einigermassen durch die Nachrichten ersehen, welche uns über die nach und nach auftretenden Bewerber und deren Nationalität erhalten sind. So scheint es, dass, nachdem das Fest zuerst ein specifisch elisches gewesen, zunächst die Arkader und Lakedaimonier, sodann die Messenier und bald auch die übrigen Peloponnesier, zuletzt die Megarer, an demselben Theil genommen haben. Von ausserpeloponnesischen Hellenen kamen dann zuerst die Athener hinzu, denen die kleinasiatischen Ioner folgen.

Aber schon vor dem vierten Jahrhundert sind die Kämpfer im olympischen Agon nur ausnahmsweise Griechen aus dem Stammlande. Die Zahl der Siegernamen aus Sicilien und Unteritalien ist allerdings nicht so erheblich, als man erwarten könnte: dennoch war Olympia offenbar unter allen Feststätten des griechischen Mutterlandes die durch die Westgriechen am meisten gepflegte. Darauf deutet die Sage von der Flucht der Arethusa nach Syrakus; das erweisen vor Allem die grossen Schatzhäuser der Sybariten, Geloer, der Syrakusaner und anderer Bewohner von Sicilien und Grossgriechenland, sowie dessen zahlreiche und erheblich grosse Weihegeschenke.

Im Stammlande hat sich die Theilnahme mit der Glanzzeit Olympias, deren Ende um das Jahr 400 fällt, beträchtlich verloren, während die Griechen der Kolonien in immer dichteren Schaaren herbeiströmen; Rhodos, Kleinasien, später Aegypten, Kyrene und Barke, selbst Phoinikien sendet seine Kämpfer. Besonders zahlreich sehen wir Bewerber aus Alexandria

auftreten, welches als Sitz hellenischer Bildung in Aegypten bald der Rechte althellenischer Bürger theilhaftig ward. Man scheint dort eine besondere Vorliebe für den einfachen Wettlauf gehegt zu haben, wenigstens sehen wir unter den uns bekannten Olympioniken aus Alexandria gegenüber den vielen Stadiodromen nur eine verschwindend kleine Zahl anderer Athleten.

In dieser hellenistischen Zeit hat Olympia für das eigentliche Griechenland unter den allerwärts üblichen Lokalfesten viel von seiner einstigen Bedeutung verloren, aber Centralpunkt für das Griechenthum ist es zu aller Zeit geblieben.

Nach den älteren, strengeren Bestimmungen war griechische Abkunft eine unumstössliche Bedingung für die activen Theilnehmer. Noch Alexander, der Sohn des makedonischen Königs Perdikkas, musste nachweisen, dass er kein Barbar sei, und wurde, als er seinen argivischen Stammbaum festzustellen vermochte, zwar zu den Spielen zugelassen, konnte aber, trotzdem er gesiegt hatte, den ersten Preis nicht erlangen. Dass man den Römern zur Zeit, als sie ganz Griechenland in Händen hielten, die Berechtigung zur Theilnahme nicht mehr verwehren konnte, liegt auf der Hand; sie galten nicht mehr als Barbaren und suchten überdies ihre Geschlechter auf griechische Ahnen zurückzuführen. Je mehr Fremdlinge mit dem Aufgeben der Exclusivität in Olympia als Bewerber auftraten, um so mehr traten die eigentlichen Hellenen von der Theilnahme zurück. Nachdem man einen römischen Cäsaren mit dem Oelzweig gekränzt hatte, der in Wahrheit im Kampfe jämmerlich unterlegen war, galt der Kranz nicht mehr als ein höchstes, erstrebenswerthes Ziel. Der Letzte, der in Olympia siegt, ist, bezeichnend genug, ein Armenier, Ardavazd, (oder Varaztad) aus dem Geschlecht der Arsakiden. Mit ihm schliesst die Reihe der Olympioniken für immer.

Selbstverständlich konnte nur ein Freigeborener der Kampfes-Ehre an den grossen Volksfesten theilhaftig werden. Wie hätte der Unfreie, dem die Ausübung der Gymnastik überhaupt untersagt war, in ritterlichen Tugenden sich öffentlich mit freien Männern messen dürfen!

Im Uebrigen aber war jeder freie Hellene ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen willkommen.

Ausgeschlossen war Jeder, der sein Haupt durch Blutschuld oder Gottesfrevel belastet wusste, insbesondere wer den elischen Gottesfrieden oder ein Gebot der olympischen Festordnung verletzt hatte, ohne sich durch die vorgeschriebene Busse zu lösen. So waren die Lakonier wegen eines solchen Friedensbruches längere Zeit von der Theilnahme an der

Feier ausgeschlossen. So wurde den Athenern der Zutritt verwehrt, weil sie sich weigerten, eine zuerkannte Strafsumme zu zahlen; und solche Wichtigkeit legte man der festen Einhaltung des von den Festordnern Beschlossenen bei, dass selbst das delphische Orakel den Athenern jede Antwort weigerte, bis sie sich durch Zahlung des Strafgeldes aus der Acht lösten.

Freilich bildeten nicht selten auch politische Gründe den Vorwand, Missliebige von den Spielen auszuschliessen: Als Hieron von Syrakus verabsäumt hat, sich dem gemeinsamen Freiheitskampfe gegen die Perser anzuschliessen, veranlasst Themistokles die Griechen, ihm die Ehre der Theilnahme zu versagen. War somit für die Theilnahme an den Spielen in echt hellenisch-demokratischem Sinne eine Schranke nach Rang oder Vermögen nicht gezogen, so war es doch natürlich, dass die nach beiden Richtungen untersten Klassen sich selten oder nie an den Wettkämpfen betheiligen konnten, weil die lange Vorbereitungszeit, die Reise und die Kosten des Festes ihnen unerschwingliche Opfer auferlegt hätten. Zumal im Wagenrennen und Wettreiten konnten nur Begüterte auftreten, und so verschmähten auch wohl die Wohlhabenderen und Vornehmeren die einfachen gymnischen Kampfarten und erachteten nur die hippischen als ihrer würdig. Alkibiades enthielt sich trotz seines Ehrgeizes der ersteren gänzlich, da ja Leute niederer Abkunft seine Gegner sein konnten; Straton, der grosse Ringkämpfer und Pankratiast, hatte als vornehmer Alexandriner anfangs die gymnischen Uebungen verachtet, bis ein Milzleiden ihn zum Turnen veranlasste, und er mit der wachsenden Kraft ein so grosses Gefallen daran fand, dass er später in sämmtlichen grossen Spielen als Kämpfer und Sieger berühmt wurde.

Was der Männer Lust und Ehrgeiz war, ward bald auch den Knaben gewährt. Seit der siebenunddreissigsten Olympiade (632 v. Chr.) sieht Olympia den Nachwuchs der Helden bei Wettlauf und Ringen in die Schranken treten. Wie der Knabe mit dem siebenten Jahre schon dem Ringschullehrer übergeben ward, so begann er auch zeitig, an den öffentlichen Spielen seine Kräfte mit Altersgenossen zu messen. Der messenische Knabe Damiskos erringt in der 103. Olympiade (368 v. Chr.) den Sieg im Wettlauf im Alter von zwölf Jahren.

Auch Frauen finden wir hin und wieder in den olympischen Wettkämpfen um die Palme werben. Freilich war dies nur in den hippischen Agonen, im Wagenrennen und Wettritt möglich, wo nicht der Lenker oder Reiter, sondern das Pferd und sein Besitzer den Preis gewann. So treten sie nur als Züchterinnen edler Rosse, nicht etwa als kühne Ama-

zonen in die Schranken. Die erste Frau, welche in Olympia mit Rennpferden auftrat und den Preis gewann, war die Spartanerin Kyniska, Tochter des Archidamos und Schwester des Agesilaos. Plutarch berichtet, dass dieser Letztere selbst die Veranlassung zu dieser Bewerbung gab. Er wollte den Lakoniern, deren Sinn ihm allzusehr auf den Sieg im Wagenrennen gerichtet schien, den Beweis liefern, dass ein solcher Sieg nicht ein Zeichen männlicher Tüchtigkeit sei, wie sie Spartiaten gezieme, sondern dass jeder Wohlhabende, ja sogar ein schwaches Weib im Wagensiege glänzen könne. Nichtsdestoweniger ward Kyniska in Sparta als Heldin durch ein Heroon gefeiert. Ihre Denkmäler in Olympia werden wir an anderer Stelle kennen lernen. Nächst spartanischen Frauen finden sich öfters Makedonierinnen als Bewerberinnen um den olympischen Kranz. —

Wie die geschichtliche Entwickelung der Spiele von dem ursprünglich einzigen einfachen Wettlaufe an bis zu der grossen Mannigfaltigkeit der Kampfübungen der späteren Zeit sich vollzogen hat, berichtet Pausanias. Und wenn es gleich wahrscheinlich ist, dass regelmässige Aufzeichnungen über die Feste und ihre Sieger erst in wesentlich späterer Zeit begonnen haben, als im Jahre 777, wie die alte Ueberlieferung will, dem Jahre der ersten Olympiade, so liegt doch auch, wenn man eine ersichtlich falsche Lesart im Pausanias corrigirt, kein directer Grund vor, die von diesem Schriftsteller gemachten Angaben in Zweifel zu ziehen. Sie werden bereits in früher Zeit als geschichtliche Thatsachen gegolten haben, womit freilich nicht gesagt werden soll, dass sie wirklich solche gewesen, noch ausgeschlossen ist, dass tendenziöse Bestrebungen an der Darstellung der Vorgänge Theil haben. In Ermangelung der Kenntniss von den wirklichen Vorgängen werden wir hier zunächst der Ueberlieferung zu folgen haben.

Zur Zeit, als Iphitos die seit Oxylos' Tagen vergessene Festfeier erneuerte, entsann man sich von den Kampfweisen, die bei den Spielen des Herakles in Gebrauch gewesen, nur noch des Wettlaufes. Nach und nach erst taucht die Erinnerung auch an die eine oder andere jener Kampfübungen wieder auf, und erfolgt mit ihr die Wiederaufnahme. So die Ueberlieferung, aus der man ersieht, wie vorsichtig, einem in seinen Bräuchen so conservativen und jeder Neuerung mit höchstem Misstrauen begegnenden Volke gegenüber, Diejenigen verfahren mussten, die dem Feste einen neuen Glanz hinzufügen wollten. Ueberall muss das Neue als eine nur in Vergessenheit gerathene göttliche oder heroische Institution dargestellt werden.

Nachdem nun zuerst bis zur 14. Olympiade nur der einfache Stadionlauf geübt worden war, tritt in dieser letzteren (724 v. Chr.) der Doppellauf, vier Jahre später (Olympiade 15) der Dauerlauf hinzu. Das Fest, welches die 18. Olympiade inaugurirt, gestaltet die Feier mit einem Schlage ungleich reicher. Es führt den Fünfkampf, das Pentathlon ein, in welchem neben dem Wettlauf auch die Kunst des Springens, des Diskos- und Speerwurfes und des Ringens ausgeübt wurde. Zwanzig Jahre später (Ol. 23) tritt dazu der Faustkampf, acht Jahre darauf (Ol. 25 = 680 v. Chr.) die erste und für alle Folgezeit glanzvollste der ritterlichen Uebungen, das Wagenrennen mit dem Viergespann ausgewachsener Rosse.

Dass das Wagenrennen schon früher in Elis heimisch gewesen sei, hat man aus Homer (Il. XI, 699.) folgern wollen. Allein die entsprechenden Verse sind hier sicherlich eingeschoben worden. Auch dass Pindaros in der zehnten Olympiade den Mantineer Samos mit vier Pferden siegen lässt, kann man gegen die bestimmte Angabe des Pausanias nicht ins Feld führen. (Vgl. von Christ, Zur Chronologie d. altgriech. Epos. München 1884. p. 10 f.)

„Die Herkunft des Rennwagens aus dem Osten scheint auch die Sage von Pelops zu bezeugen, der aus Phrygien kommt und durch seinen Wagensieg in Pisa seine Braut erwirbt. Er ist der erste Sieger im Viergespann, und es versteht sich von selbst, dass die Erzählung von seinem Wagensiege nicht älter sein kann als Ol. 25.“ (Ben. Niese, Entwickelung der homer. Poesie. Berlin, Weidmann 1882, S. 121.)

Dem Wagenrennen folgt Ol. 33 das Wettreiten; dasselbe Fest sieht zuerst denjenigen der gymnischen Kämpfe, der als der schwerste und für die Zuschauer als der anziehendste galt, das Pankration, die Vereinigung des Ring- und Faustkampfes. Damit ist die Reihe der Kampfarten geschlossen, und nur innerhalb derselben sehen wir später einige Abarten in Aufnahme kommen.

Die 37. Olympiade (632 v. Chr.) gewährte, wie erwähnt, auch den Knaben die Ehre des Wettlaufs und des Ringkampfes. In der folgenden werden die Knaben auch zum Pentathlon zugelassen; der lakonische Knabe Eutelidas siegte in letzterem wie im einfachen Ringkampfe. Es blieb aber bei diesem einzigen jugendlichen Sieger im Fünfkampfe, denn die Eleer, wahrscheinlich eifersüchtig auf die Lakoner, die im Pentathlon Meister waren, liessen den Fünfkampf der Knaben nicht wieder zu. Seit Ol. 41 endlich (616 v. Chr.) findet in Olympia auch eine Preisbewerbung der Knaben im Faustkampfe statt.

Eine Bereicherung erhält die Form des Männerwettlaufs in der 65. Olympiade (520 v. Chr.) durch die Einführung des Stadionlaufes Bewaffneter, das Wagenrennen seit der 93. Ol. (408 v. Chr.) durch die Zulassung von Zweigespannen ausgewachsener Hengste, während die Ol. 70 und 71 gemachten Versuche, Zweigespanne von Mauleseln und Stuten als Reitpferde laufen zu lassen, wenig Beifall fanden und schon Ol. 84 wieder aufgegeben wurden. Seit Ol. 99 (384 v. Chr.) sieht man Viergespanne auch von Fohlen; von Ol. 128 an (268 v. Chr.) auch Zweigespanne derselben auf der Rennbahn, wo endlich zwölf Jahre später (256 v. Chr.) auch gerittene Fohlen erscheinen.

Zuletzt in der 145. Ol. (200 v. Chr.) werden die Knaben auch zu der schwersten der gymnischen Uebungen, zum Pankration zugelassen.

In den musischen Künsten fand in Olympia kein Wettstreit statt, nur ein einzigesmal wurde auf Neros allmächtigen Wunsch seiner Eitelkeit, auch in Olympia als Kitharöde und Dichter zu glänzen, Genüge geleistet.

Wohl hatte man in der 96. Olympiade einen Wettkampf der Trompeter und der Herolde eingeführt, aber dieser Agon bezog sich nicht auf die künstlerische Seite ihres Vortrags, sondern nur auf die Stärke ihrer Lunge und Stimme. In der Nähe des zum Stadion führenden Einganges standen sie auf erhöhtem Platze und überboten einander in Blasen und Rufen. Der Sieger gewann mit dem Kranze das Recht, die Namen der anderen Sieger und die sonstigen an dem Feste zu erlassenden Bekanntmachungen auszurufen. —

Treten wir nun in die speciellere Darstellung der einzelnen Kampfarten und der darin erzielten Leistungen ein.

Die gymnischen Uebungen zunächst wurden in leichte und schwere geschieden. Zu den ersteren gehören der einfache Lauf, der Sprung, der Diskos- und Speerwurf; zu den schweren der Dauer- und Waffenlauf, das Ringen, der Fünfkampf, der Faustkampf und das Pankration.

Die älteste und einfachste aller olympischen Kampfarten, schon in homerischer Zeit gekannt und geübt, war also der Lauf. In ihren beiden Arten als Schnell- und als Dauerlauf bietet diese gymnastische Uebung eine vortreffliche Vorschule für die Märsche und Laufschrittangriffe des Krieges. Sie besitzt einen hervorragenden Einfluss auf die günstige Entwickelung des ganzen Körpers, die Arme ausgenommen. Brust und Lunge, Schenkel und Füsse nehmen hier gleichmässig an der Förderung ihrer Ausbildung Theil. So ist denn auch der an Wuchs ideale Held der Hellenen, Achill, der rüstigste Läufer des Heeres. Ihm nahe kommen

Aias und Odysseus, die ihre Kräfte in jenem herrlich geschilderten Wettlaufe messen, bei dem Odysseus durch die Gunst der Athena den Preis gewinnt.

Die Laufübung bedurfte äusserst geringer Vorrichtungen: ein Baum in freiem Felde mochte das erste Ziel, die Länge der Bahn zunächst eine unbestimmte sein. In homerischer Zeit finden wir den Preis des Sieges selbst als Zielpunkt aufgestellt. Zu beiden Seiten der Bahn reihten sich die Zuschauer. Wollte man bequemer und von erhöhtem Standpunkte aus sehen, so wählte man den Saum eines Hügelzuges oder besser noch ein schmales Thal zwischen zwei sanften Höhen als Schauplatz. Als die einfache, aus dem Wunsche die gegenseitigen Kräfte zu messen, erwachsene Laufübung sich zu einem regelrechten Spiel ausbildete, bedurfte es nur noch einer Ebenung der Laufbahn und der Feststellung einer bestimmten Länge durch Markirung der Ablaufs- und Ziellinie. So einfach war die Laufbahn, das „Stadion", zu Athen gewesen, bis Herodes Atticus zur Zeit der Antonine den Zuschauern, die zuvor auf dem blossen Abhange der Wälle gesessen hatten, marmorne Sitzreihen herstellte. So einfach ist das Stadion zu Olympia allezeit geblieben. Der Abhang des Hügelzuges, deren letzter Ausläufer der Kronosberg ist, bildete die sanft ansteigende nördliche Böschung; an den drei anderen Seiten war eine künstliche Wallschüttung erforderlich, um die wünschenswerthe Menge von Plätzen zu gewinnen. Auf dem sommerlich verdorrten Rasen, dessen Wurzelgeflecht die Böschungen gegen die Macht der Winterregen schützte, hockte eine nach Tausenden zählende Menge ohne jede Sitzbequemlichkeit, wie heut noch der griechische Hirt oder Bauer oft stundenlang ohne Unterstützung über dem Erdboden kauert.

Die Bahn, welche die Läufer bei dem einfachen Wettlaufe zu durchmessen hatten, betrug in Olympia sechshundert olympische Fuss, rund hundert und zweiundneunzig Meter. Die Entfernung scheint gering, aber sie war doch wohl ausreichend, um den Sieg nicht von einem Zufall abhängig zu machen, denn, wie Lukian uns belehrt, „nicht auf einem harten widerstehenden Boden" liefen die Kämpfenden, „sondern in tiefem Sande, wo man nicht fest fussen und sich aufstemmen kann, weil der Fuss im nachgiebigen Sande zurückweicht."

Die Stadionläufer, deren gewiss eine erhebliche Anzahl zur Wettbewerbung antrat, liefen nicht Alle auf einmal, sondern in Abtheilungen von je Vieren, deren jedesmalige Sieger dann unter sich certirten.

So sehen wir ihrer Viere im schnellsten, durch heftige Bewegung der Arme unterstützten Wettlaufe auf einer schwarzfigurigen Vase des

Berliner Museums, so auf einer anderen, aus der Feoli'schen Sammlung stammenden, die unser Holzschnitt (Fig. 3) wiedergiebt, ihrer Zwei unter Aufsicht eines Lehrers im Uebungslaufe, unbekleidet, nur die Haare durch ein Band oder eine anschliessende Kappe zusammengehalten, während der dahinter stehende Genosse sich zum Sprunge anschickt, ein Diskos auf die eben verlassene oder später vorzunehmende Uebung deutet.

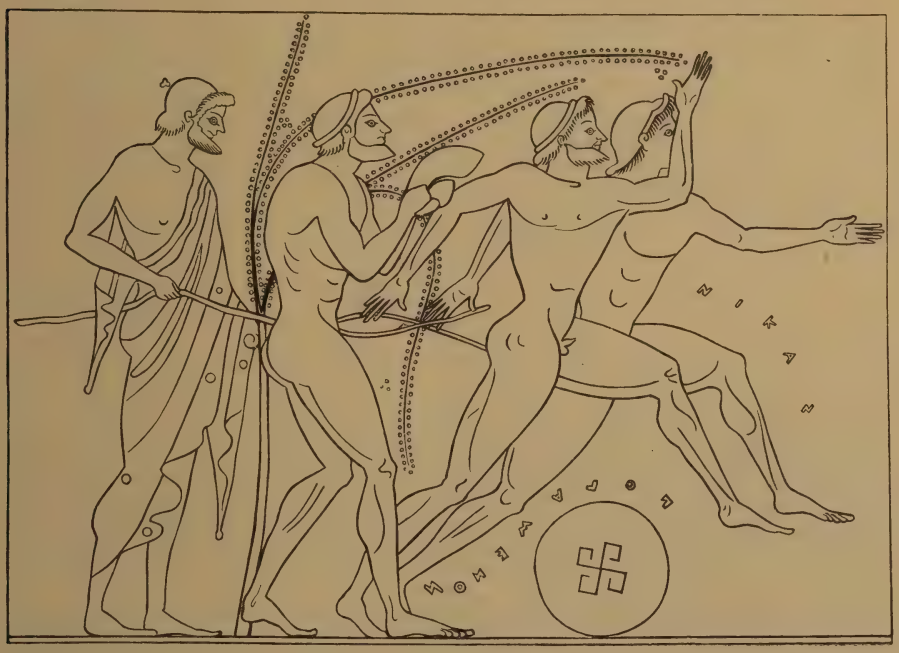


Fig. 3.

Der Wettlauf muss, obwohl nach seinem Sieger nach wie vor die Olympiade bezeichnet wurde, zeitig an Glanz verloren haben; daher die verschiedene kleine Zahl von Standbildern, welche den Siegern hierfür errichtet werden. Oder schienen diese dem Pausanias zu einfach und zu gering, um sie aufzuzählen und von ihnen viel Wesens zu machen?

Die Läufer im Diaulos, im Doppellauf hatten die Stadionlänge hin und her zurückzulegen, während für den Dauerlauf (Dolichos) die zwölfmalige Umkreisung der Bahn, also vierundzwanzig Stadien, das übliche Maass gewesen zu sein scheint, mehr als viereinhalb Kilometer, gewiss eine beträchtliche Strecke für ununterbrochenen Schnelllauf.

Die letzte und, wie bemerkt, erst in der 65. Olympiade eingeführte Art des Wettlaufes bildet derjenige der Bewaffneten, die das Stadion zweimal zu durchmessen hatten. Waren die Läufer anfangs in voller Feld-

rüstung gerannt, d. h. mit Helm, Beinschienen und Schild, (vgl. den beigegebenen Holzschnitt Fig. 4 nach einer Vase des Berliner Museums) so behielt man in späterer Zeit nur den letzteren bei, als das Schwerste und der freien Bewegung der Arme Hinderlichste. Zum Gebrauche bei diesem Wettkampfe wurden im Zeustempel fünfundzwanzig eherne Schilde aufbewahrt.

Im Uebrigen waren die Wettlaufenden völlig nackt. Bis zur 15. Olympiade hatte man noch einen Schurz um die Lenden getragen; als aber an diesem Feste dem Läufer Orsippos aus Megara beim Laufe dieser

Fig. 4.

Schurz sich zufällig löste und zur Erde fiel, warfen sogleich seine Mitbewerber, um nicht im Nachtheil zu sein, ihre Schurze von sich und liefen nackt weiter. Seitdem liess man die Läufer, später auch alle übrigen Wettkämpfer, völlig nackt in die Bahn treten. Nichts hindert so die volle Entfaltung aller Körperkraft und Gewandtheit; im Sturme fliegen die Männer über den stäubenden Sand, den heissen Athem des Hintermannes im Nacken. Nicht nur der laute Zuruf der Menge beflügelt den Fuss, sondern auch sie selbst feuern sich, wie Dion Chrysostomos berichtet, durch lautes Schreien zu schnellerem Laufe an.

Von der Schnelligkeit des Wettlaufes, die den Läufer, dem fliegenden Geschosse gleich, den Zuschauern gleichsam unsichtbar machte, giebt ein griechisches Epigramm ein poetisches Bild:

„Nur an den Schranken erblickten wir ihn, des Meneklees Sprössling,
„Oder am äussersten Ziel, nicht in der Mitte der Bahn.“

Als ausgezeichnete Wettläufer und olympische Sieger kennen wir Antipatros aus Epeiros und den Argiver Dandes. Des Letzteren Siege allein in den vier grossen Nationalfesten giebt Simonides auf zweiund-

zwanzig an, die übrigen seien gar nicht zu zählen. Alle Zeitgenossen übertraf an Schnelligkeit Ladas, ein Lakonier, dem seine Landsleute hierfür ein Denkmal in seiner Heimat errichtet hatten, und nach welchem auch eine Rennbahn am Wege nach Orchomenos den Namen führte. Seine Siegerstatue in Olympia hatte Myron verfertigt; sie war eins der vollendetsten Werke jenes berühmten Erzbildners. Das schöne Epigramm auf dieses Bildwerk hat Herder übersetzt:

„Wie du zum Ziel hinflogst mit schwebendem Fuss in den Lüften,
Wie mit athmender Brust auf zum pisäischen Kranz
Du dich hobest, so hat dich, Ladas, Myron gebildet,
So schwingt, leicht wie die Luft, deine Gestalt sich empor,
Voll von Hoffnung. Es schwebt auf äusserster Lippe der Hauch ihm,
Seine gehöhlete Brust wölbet Verlangen hinauf.
Fast schon hüpfet das Bild von dem Fussgestelle zum Kranz auf —
O der lebenden Kunst! — leicht wie der athmende Geist."

Wie aber solche im Spiel geübte Fertigkeit und Ausdauer im Ernste des Lebens sich bewährte, davon erzählt die Geschichte mehr als ein Beispiel: Als die Perser nahen, und Athen die Spartaner zu Hilfe rufen will, sendet man nicht einen Reiter noch ein schnell segelndes Schiff aus, sondern den Pheidippides — zu Fuss. Und dieser Wackere legt die Strecke von achtundzwanzig deutschen Meilen in zwei Tagen zurück. — Als die schwer bewaffneten hellenischen Schaaren bei Marathon sich aus weitester Ferne her in Wettlaufschritt setzen, glauben die Perser, sie seien wahnsinnig geworden. Aber in unverändertem Tempo braust die Masse daher und wirft mit mächtigem Anprall die Ueberraschten über den Haufen. Eine noch grössere Leistung als Pheidippides vollbringt der Boiotier Euchidas, der den zehn Meilen langen Weg von Plataiai nach Delphoi in einem Tage hin und zurück durchmisst; freilich bricht er bei seiner Rückkunft todt zusammen. Ein andrer Boiotier, Lasthenes legt den vier Meilen langen Weg von Koroneia nach Theben im Wettlaufe mit einem Kampfrosse zurück und gewinnt die Wette. Ein olympischer Sieger, Argeus, der den Preis im Dauerlaufe gewonnen hat, eilt in der Freude seines Herzens unmittelbar vom Kampfplatze fort und erreicht noch am nämlichen Tage seine in gerader Linie dreizehn Meilen weit entfernte Heimath; er überschreitet dabei zwei beträchtliche Gebirgszüge. Die Wahrheit solcher und anderer Berichte anzuzweifeln, wie dies zu Zeiten geschehen ist, haben wir kein Recht angesichts der phänomenalen Leistungen, welche in unseren eigenen Tagen von einem Käpernick und

Anderen völlig verbürgt sind. Im März des Jahres 1882 legte der Lieutenant Salvatore Marsala die Strecke von Lecce nach Tarent binnen vierundzwanzig Stunden hin und her zurück, ein Dauerlauf von hundertachtundsechszig Kilometer oder zweiundzwanzig und einer halben deutschen Meile, mit welchem der Genannte den oben erwähnten Euchidas noch um zwei und eine halbe Meile schlägt. Ungefähr gleichzeitig lief der „l'homme vapeur" genannte Schnellläufer in drei Stunden um Paris herum, eine Strecke von vierundvierzig Kilometer. —

Fig. 5.

Für die Knaben war in Olympia nur der einfache Stadionlauf üblich, während sie bei den pythischen Spielen auch im Diaulos und in einem Laufe auf steiler Bahn, dem Berglaufe, mit einander wetteiferten. Sie hatten indessen nur eine kürzere Strecke, als die Erwachsenen, wie es scheint die Hälfte des Stadions, zu durchlaufen. Auch von einem Wettlaufe der Jungfrauen in Olympia berichtet Pausanias. Er fand nicht zur Zeit der grossen Spiele statt, sondern an dem Feste, welches in jedem fünften Jahre der Hera im Parthenion gefeiert wurde. Auch hier wurden die Bewerberinnen dem Alter nach in verschiedene Klassen getheilt; die Jüngsten liefen zuerst, die Aeltesten machten den Beschluss. Diese elischen Jungfrauen — wenigstens scheint die Theilnahme an diesem Agon auf einheimische Frauen beschränkt gewesen zu sein — liefen in kurzem, dicht über dem Knie endenden Chiton, entblösster rechter Schulter und fliegendem Haare. Eine solche Siegerin in den Heräen scheint die schöne Statue im Museo Pio Clementino darzustellen, welche unser Holzschnitt (Fig. 5) wiedergiebt. Auch diese Jungfrauen liefen in dem um ein Sechstel verkürzten olympischen Stadion, der Siegespreis war der Zweig des Oelbaums und ein Stück von dem Opferthiere. Auch sie durften sich nach erlangtem Siege Portraitbildnisse stiften, aber nicht plastische, sondern gemalte. Als Preisrichterinnen fungirten die sechzehn elischen Frauen, welche der Göttin das heilige Gewand gewebt hatten, das bei jedem Feste erneut wurde. Auch dieser Wettlauf knüpft sich an den Mythos von der Einwanderung des Pelops. Hippodameia nämlich soll, um der Hera für ihre Vereinigung mit dem Helden sich dankbar zu zeigen, ihr zu Ehren sechzehn elische Frauen um sich versammelt

und mit ihnen zuerst in Olympia die Heräen gefeiert haben. In Wahrheit lag die Sache wesentlich anders, wie Herr Director Dr. Ludw. Weniger gezeigt hat. Hippodameia war erst die Nachfolgerin der Physkoa, der Geliebten des Dionysos, welche lange zuvor von den elischen Frauen Verehrung empfing. Diese eleischen Thyiaden wurden von der Hippodameia herangezogen und mit Elementen aus Pisa vereint, so dass eine Aussöhnung zwischen beiden Landschaften stattfand.

In diesem ersten Preislaufe siegte Chloris, die Tochter des Amphion, nebst ihrem Bruder Amyklas der einzige Ueberrest der Kinder der Niobe, welchen die zürnenden Götter verschont hatten. Chloris aber erscheint als Freundin und Verwandte der Thyia.

Nach einer anderen Lesart freilich waren die Heräen erst in späterer Zeit entstanden, nachdem die Stammesstreitigkeiten zwischen Elis und Pisa, welche die Misswirthschaft des Tyrannen Damophon im Gefolge hatte, durch die kluge Vermittelung von sechzehn elischen Frauen beigelegt worden waren. Man hatte hierzu aus den sechzen elischen Stämmen je die älteste oder angesehenste Frau erwählt, und so blieb die Zahl der sechzehn Kampfrichterinnen bestehen, auch nachdem die Zahl der elischen Demen längst auf die Hälfte herabgegangen war. Zu der Feier der Heräen gehörten ausser dem Wettlaufe und den Opfern auch Reigentänze, welche von jenen sechzehn vornehmen Frauen aufgeführt wurden. Bevor jedoch die sechzehn an den Heräen theilnahmen, ward zuvor an der Quelle Piera auf dem Wege von Elis nach Olympia eine Reinigung und ein Schweinsopfer vorgenommen. —

Ein weit grösseres Maass von Kunstfertigkeit, von eigentlicher Schulung, als für den Wettlauf erforderlich war, erheischte die zweite Gattung der olympischen Kämpfe, das Ringen. Die Erfindung dieses in hohem Ansehen stehenden Kampfes schreibt die attische Legende ihrem Stammesheros Theseus zu. „Früher", heisst es, „brauchte man nur Grösse und Stärke zum Ringen; Theseus aber rang zuerst mit Kunst, er erfand die Kunst des Ringens."

Nicht die rohe Gewalt macht hier den Meister, sondern die geschulte Technik, der ruhige aber schnelle Blick, welcher jeder Bewegung des Gegners folgt, die Wahl der Stellung und Auslage, die geschickte Deckung, der blitzgeschwinde Griff bei Blosgebung des Gegners, die kunstvolle Finte, die ihn zu falscher Deckung veranlasst. (Vgl. den Holzschnitt Fig. 6, der einen zu Herculaneum im Jahre 1754 gefundenen Ringer darstellt.) Und nicht nur der Sieg an sich erscheint als etwas Rühmliches, sondern auch die Eleganz, mit welcher er erfochten wird. Als der Knabe

Kratinos in Olympia den Kranz erlangt, rühmt man an ihm, dass er im Ringen die höchste Schönheit entfaltet habe, und um dieses Vorzuges willen gewährt man eine sonst unerhörte Gunst, die, dass auch seines Ringlehrers Bildniss neben dem seinen in Olympia aufgestellt werden darf. —

Zwei Arten des Ringkampfes sind hier zu unterscheiden: Bei der ersteren galt es, den Gegner dreimal so zu werfen, dass er mit den

Fig. 6.

Schultern den Boden berührte. Mit gespreizten Beinen, zurückgebeugtem Oberkörper, den Kopf in die Schultern gedrückt und die Oberarme an die Seiten der Brust gedrängt, stehen die mit Oel gesalbten und dann mit Sand oder Asche bestreuten Ringer einander gegenüber und lauern auf die Blösse, die der Gegner sich geben könnte. Endlich erfolgt der Ausfall; oft ist der erste Griff schon der entscheidende. Bei den Schultern und Armen sucht man den Gegner zu packen, namentlich ihn im Gebrauche der letzteren möglichst zu beschränken. Ihm ein Bein zu stellen, mit der Ferse in die Kniekehle zu schlagen, gilt als erlaubt. Ein Bein des Gegners zu ergreifen und durch schnelles Emporreissen desselben ihn zu Fall zu bringen ist ein ebenso häufig angewendetes Mittel wie ein plötzlicher Sprung in den Rücken des Gegners und das Umschlingen seines Leibes mit den Schenkeln. Auch drängte man mit den Stirnen gegeneinander, verdrehte dem Gegner die Glieder, ja brach einander auch wohl die Finger ab. Dass diese letztere, unserem humaneren Zeitalter

barbarisch vorkommende Kampfesweise auch zu jener Zeit nicht allzu häufig in Anwendung kam, beweist die Ueberlieferung der Namen solcher Ringkämpfer, welche sie nicht verschmähten. So Leontiskos aus Messina und Sostratos aus Sikyon, welch' Letzterem diese üble Gewohnheit den Zunamen Akrochersites, der „Fingerspitzler" eingetragen hatte.

Auch durch das eigene Körpergewicht den Antagonisten niederzudrücken war eine beliebte Methode. Milon, der berühmte krotoniatische

Fig. 7.

Ringer und sechsfache Olympionike wandte sie in vorgerückteren Jahren, wo ihm für die sonstigen Kunstgriffe die Gelenkigkeit abgehen mochte, ausschliesslich an. Einen siebenten Sieg vereitelte sein sehr jugendlicher Gegner, der ihn kluger Weise stets so weit von sich abzuhalten wusste, dass Jener ihn nicht umfassen und durch die Last seines Körpers zu Boden drücken konnte. Es scheint, dass nur diese bisher beschriebene Art des Ringens in dem einfachen Ringkampfe und im Fünfkampfe bei den grossen Festen in Anwendung kam.

Die linke Seite unserer Fig. 7, Gerhard's Ausgew. Vasenbildern entlehnt, zeigt neben dem beaufsichtigenden Lehrer zwei Ringer, von denen der rechts Stehende anscheinend einen Griff nach dem Fusse des Gegners beabsichtigt hatte, aber noch rechtzeitig von diesem bei den Handgelenken erfasst und an dem verhängnissvollen Griffe gehindert wurde.

Minder harmloser Art war der Ringkampf, welcher auch in Olympia im Pankration, der Combination von Ring- und Faustkampf, geübt wurde. Hier war nicht das mehrmalige Niederwerfen des Gegners für den Sieg entscheidend, sondern der im einfachen Ringen begonnene Kampf setzte sich auch dann noch fort, wenn die Kämpfenden zu Fall gekommen

waren und endete nicht eher, als bis sich einer der Kämpfenden durch Ausstrecken der Hand für besiegt erklärte. Alle jene Mittel, die im Standkampfe erlaubt waren, galten auch für den Ringkampf am Boden. Dazu war es gestattet, den Gegner am Halse zu packen und ihm die Kehle zuzuschnüren. Von den Zähnen Gebrauch zu machen, war unerlaubt; doch kam es in der Wuth des Kampfes bisweilen vor.

Fig. 8.

Von dieser zweiten, ernsteren Art des Ringkampfes giebt die bekannte Kämpfergruppe der Tribuna in Florenz, die unser Holzschnitt (Fig. 8) vergegenwärtigt, eine vortreffliche Anschauung. —

Als der gefeiertste Ringer des Alterthums galt allezeit der schon genannte Milon, der Sohn des Diotimos aus Kroton in Unteritalien. Von seiner Stärke wird Ausserordentliches berichtet: so umschloss er mit der Hand einen Granatapfel und vermochte die Stellung desselben so fest zu bewahren, dass ihm Niemand mit Gewalt die Frucht entreissen konnte, noch auch die letztere durch den Druck verletzt ward. Sodann stellte er sich auf einen mit Oel bestrichenen Diskos, und Niemand war im Stande, ihn von demselben herab zu ziehen oder zu stossen. Ferner band er sich eine Darmsaite um die Stirn, presste dann die Lippen zusammen und hielt den Athem an, bis ihm die Adern am Kopfe so anschwollen, dass die Saite zerriss. Von seiner glatt ausgestreckten Hand den kleinen Finger abzubiegen vermochte Niemand.

Der Ueberlieferung nach ward das Bewusstsein seiner Stärke die Ursache seines traurigen Endes: In einsamer Gegend bei Kroton sah er im Walde einen Baumstamm, in welchen man Keile eingetrieben hatte, um ihn zu spalten. Im Uebermuth drängte Milon seine Hände so kräftig in den Spalt, dass die Keile herausfielen. Zurückzuziehen aber vermochte er die Hände nicht wieder und so ward er von den Wölfen zerrissen.

Aber nicht nur zu gelegentlichen staunenswerthen Productionen gebrauchte Milon seine riesige Körperkraft, sondern, wo es noth that, stellte er sie auch in den Dienst des Vaterlandes. So zog er in der Schlacht am Traeis gegen die Sybariten seinen Landsleuten voran, ein Löwenfell um die Schultern und eine gewaltige Keule in der Hand, ein zweiter Herakles an Stärke und Erscheinung, und seine jeden Widerstand besiegende Macht brachte den feindlichen Flügel zum Weichen und damit die Entscheidung der Schlacht.

Nur ein Zeitgenosse war noch stärker als Milon, ein aitolischer Rinderhirt Tithormos. Als Milon von diesem Manne hörte, machte er sich auf und fand ihn im Gebirge. Um ihm eine Probe seiner Kraft zu geben, griff er einen Stier aus der Heerde und hielt ihn bei dem Hinterfuss fest, Tithormos aber machte dasselbe Stück mit zwei Stieren zugleich. Da zog Milon beschämt von dannen. —

Von allen olympischen Kampfarten ist unsrem heutigen Gefühle am wenigsten sympathisch der Faustkampf; und es bleibt allen Versuchen gegenüber doch immer nicht recht erklärlich, wie ein hochgebildetes und ästhetisch so fein fühlendes Volk an dem barbarischen Schauspiele Gefallen finden konnte, wie zwei Männer einander mit schwerbewehrten Fäusten ins Antlitz schlugen, sich bis zur Unkenntlichkeit zerhieben und

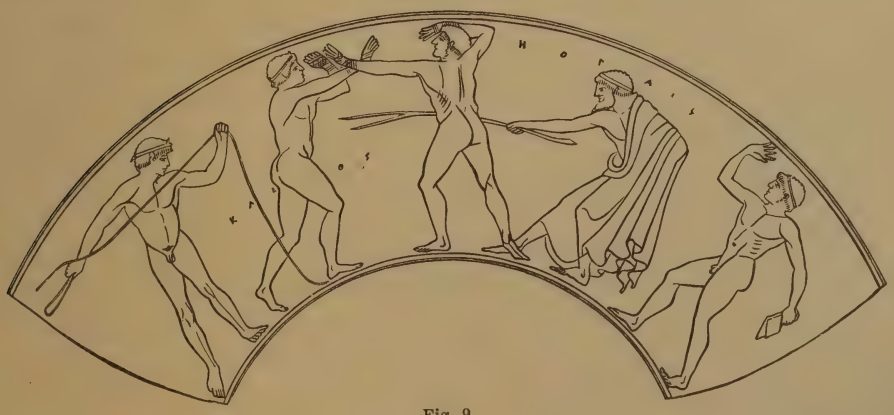


Fig. 9.

blutüberströmt so lange im Kampfe verharrten, bis der Eine sich für besiegt erklärte oder kampfunfähig zusammenbrach. Denn nicht nur zur Römerzeit, sondern auch bei den Griechen war diese Art des Kampfes kein Spiel mehr, sondern blutiger Ernst und nicht minder gefährlich als die Boxergefechte Englands. Mehr als einmal bleibt auch in Olympia der Eine todt auf dem Platze. Solchen tragischen Ausgängen des bar-

barischen Spieles gegenüber klingt das Urtheil des griechischen Arztes Antaios, die Uebung des Faustkampfes sei ein treffliches Mittel gegen Schwindel und chronischen Kopfschmerz, fast wie ein schlechter Scherz.

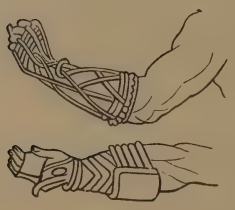


Fig. 10.

Bei den Uebungen in der Ringschule, welche uns die Mittelgruppe des in Fig. 9 dargestellten Bildes (derselben Vase entnommen, von welcher Fig. 7 herrührt) vergegenwärtigt, wurden die Unterarme und Hände mit weichen Riemen von Ochsenhaut umwunden in der Weise, wie die beigegebene Abbildung (Fig. 10 oben) zeigt. Die Finger blieben hierbei frei, um zur Faust geschlossen zu werden. Bei ernsterem Faustkampfe besetzte man einzelne Stellen dieses Geflechtes, insbesondere am Ballen, mit Streifen und Stücken gehärteten und scharfkantigen Leders, mit Nägelköpfen oder Buckeln aus Blei. Solche Armatur diente nicht nur zum Angriff, sondern auch zum Pariren; so finden wir bei einer Athletenstatue in der Villa Pamfili zu Rom (s. Fig. 10 unten) nicht nur die mittleren Glieder der Finger mit einem Schlagring bewaffnet, sondern auch den Unterarm durch eine starke Platte geschützt, deren harte Kanten dem Gegner sicherlich einen gewaltigen Schmerz bereiteten, wenn der volle Hieb der Faust darauf traf. Eine nahezu zu einer selbständigen Waffe gewordene Armatur der Hände zeigt eine Statue des Dresdener Museums (Fig. 11), welche zugleich eine Vorstellung von der Auslage der Faustkämpfer vermittelt. So ausgerüstet schlug man mit vollster Gewalt auf den Gegner ein; wie schwere Hämmer fielen die Fäuste auf Haupt und Brust. Bei jedem Zuschlagen stöhnten die Kämpfenden tief auf wie die Holzfäller beim Schlage der Axt. Gleichmässig waren beide Arme zum Schlage wie zur Parade geschult und gestählt.

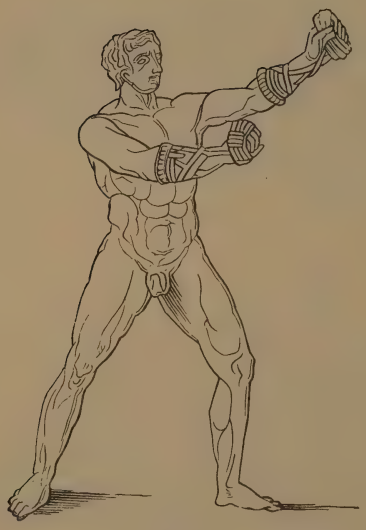


Fig. 11.

Dass bei solchem Kampfe die Gliedmassen nicht unversehrt blieben,

kann nicht Wunder nehmen. Insbesondere hatten die Nase, die Ohren und die Zähne zu leiden. Urkundliche Zeugnisse solcher Verstümmelungen sind in den Epigrammen auf Faustkämpfer und Pankratiasten mehrfach erhalten:

„Nun hat Pisa ein Ohr des Androleos, so hat Plataiai
Eines der Augen; für todt trug man zu Pytho mich weg."

Ja bis zur völligen Unkenntlichkeit wurde oft das Antlitz zerschlagen:

„Als sich nach zwanzig Jahren Odysseus endlich zur Heimat
Rettete, kannte der Hund seines Gebieters Gestalt.
Aber Du, Stratophon, bist nach kaum vier Jahren des Faustkampfs
Nun unkenntlich der Stadt, nicht nur den Hunden allein.
Würdest Du jetzt Dich selbst im Spiegel betrachten, Du schwürest
Sicherlich auch: fürwahr, dieser ist Stratophon nicht."

Ein anderes Epigramm stellt scherzweise dem Bruder eines Faustkämpfers den Verlust einer umstrittenen Erbschaft in Aussicht, da dieser von Niemand mehr als der richtige Zeuge agnoscirt werden könne.

Und nicht nur die literarischen, sondern auch die statuarischen Monumente bekunden solche körperliche Missbildungen in Folge des Faustkampfs in reichlichem Maasse. Das von den vielen Fausthieben plattgehauene und innerlich verschwollene, auch wohl verstümmelte, sogenannte „Pankratiastenohr" ist ein nicht selten vorkommendes und sicheres Kennzeichen der Siegerstatuen von Faust- oder Pankrationkämpfern. Herakles, Kastor und Polydeukes tragen es häufig als Zeichen ihrer athletischen Tüchtigkeit.

Auch die olympischen Ausgrabungen haben uns zwei solche durch ihre Ohren charakterisirte Faustkämpferköpfe eingebracht (Taf. XVI.) deren Würdigung einer späteren Stelle vorbehalten bleiben muss.

Bei einer so schweren und furchtbaren Bewehrung der Hände war ein Schutz vor dem Schlage des Gegners minder durch die Parade mit dem Arme zu erreichen, als vielmehr durch ein geschicktes Ausbiegen und gänzliches Vermeiden des Schlages. So konnte es kommen, dass sich zwei geschickte Kämpfer lange Zeit gegenüberstanden, ohne sich gegenseitig Erhebliches anhaben zu können. Bei dem Erlahmen der Kraft wurde dann wohl für kurze Zeit Waffenstillstand gemacht. Die Kämpfer ruhten einige Augenblicke aus, wobei sie sich, um auch den Beinmuskeln eine Abwechselung zu gönnen, häufig auf die Knie niederliessen.

War die Geschicklichkeit der Gegner gleich, so griff man wohl endlich zu einer besonderen Art, den lang andauernden Kampf zur Entscheidung zu führen. Diese Methode, welche den Namen Klimax führte, bestand darin, dass die Gegner nicht mehr dem Schlage auswichen, sondern ihn Zug um Zug aufnahmen, ohne sich zu decken, bis endlich der Eine sich für besiegt erklärte.

Mit Recht galt es für eine besonders hohe Leistung, dem Gegner so geschickt ausgewichen zu sein, dass man überhaupt keinen Schlag von demselben empfangen hatte. So konnte sich der elische Knabe Hippomachos rühmen, drei Gegner im Faustkampf besiegt zu haben, ohne eine Wunde, ja auch nur einen Schlag erhalten zu haben.

Als höchste Leistung aber galt es, weder einen Schlag empfangen noch einen solchen ausgetheilt zu haben. Hier musste der Gegner sich der Geschicklickeit des ausweichenden Antagonisten gegenüber so lange fruchtlos abarbeiten, bis ihm vor Mattigkeit die Kräfte versagten, und dem zäher Ausdauernden der Kranz zufiel. —

Als schwerster der olympischen Kämpfe galt das Pankration. Wie es eine Vereinigung des Ringens mit dem Faustkampfe bildete, so folgte es auch in der olympischen Festordnung diesen beiden Kampfspielen unmittelbar nach, als das letzte des ersten Männerkampftages und das gewaltigste von allen. Denn hier musste, den Sieg zu erlangen, die höchste Geschicklichkeit und Schulung, die dem Ringer zu eigen war, sich mit der mächtigsten physischen Kraft paaren. In der ausserordentlich grossen Mannigfaltigkeit der Situationen, der grössten Freiheit in den Methoden des Angriffs und der Abwehr bot sich den Kämpfern volle Gelegenheit, alle Kraft, Geschicklichkeit, Klugkeit und List zu entfalten; den Zuschauern das anziehende Schauspiel eines Kampfes, welcher mit dem ernsten Ringen zweier unbewehrter Männer auf Leben und Tod die höchste Aehnlichkeit besitzen musste. Da hier die Hände zum Fassen des Gegners geeignet sein sollten, trugen die Pankrationkämpfer nicht die furchtbare Waffe der Metallarmaturen, sondern hieben mit unbewehrten Händen.

Auch durfte der Kampfordnung nach nicht mit der vollen Faust, sondern nur mit den Knöcheln der gekrümmten Finger zugeschlagen werden. Auch hier währt der Kampf bis zur völligen Unfähigkeit oder freiwilligen Unterwerfung des Gegners.

Diese rohesten der gymnastischen Uebungen, Faustkampf und Pankration, sind es, aus denen dann die zunftmässige Athletik ihren Ursprung nimmt. Wohl mit Staunen über fast übermenschliche Kraftproben, aber

ohne wärmere Sympathie blickt unser Zeitalter auf jene Männer, die von Jugend auf lediglich für die Athletik dressirt, dem „starken Mann“ unsrer Jahrmärkte gleich, von Fest zu Fest ziehen und in dem Siege nicht mehr eine Ehre, sondern ein Erwerbsmittel sehen. Auch ihre äussere Erscheinung vermag sich nicht mit der des Läufers oder einfachen Ringkämpfers zu messen. Eine unmässige Diät und einseitige Leibesübungen haben die Muskeln auf Kosten des übrigen Körpers in übertriebener Weise ausgebildet:

„Gewalt'ge Stieresmuskeln, Schultern ganz von Erz,
Wie Atlas einst, um Haupt und Bart wie Herakles.“

In der That ist das Bild des farnesischen Herakles in seiner übermässig entwickelten Muskulatur und Körperfülle der echte Typus des zunftmässigen Athleten. Aehnliche Erscheinungen, zu denen solche wandernden Pankratiasten Modell gestanden haben mögen, hat der pergamenische Altarfries in einzelnen bis zum Widerwärtigen gesteigerten Kraftgestalten der Giganten gebracht. —

Dass eine solche planmässige Ausbildung der Kraft schliesslich zu fast unglaublich scheinenden Leistungen befähigte, kann nicht Wunder nehmen. Die Beispiele solcher Kraftproductionen, welche Depping in seinen „Wundern der Körperkraft“ aus allen Jahrhunderten bis zur Gegenwart gesammelt hat, berechtigen uns vollkommen zu der Annahme, dass die Nachrichten der Alten über die Leistungen berühmter Athleten nicht übertrieben sind. So hatte der Athlet Melankomas seine Muskeln dermassen gestählt, dass er vermochte, zwei Tage lang in der Auslage zu stehen.

Unter den gewaltigen Pankratiasten, deren Thaten uns berichtet werden, ragen zwei ganz besonders hervor, Theagenes und Pulydamas. Der erstere war der Sohn eines Priesters des Herakles auf der Insel Thasos, ja nach späterer Legende ein Sohn des Herakles selbst. Schon im Knabenalter hatte er ungewöhnliche Proben von Körperstärke abgelegt; so trug er einst im neunten Lebensjahre auf dem Heimwege von der Schule die ihm gefallende Erzstatue eines Gottes vom Markte auf der Schulter nach Hause. Nur die beschwichtigende Stimme eines angesehenen Greises rettete den Knaben von der Todesstrafe für diesen Gottesfrevel. Später ward er bei den öffentlichen Festspielen der gefürchtetste Gegner im Faustkampf und im Pankration. Nach Pausanias hätte er im Ganzen vierzehnhundert Siegeskränze davongetragen, Plutarch giebt deren nur zwölfhundert an, Zahlen, die jedenfalls erkennen lassen,

dass Theagenes durchaus berufsmässiger Athlet geworden war. Nichtsdestoweniger ward er später in Thasos als heilbringender Landesheros gefeiert.

Von Pulydamas, dem Sohne des Nikias, einem Thessalier aus Skotussa, werden noch weit grössere Kraftstücke als vom Ringer Milon berichtet, die seiner weit über gewöhnliches Maass hinausgehenden Körpergrösse entsprachen. Er trat mitten in eine Viehheerde, fasste den grössten und wildesten Stier derselben an einem der Hinterfüsse bei der Klauenspitze und liess trotz allen Springens und Drängens des wüthenden Thieres nicht los, bis der Stier sich mit aller seiner Kraft so losriss, dass er die Klaue in des Mannes Hand zurückliess. Ein anderes Mal hielt Pulydamas einen in vollem Laufe befindlichen Wagen von hinten durch den Griff mit einer Hand auf. Um es dem Herakles gleichzuthun stieg er auf den thessalischen Olympos, wohin sich bisweilen aus dem benachbarten thrakischen Gebirge auch Löwen verirrten, und hier soll er ohne jegliche Waffe einen grossen und starken Löwen bewältigt haben. Darius, der Sohn des Artaxerxes, der von den Kraftproben des Pulydamas gehört hatte, bewog ihn gegen eine grosse Belohnung nach Susa zu kommen, und hier nahm er den Kampf gleichzeitig gegen drei aus der Schaar der sogenannten Unsterblichen auf und erschlug sie.

Pausanias, der diese Thaten erzählt, berichtet auch, dass sie auf dem Postament seiner Ehrenbildsäule, die in Olympia nordöstlich vom grossen Tempel stand, theils abgebildet, theils in der Inschrift genannt waren. Es ist nach einer zuerst von Dr. Weil ausgesprochenen Vermuthung im Mai 1884 zur Gewissheit geworden, dass wir mehrere Theile jener mit Reliefs geschmückten Basis in der dritten olympischen Campagne aufgefunden haben. Bisher auf Thaten des Herakles gedeutet, zeigen die Darstellungen zunächst einen gewaltigen Mann, der einen Löwen mit den Händen erwürgt. Auf einer zweiten Seite des Postaments erblicken wir den erwürgten Löwen, auf dessen hingestrecktem Leibe der Held von seiner That ausruht. Auf der dritten Seite, dessen obere Hälfte sich im vorigen Jahre fand, ist links Artaxerxes dargestellt, vor welchem Pulydamas einen Gegner bezwungen hat.

Wie Milon durch übermüthiges Vertrauen in seine Stärke seinen Tod verschuldet hatte, so traf dasselbe Loos den Pulydamas. Als er mit Genossen zur heissen Sommerzeit in kühler Felsengrotte zechend sass, löste sich plötzlich die Decke der Höhle und drohte auf die Gesellschaft herabzufallen. Während die Freunde sich retteten, glaubte der mächtige Recke sich stark genug um, einem Atlas gleich, die Last zu

tragen, und stemmte sich mit den Händen gegen die Felsendecke. Aber das Gewicht des Felsblockes war gewaltiger, als er gerechnet hatte, und erdrückte ihn. —

Galt den hellenischen Zuschauern das Pankration der Männer als das anziehendste der olympischen Schauspiele, vereinigte es in seinen verschiedenen Phasen die Entfaltung von Geschicklichkeit und gewaltiger Kraft, so erscheint doch als die feinere Blüthe aller hellenischen Kampfspiele und als der allseitigen Entwickelung aller körperlichen Fähigkeiten günstigste Uebung das Pentathlon, der Fünfkampf. Es bestand aus der Aufeinanderfolge fünf verschiedener gymnastischer Uebungen, dem Lauf, Sprung und Ringen, dem Diskos- und Speerwurf, und bot so allen Theilen des Leibes die günstigste Gelegenheit zu ihrer Entwickelung und Kräftigung, somit die gleichmässigste Ausbildung des ganzen Körpers, auf welche die Hellenen so hohen Werth legten. Die Kämpfer im Pentathlon sind nach Aristoteles „die schönsten Leute, da ihr Körper zur Kraftleistung und zur Schnelligkeit in gleicher Weise befähigt ist."

Bezüglich der Reihenfolge dieser fünf Uebungen lässt sich feststellen, dass Speerwurf, Lauf und Ringkampf in der genannten Ordnung die drei letzten waren. Ob dagegen von den beiden überbleibenden Kampfarten der Diskoswurf oder der Sprung den Beginn des Pentathlon gebildet habe, lässt sich aus den vorhandenen Quellen nicht erweisen.

Von diesen fünf Uebungen galt der Sprung als die schwierigste. Dass er in den Ringschulen von Hellas in vier verschiedenen Formen geübt wurde, als Hochsprung auf der Stelle, Hochsprung von der Stelle, Weitsprung und Tiefsprung, lässt sich aus der Combination mehrerer schriftlicher Zeugnisse erweisen. Da bei den Leistungen der Springer auf den grossen Festen nur von den Entfernungen die Rede ist, welche sie im Sprunge durchmassen, so ist bei jenen, also auch in Olympia, wohl nur der Weitsprung als Wettkampf in Gebrauch gewesen.

Für den Absprung war eine Stelle, der Batēr, besonders hergerichtet, vermuthlich wohl etwas elastisch wie unsere heutigen Sprungbretter. Am Zielende war eine Strecke der Bahn durch Aufhacken des harten Erdreiches locker gemacht, um, gleich den heutigen Lohgruben, den Stoss des Niedersprungs zu mildern, auch wohl das Ausgleiten des Springers am Ziele zu verhindern. Denn es galt als Regel, dass der Letztere fest und unverrückt, ohne zu gleiten oder zu straucheln, auf der Niedersprungstelle stehen blieb. In dem sommerlichen Klima Griechenlands nimmt die obere Schicht selbst des an sich lockeren Erdreichs eine ungemeine

Härte an, so dass für diese Lockerung der Aufsprungstelle die Anwendung der Spitzhacke erforderlich war. Wir sehen sie in der noch heute üblichen Form oft auf Vasenbildern unter dem Athletengeräth. So zeigt auch unsere Fig. 7 einen Mann, der mit der Hacke arbeitet, sei es um die Lockerung des Bodens zu bewirken, sei es, wie in diesem Falle wahrscheinlicher, um durch eine mit der Hacke gezogene Furche die Niedersprungstelle eines eben am Ziele angelangten Springers zu markiren. Neben ihm steht ein Zweiter mit dem Messbande, um die Weite des zurückgelegten Sprunges festzustellen. Die Vorderkante des aufgelockerten Erdreichs mag als das erwartete und geforderte Minimalmaass des Sprunges gegolten haben; über die wie es scheint erhebliche ganze Breite der gelockerten Stelle noch hinüber zu springen aber galt als eine so seltene und hervorragende Leistung, dass die Worte „über das Aufgegrabene springen“ zur sprüchwörtlichen bildlichen Bezeichnung einer aussergewöhnlichen Handlung wurden. Ob die Hellenen sich zum Weitsprunge jemals der Springstange bedient haben, lässt sich nicht erweisen. Dagegen war ein anderes Hilfsmittel in Gebrauch, dessen Aufnahme bei den Springübungen unsrer Turner in jüngster Zeit Herrn Professor Jäger in Stuttgart, dem vorzüglichen Kenner und Verehrer der griechischen Gymnastik, verdankt wird: die Haltēres. In der älteren Zeit waren die Haltēres halbovalförmige schwere Metallstücke mit einer Oeffnung an der gerundeten Seite zum Durchstecken der Finger, in der späteren besassen sie diejenige bekannte Form, welche den zuerst in England nach ihrem Vorbilde geschaffenen Hanteln zum Modell gedient hat. Während wir diese Instrumente fast ausschliesslich zur Stärkung der Arme und Weitung der Brust benutzen, lag im Alterthum ihre Bedeutung in ihrer Bestimmung als Förderungsmittel bei dem Sprunge. Auf den ersten Blick scheint es, als müsse die Beschwerung mit Gewichten die Weite des Sprunges eher beeinträchtigen als begünstigen, und doch ist dem nicht so. Die Versuche, welche in der Königlichen Centralturnanstalt zu Berlin angestellt worden sind, haben zu dem überraschenden Ergebniss geführt, dass der Sprung mit Hanteln ein weiterer und sicherer ist, als ohne dieselben, dass insbesondere der im Alterthum geforderte feste Stand beim Niederkommen wesentlich erleichtert wird; sie bestätigen durchaus die Bemerkungen Philostrats über den Werth der Haltēres: sie erleichtern den Sprung, die Führung der Hände wird sicher, der Absprung führt fest und glücklich zur Erde. Bei diesen Versuchen trug man die Hantel im Anlauf bei wagerecht nach vorn gestreckten Unterarmen, während die Oberarme an den Seiten ruhten. Bei dem vor-

letzten Anlaufschritt liess man die Arme sinken, um mit dem letzten Schritt des Anlaufs (der zugleich der Aufsprung ist) sie kräftig nach vorn zu schleudern. Bei dem Niedersprunge wurden die Arme wieder kräftig nach hinten geworfen. Auf diese Weise erreichte ein Offizier in voller Uniform von schwach vibrirendem Sprungbrett aus einen Sprung von dreiundzwanzig Fuss Weite, gewiss eine tüchtige Leistung.

Dass die Handhabung der Haltēres wenigstens bei dem Niedersprunge eine ähnliche war, scheint das in Fig. 12 wiedergegebene Bild eines

Fig. 12.

Springers (von einer Vase im British Museum) zu bezeugen; mit ihrer Hilfe überholt er die Leistungen dreier Vorgänger, deren Zielmarken in naiver Weise als nach oben stehende Striche angegeben sind; die Haltēres sind hier von der alterthümlichen Form; die ungeschickte Art sie zu fassen ist wohl einem Missgriffe des Vasenmalers zuzuschreiben. Bei der verhältnissmässig geringen Zahl auf die Athletik bezüglicher Geräthe, welche in Olympia zu Tage gekommen sind, mag erwähnt werden, dass gerade an Haltēres einige Funde zu verzeichnen waren. Sie bestanden nicht aus Metall, sondern aus einem grünen Steine. Einer derselben trug den nicht genau zu entziffernden Namen Koirias oder Koidias eingegraben.

Da der Sprung bei den olympischen Spielen nicht als selbständiger Wettkampf, sondern nur als Bestandtheil des Pentathlons geübt ward, so liessen sich die Sieger im Letzteren mit Haltēres in den Händen abbilden, eine charakteristische Bezeichnung des Fünfkämpfers, welche jede Verwechselung ausschloss. Auch der personificirte Wettkampf, der Agōn, ward mit Haltēres in den Händen abgebildet.

Wie die Springübungen in der Palästra durch die Musik der Flöte begleitet wurden, so begann auch in Olympia der Wettkampf im Springen unter dem Flötenspiel eines „pythischen Liedes“, und obschon eigentliche Wettkämpfe in den musischen Künsten in Olympia nicht stattfanden, kam doch der Fall vor, dass man einem Flötenbläser, der das pythische Lied oft und besonders gut vorgetragen hatte, eine Ehrenstatue in der Altis setzte.

Der berühmteste Springer des Alterthums, Phayllos, stammte gleich dem berühmtesten Ringer aus Kroton. Der Ueberlieferung nach that er bei den Spielen zu Pytho den weitesten Sprung, welcher je geleistet worden ist, fünfundfünzig Fuss. Mag man annehmen, dass der Fuss, nach welchem hier gerechnet ist, auch ein kleinerer sei, als der grosse olympische, so bleibt doch jedenfalls eine so erhebliche Leistung bestehen, dass dieselbe nicht ohne scheinbare Berechtigung oft angezweifelt worden ist. Und doch liegt auch hier, angesichts so vieler beglaubigter staunenswerther Sprünge späterer Zeit, keine Nothwendigkeit vor, einen Irrthum oder eine Fälschung anzunehmen. —

War, was wie gesagt nicht sicher zu ermitteln ist, der Sprung die erste Uebung des Pentathlons, so war alsdann der Wurf des Diskos die zweite. In die Wette werfen hat sicherlich so gut wie das Wettlaufen zu den frühesten Spielen der Jugend und zu den ältesten Wettkämpfen der Männer gehört. Wie der zur Hand liegende Feldstein die primitivste Waffe für den Fernkampf gebildet hat, so ist er auch gewiss das erste und lange Zeit auch das einzige Geschoss bei dem Wettwurf gewesen. Das Gewicht dieses Geschosses und die Weite des Wurfes bildeten die beiden Factoren für die Leistung. Es scheint, dass auch in Olympia in früher Zeit ein Wettwerfen mit blossen Feldsteinen stattgefunden hat: innerhalb der Umfriedigung des Pelopions fand sich in der Tiefe des antiken Terrains ein ovaler brauner Sandstein von ziemlich beträchtlicher Grösse (0,68—0,39—0,33 Meter), der auf der oberen sorgfältiger abgerundeten Fläche die nachstehende in einer Spirallinie von innen nach aussen laufende Inschrift trägt:

„Bybon überwarf mit der einen Hand, über den Kopf weg, (den Wurf) des Ophoias.“ Es liegt wohl sehr nahe, zu denken, dass der hier als ausserordentliche Leistung namhaft gemachte Wurf mit eben dem Steine vollzogen wurde, der diese auf eine sehr frühe Zeit, mindestens das 6. Jahrhundert vor Chr., weisende Inschrift trägt.

Auch in der homerischen Dichtung finden wir den Diskos der Phaiaken von Stein. In späterer Zeit goss man zum Behufe des Wett-

wurfes rohe Erzstücke, und wohl erst in einer Epoche vorgeschrittener Cultur gelangte die schöne, oft mit bildlichen Darstellungen geschmückte linsenförmige Gestalt des Diskos zu allgemeiner Geltung, die nicht nur in zahlreichen Vasenbildern und plastischen Kunstwerken, sondern auch in wohlerhaltenen Exemplaren des Geschosses selbst auf uns gekommen ist. So besitzt die antiquarische Sammlung des Berliner Museums einen

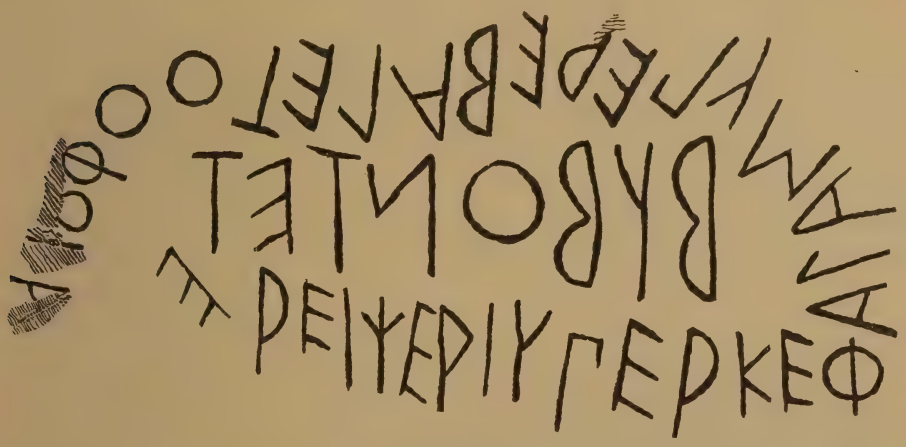


Fig. 13.

schönen, der Insel Aigina entstammenden Diskos mit eingravirten Darstellungen eines Speerwerfers und eines Springers. Diese Scheibe misst 21 Centimeter im Durchmesser und wiegt nahezu zwei Kilogramm. Die Grösse und Schwere der Disken war indessen verschieden. So erfahren wir aus einer antiken Schriftquelle, dass die Disken, mit welchen die Knaben warfen, nur die Grösse etwa der Kniescheibe eines erwachsenen Mannes besassen.

Ueber die Handhabung des Diskos lässt die Fülle von bildlichen und statuarischen Darstellungen, die jeden einzelnen Moment der Handlung vergegenwärtigen, keinen Zweifel: die Stellung des zum Wurfe Angetretenen, der mit dem Auge die Entfernung bis zum erwünschten Ziele misst, während, die Rechte für den Wurf zu schonen, der Diskos noch in der Linken ruht, veranschaulicht die treffliche vatikanische Statue, welche Fig. 14 wiedergiebt. Wie dann der Diskobol mit dem in beiden Händen emporgehobenen Geschoss das Ziel einvisirt, zeigt die einer Amphora der Feoli'schen Sammlung entnommene Zeichnung der Fig. 15. Diese Ziellinie einzuhalten blickt der zum Wurfe ausholende Gymnast zum rückwärts erhobenen Diskos auf. Dies ist die Stellung, welche Myron für seinen berühmten Diskobol gewählt hatte, dessen Motiv in dem

Fig. 14.

Fig. 16.

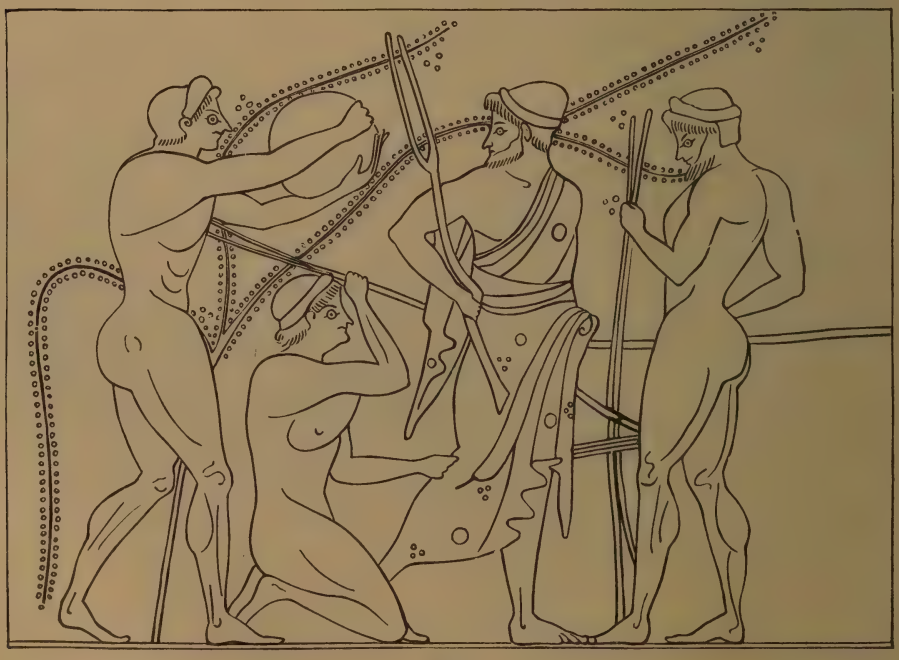


Fig. 15.

in Fig. 16 wiedergegebenen Diskoswerfer des Palastes Massimi alle Colonne in Rom wiederkehrt. Wie dieses Motiv aufzufassen, darüber ist uns auch ein antikes Zeugniss aufbewahrt: „Meinst Du etwa", fragt ein Plaudernder bei Lukian, „den Diskobol, der, den Körper vorgebeugt, wie im Moment des Wurfes, den Kopf nach der den Diskos haltenden Hand zurückgewendet, mit halbgebogenem Bein, zugleich mit dem Wurf sich aufzurichten scheint?" In der That vergegenwärtigt die Statue eben den Moment, wo der Diskos, in mächtigem Schwunge des Arms, den der ganze Körper mitmacht und verstärkt, in weitem Bogen durch die Luft sausen wird. Dieser Schwung ist so heftig, dass er den Mann mit sich nach vorn reisst.

Die Betrachtung der drei gewählten Darstellungen lässt die Bewegung des Werfenden vollkommen verfolgen. Ruhte bei dem vorbereitenden Einvisiren der Wurfbahn der Körper gleichmässig auf beiden Füssen, so trat der Werfer im Augenblicke, wo er den Diskos nach vorn hob, bereits mit dem rechten Fusse vor. Auf diesem allein, während der linke Fuss lose den Boden schleifte, ruhte der Körper bei dem Wurfe selbst; so kam dann die ganze Wucht des um diesen einen festen Punkt drehbaren Körpers dem Schwunge des Armes zu Hilfe. Bei dieser wenig festen Stellung musste sodann der Werfer nach vorn über stürzen, um erst wieder auf dem vorgesetzten linken Fusse Halt zu gewinnen.

Die Wurfscheibe ruhte, wie die myronische Statue zeigt, zwischen den äusseren Gliedern der vier Finger einerseits und dem Daumen, der Hand- und inneren Unterarmfläche andrerseits. Man wird bei der Nachahmung dieses Griffes nach einiger Uebung finden, dass diese anfangs sehr unbequem scheinende Stellung in der That die geeigneteste für diese Art des Wurfs bildet, wobei zu beachten, dass sowohl der Diskos wie die Handfläche durch Abreiben mit Sand möglichst rauh gemacht wurden. Der Wurf geschah von einem etwas erhöhten Standpunkte, der Balbis, aus, und als gültiges Zeichen für die Weite des Wurfes kam nur diejenige Stelle in Betracht, wo die Wurfscheibe zuerst den Boden berührte, ohne Rücksicht auf das weitere Fortrollen derselben.

Ueber die Leistungen, welche in dieser Kampfübung erreicht wurden, giebt zunächst ein Epigramm auf den berühmten Springer Phayllos einigen Aufschluss. Es wird von ihm ein Diskoswurf von fünfundneunzig Fuss lobend erwähnt. Dass aber weit erheblichere Leistungen vorkamen, zeigt die Stelle des Statius in der Thebaïs, welche des Diskoswurfs über den Fluss weg gedenkt. Der Alpheios aber hat bei Olympia auch im Hochsommer eine Breite von mindestens fünfzig bis sechzig Meter und

wird im Alterthum vielleicht in ein regulirtes Bett verwiesen gewesen sein, dafür aber auch einen grösseren Wasserreichthum besessen haben, so dass jenes Maass auch für damals gültig bestehen bleiben mag. —

Die Reihenfolge der drei letzten Kampfarten des Pentathlons stehen fest: es waren der Speerwurf, der Lauf und der Ringkampf.

Der für die gymnischen Uebungen und für die Wettkämpfe in denselben gebräuchliche Speer, das Akontion, scheint den Abbildungen nach weder der für den Ernstkampf verwendete noch der Jagdspiess gewesen zu sein. Er war kurz, sehr dünn und leicht und mit einer langen dünnen Spitze bewehrt. In der Mitte war die Ankyle, ein Riemen oder eine Schleife, befestigt, die irgend eine Rolle bei dem Schleudern spielte. Welche, scheint sich mit Sicherheit nicht ermitteln zu lassen. Man hat gesagt, der Riemen sei um den Schaft gewickelt worden, um, bei dem

Fig. 17.

Entsenden des Speeres festgehalten, den letzteren in eine schnelle Drehung um seine Längsaxe zu versetzen. Dies habe, wie die Züge des Geschützes der gedrehten Kugel eine grössere Kraft verleihen, so die Wirkung des Schleuderns erheblich erhöht. Lässt sich hiergegen schon einwenden, dass durch solches Manoeuvre die Zielsicherheit sehr in Frage gestellt werden musste, so bieten auch die Denkmäler keinen genügenden Anhalt dafür. Diejenige Darstellung, welche vermöge ihres grossen Maassstabes und der geflissentlichen Detaillirung alles Beiwerkes ganz besonders geeignet ist, die Frage zu lösen, widerspricht vielmehr jener Annahme direct. Es ist dies jener speerwerfende Gigant in dem grossen Altarfriese von Pergamon links von der schönen Göttin — Herr Dr. Trendelenburg hat sie Epione genannt —, welche ein von einer kleinen Schlange umwundenes Gefäss zu schleudern scheint. Dieses Giganten Hand und Speer, die obenstehend (Fig. 17) abgebildet sind, zeigen eine ziemlich tadellose Erhaltung; dennoch wird die Manipulation auch hier nicht vollkommen klar. Der Speer ruht lediglich auf dem Ringfinger, der kleine

Finger ist gestreckt. Der Riemen läuft um den Zeige- und Mittelfinger, und zwar um jeden gesondert, und wird sonst nirgend wieder sichtbar. Macht man den Versuch in der Weise, dass man die beiden Stränge eines an einen Stab geknoteten Riemens zunächst von aussen um die genannten Finger legt, dann zwischen beiden nach innen zieht und mit dem Daumen an den Stab andrückt, so erhält man eine Stellung der Hand, die in der That einen sehr sicheren Zielwurf gestattet, aber die Kraft desselben sehr beeinträchtigt. Ob hierbei die beiden Enden des Riemens frei sind, oder aber der letztere eine Schleife bildet, ist bei dieser Handhabung des Speeres gleichgültig. Beide Arten, der offene, zweitheilige Riemen wie die Schleife, kommen auf antiken Darstellungen vor.

Die Revue archéologique (1860. II, 211.) brachte eine Abbildung der Ankyle, welche sich mit unserer Darstellung nicht vereinbaren lässt.

Es ist ferner die Frage aufgeworfen worden, ob der Wurf in den olympischen Spielen ein Fernwurf oder ein Zielwurf gewesen sei. Da schon der Diskoswurf ein Fernwurf war, da man ferner den Speer- oder Gerwerfenden auf Darstellungen häufig knieend erblickt (vgl. Fig. 15), so wird man sich für den Zielwurf entscheiden müssen. Auch die moderne Taktik kennt und verwerthet den Vortheil, welchen eine knieende Stellung dem Schützen für die Sicherheit des Schusses gewährt.

Ueber die beiden letzten Uebungen des Pentathlons, den Lauf und den Ringkampf ist bereits das Erforderliche mitgetheilt worden. Bei diesem edelsten der olympischen Agone kam nur die minder rohe Art des Ringens, der Kampf im Stehen bis zur Niederwerfung des Gegners in Anwendung. —

Eine sehr schwierige, von den Alterthumsforschern viel umstrittene und auch heut noch nicht mit voller Bestimmtheit beantwortete Frage ist nun die, welche Bedingungen erfüllt werden mussten, um im Pentathlon den Kranz zu erringen. Dass der Sieg über die Gegner in allen fünf Kampfarten erfochten sein musste, kann nicht wohl angenommen werden. In diesem Falle wäre wohl nur äusserst selten überhaupt ein Kranz zur Verleihung gekommen. Es ist daher diese Annahme von den Meisten verworfen worden. Eine andere neuerdings aufgetretene Ansicht ist die, dass bereits nach der ersten Uebung der Schlechteste ausgeschieden sei, und dass nach jedem ferneren Kampfe immer weitere Aussonderungen stattgefunden hätten, bis schliesslich erst der Ringkampf die Entscheidung herbeiführte.

Vergegenwärtigt man sich durch eine schematische Darstellung, wie die folgende, diesen Vorgang, so sieht man, dass dabei ein Ergebniss

herauskommen konnte, welches nicht billig erscheint: Acht Bewerber, A, B, C, D, E, F, G, H, sind in die Schranken getreten; nach dem Sprunge scheidet H als der Schlechteste aus, nach dem Diskoswurfe A, nach dem Speerwurfe B, nach dem Laufe endlich C, so bleiben für den

Sprung.	Diskos.	Speer.	Lauf.	Ringen.		
A	A	B	C	D	D	G
B	B	C	D	E		
C	C	D	E	F	G	
D	D	E	F	G		
E	E	F	G			
F	F	G				
G	G					
H						

Ringkampf die Paare DE und FG übrig. Vom ersteren siegt D, vom zweiten G. D und G ringen um die Entscheidung, die für G ausfällt.

In diesem Falle würde ein Bewerber den Kranz erhalten, der in allen Kämpfen bis auf das Ringen unterlegen, ja der in vier Uebungen nächst den Ausgeschiedenen der Schlechteste gewesen ist.

Eine andere Lösung, welche viel für sich hat, besteht in der Annahme, dass drei Siege genügten, um den Kranz zu erhalten: wie aber das eben gewählte Beispiel zeigt, war es sehr leicht möglich, dass dieser Fall gar nicht eintrat.

Wir sind weit entfernt, die Frage entscheiden oder den beigebrachten Erklärungen noch eine neue hinzufügen zu wollen; sie wird so lange unaufgeklärt bleiben müssen, bis etwa eine noch zu erhoffende Inschrift oder eine bisher unbeachtet gebliebene Stelle in den alten Autoren Licht in die Sache bringt. Das gewählte Schema zeigt, wie schwer es sein kann, eine gerechte Entscheidung zu treffen. Gewiss würde im vorliegenden Falle in einem heute zu bildenden Preisrichtercollegium eine lebhafte Debatte nicht ausbleiben. —

Eine kaum minder schwierige und oft behandelte Frage ist diejenige nach dem Modus der sogenannten Ephedria. Sofern in den paarweise zu übenden Kämpfen eine ungerade Zahl von Bewerbern auftrat, blieb

nach der Auslosung der Paare ein Einzelner übrig, der Ephedros. Dies konnte nicht nur bei dem Pentathlon, sondern ebensowohl bei dem Pankration, dem Faustkampfe und dem selbständigen Ringkampfe vorkommen. Nehmen wir einmal die Zahl von neun Bewerbern im Faustkampfe an, so wurden zunächst vier Paare ausgelost, die unter sich kämpften, während der Neunte unthätig blieb. Von jenen vier Paaren blieben vier Sieger nebst dem Ephedros zur engeren Bewerbung übrig: Erfolgte nun auch eine erneute Auslosung unter diesen Fünfen, so war immerhin der Ephedros, mit frischen Kräften und wundenlosem Körper, schon in bedeutendem Vortheil seinen Antagonisten gegenüber. Es konnte aber wohl auch ihn zum zweiten Male, ja gar zum dritten Male das Los des Ephedros treffen. Dann stand er zu einem Gegner, der schon drei Gänge gemacht hatte, und erfocht einen mühelosen Sieg.

So wenig gerecht eine solche Praxis erscheinen mag, muss man dennoch annehmen, dass sie so oder ähnlich gehandhabt wurde. Konnte man doch auch den olympischen Kranz erringen, ohne überhaupt zu kämpfen, nämlich dann, wenn sich kein Gegner gefunden hatte. Und selbst eine Siegerstatue durfte man sich in solchem Falle im heiligen Haine von Olympia errichten. Die Namen solcher Olympioniken, welche „akoniti", „ohne sich staubig zu machen" den Preis errungen hatten, und deren Bildsäulen in der Altis standen, sind uns von Pausanias aufbewahrt. Dass man auch im Alterthum recht wohl den mühsam errungenen Sieg von dem verdienstlosen zu unterscheiden wusste, zeigt gerade Pausanias sehr deutlich. Als er die Aufzählung der Siegerstatuen des heiligen Haines von Olympia beginnt, schickt er die Worte voraus: „Nicht einmal alle diejenigen werde ich nennen, von denen Bildnisse aufgestellt sind, weil ich sehr wohl weiss, wie Viele dem vernunftlosen Zufall des Loses und nicht ihrer Kraft den Oelzweig verdanken".

Mit Unrecht hat man gegen diese Darstellung des fast verdienstlosen Sieges eines Ephedros die Thatsache geltend gemacht, dass in den Epigrammen auf den Siegerstatuen ausdrücklich erwähnt wird, der Betreffende habe den Sieg als Ephedros gewonnen. Man hat die ganz irrthümliche Schlussfolgerung gezogen, die Ephedria sei ein rühmlicher Umstand, der Ephedros habe mehr geleistet als die Andren, sonst hätte man die Ephedria doch nicht „lobend" erwähnt. Die Sache liegt vielmehr einfach so, dass diejenigen, welche als Ephedros gesiegt hatten, ebenso wie die „staublosen" Sieger diese Thatsachen auf ihren Statuen nicht verschweigen durften, die Minderwerthigkeit ihres Sieges sollte

ersichtlich sein. Und dass die Statuen und ihre Inschriften der Censur der olympischen Behörden unterlagen, darüber besteht ja kein Zweifel.

Hätte die Auffassung von der Ephedria als eines ehrenvollen Umstandes noch einer Widerlegung bedurft, so wäre diese auf das schlagendste in jenem langen Ehrendecret enthalten, welches die Ausgrabungen in Olympia auf einer Statuenbasis finden liessen, die ferner auch noch für die Erkenntniss des Festverlaufes von Werth ist, die des Tiberius Claudius Rufus. Es wird von ihm erzählt, dass er im Pankration der Männer gekämpft habe und zwar ohne jemals Ephedros zu sein. Es wird ihm zu besonderer Ehre angerechnet, dass er gegen alle Paare gekämpft habe, ohne jemals müssiger Zuschauer zu sein. Auch aus dem weiteren Verlaufe der Inschrift ersehen wir, dass die Ephedria zu erlosen wohl als ein Glückszufall, keineswegs aber als etwas Ehrenvolles angesehen wurde.

Wenn das Pankration der Männer den Griechen als das anziehendste Schauspiel galt, wenn im Pentathlon am meisten die Kraft

Fig. 18.

und Gewandtheit der nach allen Seiten hin am vollendetsten ausgestatteten Körper zur Geltung kam, so war und blieb doch die grossartigste und glänzendste Schaustellung der wilde Wettkampf der jagenden Viergespanne.

Als Gefährt benutzte man den für die Kriegsführung in der geschichtlichen Zeit ausser Gebrauch gekommenen zweirädrigen Schlachtwagen, das Harma, welches die obenstehende Abbildung zeigt. (Fig. 18, Archaische Hydria des Berl. Mus.) Auch die nach hinten weit überstehenden

Bügel des hinten offenen, federlosen Wagenkorbes, die dem Kämpfer zum bequemeren Aufspringen dienten, sind hier beibehalten. Anstatt der hier sichtbaren, wie überhaupt meist üblichen vierspeichigen Räder begegnet man in Abbildungen auch solchen mit acht Speichen. Immer aber sind die Räder sehr niedrig: der antike „Sport" hat sich nie dazu aufgeschwungen, für die glatte Rennbahn Gefährte mit hohen Rädern zu bauen, die ja eine schnellere Gangart wesentlich erleichtert hätten. Aus der Praxis des Krieges wie der Reise auf unebenen Wegen behielt man das sicherer gehende Fahrzeug mit den niederen breiten Rädern bei. Die Anschirrung der Rosse ist von unsrem Vasenmaler in sofern unrichtig dargestellt, als die nach oben gebogene Deichsel füglich zwischen dem vorderen und hinteren Rossepaar durchgehen müsste, während sie hier hinter allen vieren erscheint. Denn am oberen Ende der Deichsel befand sich ja, durch Pflock und Ring befestigt, das innen gepolsterte kummetartige Joch, unter dem die beiden Mittelpferde liefen, während die Leinpferde auf beiden Seiten, wie auch hier ersichtlich ist, lediglich an einem Strange zogen, der an der Vorderseite des Wagenbügels befestigt war. Die Zügel, welche gewöhnlich über der Deichsel gemeinsam durch einen Ring geleitet sind, werden in beiden Händen gehalten, deren eine ausserdem das Kentron führt, den Stachelstab, oder die Mastix, eine lange Ruthe mit kurzen Peitschenschnüren, auch wohl mit Klapperblechen besetzt.

Wie lang die in Olympia zu durchmessende Bahn war, lässt sich bei der gänzlichen Zerstörung des Hippodromes mit Bestimmtheit nicht feststellen. Einige Wahrscheinlichkeitsgründe für das Maass von zwei Stadien, = 1200 olympischen Fuss, hat Leake beigebracht, doch sind sie nicht durchschlagend. Der einzige in Griechenland selbst erhaltene Hippodrom auf der einsamen Berghöhe des Lykaion misst nicht ganz dreihundert Meter, was einer Länge von anderthalb olympischen Stadien entsprechen würde. Die Breite dieses der Ueberlieferung nach ältesten Rennplatzes beträgt etwas über hundert Meter zwischen den noch wohl erkennbaren Schrankenmauern. Der olympische Hippodrom war erheblich breiter. Da der Alpheios diese ganze Anlage bei seinen winterlichen Hochfluthen hinweggerissen hat, mithin keine Hoffnung ist, dieselbe durch eigene Anschauung kennen zu lernen, so bleibt uns Nichts übrig, als an dieser Stelle die Beschreibung einzuschalten, welche Pausanias davon giebt, obschon sie bei ziemlicher Weitschweifigkeit keineswegs eine anschauliche Vorstellung gewährt und den Gelehrten zu den verschiedensten Restaurationsversuchen Gelegenheit geboten hat. Pausanias gelangt vom

Stadion aus in die Rennbahn und zwar zunächst an den Ablaufstand der Pferde. „Der Letztere", schreibt er, „hat die Gestalt wie der Bug eines Schiffes, dessen Spitze der Rennbahn zugewandt ist. Wo diese Bugform an die Agnaptoshalle stösst, verbreitert er sich. Vorn am Schiffsschnabel befindet sich auf einem Waagebalken ein eherner Delphin. Jede der beiden Seiten des Ablaufstandes ist mehr als vierhundert Fuss lang; in diese Seiten hinein sind Kammern eingebaut, welche die Bewerber im Rossewettkampf unter einander verlosen. Vor den Wagen aber oder den Reithengsten ist anstatt der Holzbarrieren ein Seil ausgespannt. Genau in der Mitte des Schiffsbugs wird in jeder Olympiade ein aus ungebrannten Ziegeln hergestellter, aussen verputzter Altar errichtet. Auf ihm ruht ein Adler mit weit gebreiteten Schwingen, und ein innerhalb des Altars angebrachter Mechanismus kann von einem damit Beauftragten bei dem Rennen in Bewegung gesetzt werden. Geschieht dies, so steigt der Adler in die Höhe, so dass es allen Zuschauern sichtbar wird, der Delphin aber sinkt zu Boden. Nun werden zuerst die Seile vor den beiderseits nächst der Agnaptoshalle liegenden Ständen losgelassen, und die dort stehenden Rosse laufen heraus. Sobald diese die zweitnächste Reihe erreicht haben, fallen auch hier die Seile. In gleicher Weise geht es mit allen Pferden fort, bis bei der Spitze des Schiffsbugs alle in einer Linie fahren. Von hier ab nun zeigt sich die Geschicklichkeit der Fahrer und die Behendigkeit der Rosse. Diese künstliche Einrichtung hat zuerst Kleoitas erfunden und ist stolz darauf gewesen, wie er denn auf jene athenische Bildsäule das Epigramm setzte:

Er, der den Ablaufstand in Olympia baute, Kleoitas,
Des Aristokles Sohn hat mir gefertigt das Bild.

Nach dem Kleoitas soll Aristeides noch einen besonders ingeniösen Mechanismus hier eingerichtet haben.

Die eine Seite der Rennbahn ist etwas länger als die andere, und an dieser längeren Seite, welche durch einen aufgeschütteten Damm begrenzt wird, steht in der Nähe des Ausganges, der durch diesen Damm hinausführt, der Taraxippos, der Schrecken der Pferde. Er hat die Gestalt eines runden Altars, und wenn die Pferde an ihm vorüberrennen, erfasst sie ohne jeden ersichtlichen Grund ein starker Schrecken, so dass sie scheuen und dass oft die Wagen zerschmettert und die Fahrer verwundet werden. Deshalb bringen auch die Wagenlenker Opfer und flehen, dass der Taraxippos ihnen gnädig sein möge.

Die Meinungen der Hellenen über den Taraxippos sind verschieden:

die Einen meinen, es sei das Grab eines in dem Rossewesen ausgezeichneten Inländers, Namens Olenios, von dem auch der Berg Olenia in Elis seinen Namen führe. Andere meinen, Dameon, des Phlius Sohn, der mit Herakles gegen Augeas und die Eleer zog, sei von Kteas, dem Sohne Aktors, sammt dem Pferde, das er geritten, getödtet worden. Beiden, dem Dameon und seinem Pferde, gemeinschaftlich sei dieses Grabmal errichtet worden. Weiter wird auch erzählt, wie Pelops hier dem Myrtilos einen leeren Grabhügel errichtet und ihm darauf geopfert habe, um den Groll über den Mord zu versöhnen, und dass er ihn Taraxippos (Rossschrecker) zubenannt habe, weil die Pferde des Oinomaos durch des Myrtilos List scheu gemacht worden waren. Andre wiederum erzählen, dass es Oinomaos selbst ist, der die Wettfahrenden zu Schaden bringt. Auch hörte ich, dass man die Schuld dem Alkathoos, Sohn des Porthaon beimisst, der als Freier der Hippodameia von Oinomaos getödtet und hier begraben worden sei. Da ihn nämlich auf der Rennbahn sein Unglück ereilt habe, so sei sein Schatten den Rennenden abgünstig und übel gesinnt. Ein Aegypter sagte, Pelops habe an jener Stelle irgend Etwas vergraben, was er von Amphion aus Theben erhalten habe, und was man nun den Taraxippos nenne. Durch diesen vergrabenen Zauber seien damals zuerst die Pferde des Oinomaos scheu geworden und wurden nun später Allen scheu. (Dieser Aegypter meinte, Amphion und Orpheus aus Thrakien seien mächtige Zauberer gewesen und auf ihre Zaubersprüche seien zu Orpheus die wilden Thiere, zu Amphion die Steine zum Mauerbau herbeigekommen.) Am wahrscheinlichsten von allen Meinungen dünkt mich die Annahme, dass Taraxippos ein Beiname des Poseidon Hippios sei."

„Auch auf dem Isthmos ist ein Taraxippos, nämlich Glaukos, des Sisyphos Sohn. Dieser soll bei den Leichenspielen, die Akastos seinem Vater zu Ehren veranstaltete, beim Wagenrennen sein Ende gefunden haben. In dem argivischen Nemea ist es zwar kein Heros, der die Rosse zu Schaden bringt, aber über dem Wendepunkt der Rennbahn erhebt sich ein rothfarbiger Fels, dessen feuergleicher Lichtschein die Pferde in Schrecken setzt; doch flösst der Taraxippos in Olympia den Pferden weit heftigeren Schrecken ein.

Auf einer der Zielsäulen steht ein ehernes Bild der Hippodameia, welche eine Binde in der Hand hält, um damit den Pelops für seinen Sieg zu schmücken. Die andere Seite des Hippodromes ist nicht eine künstliche Erdaufschüttung, sondern ein niedriger Hügel." —

Soweit Pausanias. Aus seiner Beschreibung lässt sich mit einiger Sicherheit Nichts als die ungefähre Breite entnehmen. Waren die Seiten

des einem Schiffsbuge gleichenden Ablaufstandes in der Schräge gemessen je vierhundert Fuss lang, so muss die Basis dieses sicherlich nicht sehr spitzwinkligen Dreiecks etwa ein Stadion, sechshundert Fuss betragen haben.

Man wird geneigt sein, sich den Hippodrom als dem Stadion annähernd parallel und seinen künstlichen Wall als einen Schutz gegen den südlich strömenden Fluss zu denken. Allerdings hatte, da den Ablaufstand nach den Andeutungen, welche Pausanias über die daneben liegende Agnaptoshalle giebt, sicherlich der Altis benachbart war, eine solche Anordnung einen schweren Uebelstand im Gefolge: Die Wagenrennen begannen nachweislich mit dem ersten Morgensonnenstrahl und währten bis zum Nachmittage. Demzufolge hatten die Fahrenden am frühen Morgen die über den Höhen Arkadiens tief stehende Sonne gerade im Gesichte. Zwischen ihnen und der Sonne stand die Nyssa, die Zielsäule, welche es in kürzestem Bogen, fast mit streifender Radnabe, zu umfahren galt. Dieses an sich schon überaus schwierige Manoeuvre musste bei einem solchen Sonnenstande doppelt schwer und gefährlich werden. Wer in der olympischen Ebene am frühen Morgen mit einem optischen Messinstrumente zu thun gehabt hat, wird bestätigen können, dass von einem klaren Erkennen oder gar Einvisiren eines im Osten stehenden Zieles nicht die Rede ist. Anders stellt sich die Sache um Mittag: die Sonne steht dann im Sommer so hoch, dass der Schatten nur noch sehr kurz ist; die Möglichkeit, auch nach der Sonnenseite hin etwas einzuvisiren, ist eine weit grössere.

Dass die Alten sich der Vor- oder Nachtheile, die der Sonnenstand für den Kämpfer im Gefolge hatte, sehr wohl bewusst waren, beweist die alte Sage vom Faustkampfe des Polydeukes. Letzterer siegte insbesondere durch die Geschicklichkeit, mit der er verstand, die Sonne im Rücken zu behalten, während sie dem Gegner die Augen blendete. —

Wenn wir wissen, dass die Bahn von ausgewachsenen Rossen zwölfmal umkreist werden musste, so erscheint eine Länge von zwei Stadien für die erstere durchaus angemessen. Vierundzwanzig Stadien oder mehr als vier und ein halbes Kilometer ist als Distanz für ein auf die Schnelligkeit und nicht auf die Ausdauer berechnetes Wettfahren ein völlig zureichendes Maass.

Der Grund, aus welchem die eine Seite der Rennbahn länger als die andere war, wird aus der gleichen Einrichtung der römischen Rennbahnen ersichtlich. Die umstehende Fig. 19 zeigt die Anordnung im Circus des Romulus. Wären beide Seiten desselben gleich lang und die

Wagenstände in gerader Linie quer davor angelegt, so hätten die auf der Seite der Jury stehenden Wagen aus ihren Ständen eine weitere Strecke bis zu der maassgebenden Ablauflinie an der vorderen Zielsäule zu durchmessen, als die Gegner auf der anderen Seite. Durch die Verlängerung der unteren Seite und Anordnung der Wagenstände in Kreissegmentform wird diese Ungleichheit nahezu aufgehoben. Einen gleichen

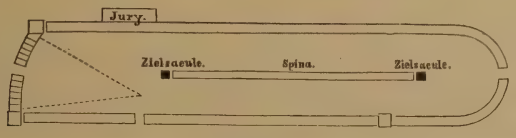


Fig. 19.

Zweck wird man bei derselben Maassregel in Olympia voraussetzen dürfen; es würde dann die Axe des sogenannten Schiffsbugs zur Axe der Rennbahn schief gestanden haben.

In der römischen Rennhahn erhebt sich längs der Axe eine Scheidemauer, die Spina. Bei den Hippodromen der Griechen, wenigstens bei dem olympischen, ist eine solche nicht vorauszusetzen. Vasenbilder und schriftliche Belege erweisen vielmehr nur mehrere distanzangebende Pfosten zwischen den beiden Endsäulen. —

Die einzelnen Arten der hippischen Wettkämpfe sind schon bei der Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung der Spiele erwähnt worden. Der älteste und glänzendste war das Wagenrennen mit Viergespannen ausgewachsener Rosse (Hármati, Tetrippo, oder einfach Hippois genannt). Als es in der fünfundzwanzigsten Olympiade (680 v. Chr.) eingeführt wurde, war der Ruf der olympischen Spiele bereits über die engeren Landesgrenzen der Peloponnesos hinausgedrungen. Schon hatte zwei Olympiaden zuvor ein Mann aus Smyrna sich im Faustkampfe einen Kranz errungen; den ersten im Rossewettkampf trug der Thebaner Pagondas davon.

Das Zweigespann, die Synoris, kam erst in der dreiundneunzigsten Olympiade (408 v. Chr.) in Aufnahme; ein Eleer, Euagoras, war der erste Sieger in dieser Kampfart.

Sechs Olympiaden später (384 v. Chr.) erfolgt dann die für die Pferdezucht sehr bedeutsame Neuerung, dass auch jüngere Pferde zugelassen werden, zunächst als Wagenpferde im Viergespann; ein Bürger Lakedaimons, das eine besondere Vorliebe für das Wagenrennen besass, Sybariades, war der erste Sieger in diesem Wettkampfe. Das Zweigespann der Fohlen erscheint erst sehr viel später, in der 128. Olym-

piade (268 v. Chr.) Einer makedonischen Frau, Belistiche, Gespann erringt den ersten Preis. Die Fohlengespanne haben als Distanz die Bahn achtmal zu umkreisen. —

Nur sehr kurze Zeit, vom Jahre 500 bis 444 v. Chr., erhielt sich das Wettfahren mit einem Zwiegespanne von Maulthieren, das Apene-Rennen. Thersios aus Thessalien gewann darin zum ersten Male. Zwei andere Sieger mit dem Maulthiergespann, Psaumis aus Kamarina und Agesias aus Syrakus hat Pindar durch seine Lieder unsterblich gemacht. Weshalb das Maulthiergespann so bald wieder aufgegeben wurde, lässt sich aus der bei Herodot erzählten und auch von Pausanias berührten Sage muthmaassen, dass in Elis ein Fluch auf der Maulthierzucht geruht habe. Züchtete man eben in Elis keine tüchtigen Maulthiere, so lag für die festordnenden Eleer der Gedanke nahe, einen Wettkampf aufzugeben, bei welchem sie keine Ehre einlegen konnten.

Von dem Auftreten des Dreigespannes, welches wir aus Vasenbildern als in Griechenland ebenfalls üblich kennen, lässt sich in Olympia keine Spur nachweisen; jene vier Arten des Wagenrennens mit vier oder zwei ausgewachsenen oder jungen Pferden waren hier die allein gebräuchlichen. Nur einmal sah Olympia das glänzende Schauspiel von Zehngespannen junger Rosse in der Rennbahn. Nero, der wie in Anderem so auch hierin über das Gewöhnliche hinauswollte, hatte dies, um selbst darin zu glänzen, dem altgewohnten Gebrauche gegenüber durchgesetzt, sowie auch bei seinem Auftreten in Olympia das einzige Mal ein Wettkampf in den musischen Künsten stattfand. —

Von jenem aufregenden, grossartigen Anblick der dahinstürmenden Gespanne hat die handwerksmässige Kunst der Vasenmaler nur ein schwaches Abbild hinterlassen können. Die Plastik ist wenig geeignet, die leidenschaftlichen, nicht räumlich sondern zeitlich aufeinanderfolgenden Momente eines solchen Vorganges zu ihrem Motive zu wählen. So müssen wir, um uns in jenes gewaltige Schauspiel zu versetzen, zu den Dichtungen der Alten greifen. Weitausgedehnt und zu einem farbenreichen Bilde gestaltet hat Homer seine Schilderung des Wettrennens bei den Leichenspielen des Patroklos:

„Alle gereiht nun standen; es wies das Zeichen Achilleus
Fern in dem flachen Gefild; und dabei zum Schauer bestellt' er
Phoinix, den göttlichen Held, den Kriegsgefährten des Vaters,
Wohl zu bemerken den Lauf und anzusagen die Wahrheit.
Alle zugleich auf die Rosse erhuben sie drohende Geisseln,
Schlugen zugleich mit den Riemen und schrie'n anmahnende Worte

Heftigen Muths; und in Eile durchstürmeten jene das Blachfeld,
Schnell von den Schiffen hinweg; und emporstieg unter den Brüsten
Dick aufwallender Staub, dem Gewölk gleich, oder dem Sturmwind;
Und wild flogen die Mähnen im wehenden Hauche des Windes.
Jetzo rollten die Wagen gesenkt an der nährenden Erde,
Jetzo stürmten sie hoch, als schwebende. Aber die Lenker
Standen empor in den Sesseln; es klopfete jedem das Herz nun
Sehnsuchtsvoll nach dem Sieg; und jeglicher drohte den Rossen
Mächtigen Rufs: und sie flogen in stäubendem Lauf durch die Felder."

Wie nun die Chancen des Rennens sich wechselvoll gestalten; wie dem Einen die Geissel entfällt, dass ihm unmuthiger Zorn die Thränen ins Auge treibt; wie dem Andren das Joch zerbricht, so dass die Rosse wild auseinanderspringend ihn vom Wagen schleudern; wie ein Dritter den Pferden zuspricht, ihren Ehrgeiz durch Hohnworte zu beflügeln meint, ihnen den Tod androht, wenn sie sich nicht wacker halten — das Alles mag der Leser in jener köstlichen Stelle der Ilias weiter verfolgen.

Nicht minder schön steht dieser Schilderung des Naturdichters die meisterhafte Darstellung des Rennens bei dem Tragiker Sophokles zur Seite, die er dem Boten in den Mund legt, welcher der Elektra den erdichteten Tod des Bruders Orestes meldet:

„Des andren Tages, als begann der Rosse Kampf,
Der raschen Renner, mit der Sonne frühstem Strahl,
Trat jener auch mit vielen Wagenführern ein.
Es kam ein Sparter, Einer aus Achaia, Zwei,
Im Wagenrennen wohlgeübt, aus Libya;
Er unter ihnen folgte mit thessalischem
Gespann, der fünfte; sechstens ein Aitolier
Mit braunen Füllen; siebtens ein Magnesier;
Sodann mit weissen Rossen kam ein Ainier;
Der neunte war aus Pallas' gotterbauter Stadt,
Und ein Boioter schloss den Zug im zehnten Sitz.
Und als sie standen, wie des Kampfes Richter dort
Die Lose schwangen und die Wagen ordneten,
Da schmettert' Erzdrommetenschall: fort stürmten sie,
Befeuernd ihrer Rosse Muth, und schüttelten
Die Zügel; weithin füllte da den ganzen Plan
Der Wagen dumpfes Rasseln; hochauf wölkte sich
Der Staub, und Alle rannten durcheinander hin
Und schonten nicht der Geisseln, an des Andren Rad
Und schnaubend wildem Rossgespann vorbeizufliehn.

Denn wie der Männer Schultern, so der Räder Spur
Benetzte dampfend Schaum und Hauch der Rosse rings.
Schon lenkt' Orestes um die letzte Säul' herum,
Liess stets die Nabe streifen, und dem rechten Ross
Den Zügel lassend, zog er mehr sein linkes an.
Anfänglich fuhren regelrecht die Wagen all,
Bis jene Renner Ainia's mit hartem Maul
In Sturmeseil ausrissen und, rechtshin gewandt
Den sechsten Lauf vollendend und den siebenten,
Die Stirne rannten auf die Wagen Lybia's.
Und nun zerschmettert' Einer durch den einen Fehl
Den Andren, stürzte nieder, und zerbrochener
Rennwagen Trümmer deckten rings das Phokerfeld.
Das nimmt Athens gewandter Zügellenker wahr;
Drum lenkt er auswärts, hemmt der Rosse Lauf und lässt
Vorbei der Wagen Strudel, der die Bahn durchwogt.
Am letzten fuhr Orestes, der wohlkundig sein
Gespann zurückhielt, bauend auf des Kampfes Schluss.
Als aber Jener ihn allein noch übrig sah,
Da jagt' er, hell aufdröhnend traf sein Ruf das Ohr
Der schnellen Renner; Joch an Joch, in gleichem Schritt,
Flog hin das Paar, nun Einer, nun der Andere,
Der Wagenrosse stolzes Haupt vorangestreckt.
Und aller andren Bahnenlauf vollendete
Der Arme sonder Fährde, fest auf festem Sitz:
Da liess er nach den Zügel, als das linke Ross
Sich wendend umbog; und den Rand der Säule traf
Er unversehens: mitten brach die Nabe durch:
Er glitt vom Kranz des Wagens und verwirrte sich
Im langen Riemzeug; als er dann zu Boden sank,
Floh'n seine Rosse durch die Bahn in wilder Flucht."

Wenn uns, die Aehnliches nie mit Augen sahen, die Schilderung dieser Scene hinreissen kann, was mochte sie dem Griechen sein, dem bei ihren Worten die Erinnerung an solche ihm gewohnte und mit höchster Lust geschaute Vorgänge sich in den lebendigsten Wechselbildern aufdrängte! —

Wie einst in der hellenischen Kriegführung zuerst der Streitwagen in Gebrauch war, bevor das Ross als Reitpferd benutzt wurde, so erfolgte auch die Einführung des Wettreitens in die agonistischen Spiele erst später als die des Fahrens. Die homerischen Helden finden wir weder im Kampfe beritten, noch üben sie bei ihren Kampfspielen den Wettritt.

In Olympia erscheint das Wettreiten auf einem ausgewachsenen Hengste erst in der 33. Olympiade (648 v. Chr.), derselben, in welcher auch der Vollkampf, das Pankration, eingeführt wurde. Der erste Sieger in dieser ritterlichen Uebung war ein Thessalier, Krauxidas aus Krannon. Nahezu vierhundert Jahre vergingen seitdem, bevor man auch Hengstfohlen zum Wettritt zuliess. Dies geschah in der 131. Olympiade (256 v. Chr.), wo der Lykier Tlepolemos als erster Sieger ausgerufen wurde. Seit wann auch die Knaben zum Wettreiten zugelassen wurden, lässt sich aus Mangel an Nachrichten nicht entscheiden.

Inzwischen hatte man eine Olympiade nach der Einführung des Maulthiergespannes auch den Ritt auf Stuten eingeführt, diesen Agon aber gleichzeitig mit jenem bald wieder abgeschafft. Ein Achaier Pataikos aus Dyme war der erste Sieger. Bei diesem Wettritte war es Brauch, dass die Reiter kurz vor dem Ziele vom Pferde sprangen und dieses am Zügel führend, das letzte Stück im Laufe zurücklegten. Es handelte sich bei diesem Wettritte offenbar nur um das Certiren von Stuten untereinander, denn dass die Stute schon vor der 71. Olympiade als Reitpferd mit Hengsten in die Schranken treten konnte, geht daraus hervor, dass der Korinther Pheidolas schon vor der 68. Olympiade mit einer solchen einen Reitersieg gewonnen hatte.

Es ist schon oben bemerkt worden, dass die Ehre des Sieges, so gut wie heute nicht dem Reiter, sondern dem Thiere und seinem Züchter zufiel. Die Erzählung von der Stute des Pheidolas bestätigt dies in drastischer Weise. Das Thier, die wackere Aura, hatte ihren Reiter gleich bei Beginn des Rennens abgeworfen, setzte indessen als gut dressirtes Pferd ihren Lauf in vollkommen regelrechter Weise reiterlos fort, bog um das Ziel, beschleunigte ihren Lauf noch, als sie das mahnende Trompetensignal hörte, erreichte zuerst die Kampfrichter und hielt jetzt, da sie sich als Siegerin erkannte, vor Jenen still. Pheidolas wurde demzufolge als Sieger ausgerufen und erhielt die Vergünstigung, das Standbild seines guten Rosses in dem heiligen Hain von Olympia aufstellen zu dürfen. Dieses Bildwerk stand im Osten des Zeustempels nahe der Nike des Paionios. Ein anderes Ross des Pheidolas, der Hengst Lykos (Wolf), siegte zweimal in Olympia, geritten von den Söhnen des Besitzers. Auch dieses Pferdes Erzbild war in der Altis in nächster Nähe der Aura aufgestellt und trug die bei Pausanias bewahrte Inschrift:

„Lykos, der Renner, hat zweimal von hier und einmal vom Isthmos
Kränze des Sieges gebracht Pheidolas' Söhnen ins Haus."

Mehrfache Zeugnisse lassen erkennen, wie sich die Besitzer den Pferden, welche ihnen Siege gewonnen hatten, dankbar bezeigten. Bis zum Tode wurden die Thiere sorglich gepflegt, und prachtvolle Grabdenkmale erhielten solche Pferde, die dreimal gesiegt hatten. Ja die Pferde des Kimon (des Miltiades' Vater), die dreifachen Sieg davongetragen, wurden im Erbbegräbniss der Familie beigesetzt.

Fiel so ein Theil der Ehre auf die Thiere und auch auf den Reiter oder den Wagenlenker, so trug den Preis doch nur der Besitzer der Pferde davon, oder derjenige, für welchen dieser sie laufen lassen wollte, denn eine solche Uebertragung an einen Andern war sowohl vor dem Rennen als auch nach erlangtem Siege gestattet.

Dass neben dem Kranze noch zweite Preise im Wettfahren ausgetheilt worden seien, ist eine Ansicht, welche sich nur auf eine einzige, wie es scheint, nicht richtig gedeutete Belagstelle stützt. Alkibiades nämlich, der einst mit sieben Viergespannen in Olympia concurrirte, trug jener Nachricht zufolge dabei die drei ersten Preise davon. Es darf wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die höchste olympische Ehre, die des Kranzes, nur dem ersten Sieger zu Theil wurde, und dass die secundären Preise nicht in Realwerthen bestanden, sondern lediglich in der Anerkennung, der ehrenvollen Erwähnung, die durch eine Inschrift verewigt werden mochte, dass also von eigentlichen Preisen nicht die Rede ist.

Auch die Lenker der Wagen wurden zwar nicht mit dem Kranze, sofern sie nicht das eigene siegreiche Gespann führten, wohl aber mit der feinen Wollbinde des Siegers geschmückt. Im Uebrigen mögen sie vielfach zunftmässige Grooms und Jockeys gewesen sein, die gegen Lohn bald diesem bald jenem Herren dienten. In Rom gewannen solche berufsmässigen Fahrkünstler sich oft bedeutende Vermögen. So wissen wir von einem römischen Jockey, der binnen neun Jahren 686 Rennen mitgemacht und dabei 300 000 Mark verdient hatte. Zwei andere Jockeys, die, wie es scheint, als Compagnons arbeiteten, vermochten sich eine Summe von sechs Millionen Mark zu erübrigen. Mag man bereits in den griechischen Spielen eine zunftmässige Classe von Fahrern und Reitern voraussetzen, so dürfen die olympischen Wagenrennen doch mit nichten in eine Reihe mit den entarteten Circusfesten äusserlich verwandten Charakters gestellt werden, welche in Rom und später in Byzanz üblich waren. Nicht dem Rennen selbst, noch seinem Zwecke, der Veredelung der Rossezucht, galten jene wüsten Rennfeste der späteren Zeit, sondern lediglich der Befriedigung einer maasslosen Parteileidenschaft,

dem Kampfe zwischen den Grünen und den Blauen, der bekanntermaassen nicht nur auf der Rennbahn ausgefochten wurde, sondern blutige Nachspiele, Strassenkampf, Aufruhr und mit massenhaften Menschenopfern niedergehaltene Empörung im Gefolge hatte. In wie früher Zeit diese römischen Rennen bereits einen bedenklichen Charakter angenommen hatten, zeigen die selbstzufriedenen Worte des ernsten Plinius: „Wenn ich diese Menge bei einem so eitelen, geistlosen, kein Ende nehmenden Schauspiel so unersättlich und müssig sitzen sehe, so empfinde ich ein gewisses Vergnügen, dass mir dieses Vergnügen keinen Genuss gewährt.“ Dass aber den olympischen Spielen die hervorragendsten Männer Griechenlands zuschauten, dass selbst die, welche als die Weisesten ihrer Zeit bezeichnet wurden, von weiter Ferne her zu diesem Schauspiel herbeikamen, werden wir an anderer Stelle sehen. —

Ueber die Reihenfolge der vorstehend im Einzelnen charakterisirten Kampfspiele sind die Ansichten der Gelehrten bis heutigen Tages ebenso auseinandergegangen wie über diejenige der einzelnen Bestandtheile des gesammten Festprogrammes. Zunächst ist den Nachrichten der Alten zufolge zu unterscheiden zwischen der älteren Zeit, in welcher die Wettkämpfe nur einen Tag in Anspruch nahmen, und der späteren, wo bei der Mannigfaltigkeit der Kampfarten und der Menge der Bewerber die ganze Feier sich auf fünf Tage ausgedehnt hatte. Der Wendepunkt trat laut Pausanias nach der Feier der 77. Olympiade (472 v. Chr.) ein. Das Rosserennen und der Fünfkampf hatten bei diesem Feste so lange gedauert, dass die Pankrationkämpfer erst sehr verspätet auf den Platz treten konnten, und dass demzufolge dieser Kampf bis tief in die Nacht währte. In jener Nacht ging der Athener Kallias als Sieger aus dem Pankration hervor. Man entschloss sich nun, die Wettkämpfe auf mehrere Tage zu vertheilen, und so gestaltete sich die Feier zu einer fünftägigen.

Die drei mittleren Tage waren lediglich den Kämpfen, der erste und letzte war den allgemeinen und einzelnen Opferacten, den Processionen und den Freuden des Festmahles geweiht. Die religiösen Handlungen füllten sicherlich einen sehr grossen Theil jener beiden Tage aus, denn wie die Kämpfe geeignet waren, die Mannestüchtigkeit der einzelnen Gaue in das rechte Licht zu setzen, so boten die mit grossem Aufwande vollzogenen Opferfeierlichkeiten willkommene Gelegenheit, den Wohlstand und die sich daran knüpfende Machtfülle der Heimath an dem grossen Stelldichein von ganz Griechenland zur Schau zu tragen. Die officiellen Gesandtschaften, die sogenannten Theorien, welche jeder Staat nach Olympia sandte, wurden mit Vortheil hierzu benutzt. Man

kam nach Olympia nicht nur um zu sehen, sondern auch um gesehen zu werden. Mit dem äussersten Glanze, dessen Bestreitung der öffentliche Seckel gestattete, traten diese Gesandtschaften auf. Konnte man mit prächtigen Waffen nicht prunken, weil die Ekecheiria verbot, solche zu tragen, so mussten die Gewänder der Gesandten, die goldenen Stirnbinden um so kostbarer sein. Auf prächtigen Wagen mit glänzenden Geschirren fuhren sie an; in der Pracht der Purpurgezelte, die in den lauen regenlosen Mondnächten des Hochsommers zur Herberge genügten, wetteiferten die Stammländer mit den Colonien. Vor Allem aber diente der bei den Processionen voraufgetragene Schatz an Geräthen in Edelmetall, Weihekesseln und Rauchgefässen, zur Schaustellung des Glanzes und der Wohlfahrt, deren die Heimat sich erfreute. —

Das bedeutendste Opfer ward dem olympischen Zeus im Namen des elischen Staates dargebracht; es ist wahrscheinlich, dass es die Hauptfeierlichkeit des ersten Festtages bildete. An demselben Tage erfolgte die Vereidigung der bei den Kämpfen als Bewerber, Ringlehrer oder Kampfrichter Theilnehmenden. Sie erfolgte unter Darbringung eines Schweinsopfers in dem Rathhause zu Olympia vor einer ehernen Bildsäule des eidehütenden Zeus, deren furchtbares Aussehen leichtsinnigere Naturen vor dem Frevel des Meineides bewahren sollte. In feierlicher Anrede wendeten die Kampfrichter sich an die Schwörenden: „Wenn ihr euch den Mühen unterzogen habt, ganz so, wie es sich für Die geziemt, die Olympia betreten wollen, wenn ihr nichts Leichtfertiges noch Unedles gethan habt, so kommt, muthig vertrauend. Wer sich aber nicht so vorbereitet hat, der gehe wohin er will!“ An diesem ersten Tage fand auch die letzte Prüfung der jüngeren Bewerber und ihre Eintheilung in einzelne Gruppen statt, ebenso die Untersuchung und Classificirung der Fohlen. Wahrscheinlich wurden auch an diesem Tage bereits die Lose gezogen, welche die gegenseitigen Antagonisten in den ersten Gängen der Paarkämpfe, die Ordnung für die Laufenden und die Standplätze für Wagen und Reitpferde bestimmten. Bevor die Lose fielen, richteten die Losenden ein kurzes Gebet an Zeus, den Lenker der Geschicke, Zeus Moiragetes, dessen Altar nebst dem der Moiren selbst, der Schicksalsgöttinnen, am Anfang des Hippodromes aufgestellt war.

Der Abend des ersten Tages mag lediglich der gegenseitigen Begrüssung der versammelten Festgäste gewidmet gewesen sein. Alte Freunde, die sich seit Jahren nicht gesehen hatten, tauschten Rede und Antwort; ernstere Männer die mit besonderen Sendungen betraut sein

mochten, beriethen schon heut dem Gemeinwohl heilsame Maassnahmen; umringt von Verwandten und theilnehmenden Freunden stärkten die Helden der kommenden Tage sich an Speise und Wein und lauschten dem Rathschlage ihrer Ringlehrer oder erfahrener Olympioniken, erwogen die Schwächen und die Vorzüge des ihnen zugelosten Widerpartes.

Dann breitete die warme Nacht ihren Schleier über die bunte Scene im Alpheiosthale; allgemach verstummten die wirren Stimmen des Lagers, deutlicher vernehmbar drang das Rauschen des Flusses zum Ohre Derer, die schlummerlos zu dem glänzenden Nachthimmel aufblickten, des kommenden Morgens gedenkend, der ihr Geschick entschied.

Und noch war die halbe Nacht kaum vollendet, als schon dunkle Gestalten, erst vereinzelt, dann in immer grösseren Schaaren, ostwärts dem Stadion zuwanderten, sich die Plätze zu sichern, von denen das Schauspiel am besten zu sehen war. Schon mit der Dämmerung waren die Reihen gefüllt, denn mit dem ersten Sonnenstrahl begannen die Spiele — an diesem ersten Kampfestage die der Knaben und Jünglinge, nur das Vorspiel zu dem volleren Kampfe der Männer, aber ein Schauspiel voll lebendigsten Interesses, denn in der blühenden Jugend, die heut in die Schranken trat, lag ja die Hoffnung, die Zukunft des Vaterlandes!

Ernsten Auges blickten Väter und ältere Brüder auf den jüngsten Sprossen des Hauses, wie jetzt von den Kampfrichtern geführt die Reihe der Kämpfer aus dem dunklen gewölbten Gange in das Stadion trat. Daheim aber bangte im Frauengemach die einsame Mutter, und heisse Gebete stiegen zu Zeus empor für den fernen Liebling, den sie an seinem Ehrentage nicht sehen durfte. Denn strenges Gesetz hielt die Frauen von dem olympischen Schauplatze fern. Wollten sie, um früher das Loos ihrer Lieben zu erfahren, die beschwerliche Reise mitmachen, so mussten sie doch am jenseitigen, südlichen Ufer des Alpheios verweilen. Was drüben vorging entzog der Wall der Rennbahn ihren Blicken: nur ein verworrener Lärm drang über den Fluss zu den Harrenden hinüber. Sie wussten nicht, wem der Zuruf, die Stimme des Beifalls galt.

Nur einmal ist das strenge Gesetz, welches die Frauen von dem Schauspiele fern hielt, übertreten worden: Eine hatte es drüben nicht gelitten, Pherenike, des mächtigen rhodischen Faustkämpfers Diagoras Tochter, aus altem berühmten Geschlechte, das seinen Ursprung auf Herakles zurückführte. In der Verkleidung eines Ringlehrers hatte sie den geliebten Sohn Peisirrhodos selbst auf den Kampfplatz geführt und stand unerkannt in der Rennbahn unter den Athletenlehrern. Als aber der Liebling nun aus dem schweren Faustkampfe als Sieger hervorging,

ein würdiger Erbe des Ruhms seiner Väter, da vergass das jubelnde Mutterherz der Vorsicht, sie sprang über die Schranken und eilte auf den Sohn zu.

Todesstrafe stand auf der Uebertretung des strengen Gesetzes: aber der Richter Herz war milder als der Buchstabe, und eingedenk des Geschlechtes, dem Pherenike entsprossen, eines Geschlechtes, in welchem der olympische Sieg seit Generationen erblich war, liess man Gnade für Recht ergehen. Seit jener Zeit aber mussten auch die Ringlehrer unbekleidet auf ihren Plätzen stehen. —

Die Wettkämpfe der Jugend, die gymnischen wie die ritterlichen, wurden an diesem zweiten Tage des Festes beendet.

Der dritte führte die Männer in die Schranken. Dieser Tag ward der bestimmende für den Namen, welchen die Olympiade tragen sollte. Die Reihenfolge der Kampfarten ist ein Gegenstand lebhafter Controverse unter den Gelehrten gewesen: wir schliessen uns der jüngsten und uns nach Prüfung aller Meinungen am einleuchtendsten gewordenen Ansicht Holwerda's an.

Wiederum mit Sonnenaufgang begann der Wettlauf, jedoch nicht — wenigstens nicht in der späteren Zeit — mit dem einfachen Stadionlaufe, sondern mit dem Dolichos, dem anstrengenden Dauerlaufe; dann folgte der einfache und darauf der doppelte Stadionlauf.

Nach der Beendigung des Laufens begann das Ringen hierauf der Faustkampf: die Vereinigung beider, das Pankration, bildete den Beschluss der Männerkämpfe des dritten Festtages. Auch nach der Erweiterung der Festzeit auf fünf Tage hat nichtsdestoweniger der Kampf bis zum späten Abend gewährt. Gleich dem Athener Kallias der 77. Olympiade stand um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Smyrnaier Tiberius Claudius Rufus noch auf dem Platze, als die Sterne bereits aufzogen. Die hereinbrechende Nacht gestattete nicht, den Kampf auszufechten. So errang der wackere Claudius keinen Siegerkranz, aber doch das Recht, sich eine Ehrenbildsäule in der Altis zu errichten. Die bei Besprechung der Ephedria bereits erwähnte Basis dieser Statue, welche glücklicher Weise in besonders guter Erhaltung gefunden wurde, beansprucht durch ihre Inschrift also auch für die Bestimmung der Festordnung in späterer Zeit einen besonderen Werth.

Der vierte Tag brachte die Fortsetzung der Männerkämpfe. Bei Sonnenaufgang begannen die Pferderennen; in welcher Reihenfolge aber die hippischen Agone einander folgten, wird nicht ersichtlich. Nach ihrer Beendigung ward der Schauplatz vom Hippodrom wiederum in das

Stadion verlegt, wo die wechselvollen Kämpfe des Pentathlons ausgefochten wurden. Den Beschluss endlich machte der schwere Lauf der Bewaffneten, die Hoplitodromia.

Wenn die vorgedachte Reihenfolge der Kampfarten die allgemein maassgebende und officiell einzuhaltende gewesen sein mochte, so war den obersten Festordnern doch die Freiheit gelassen, unter besonderen Umständen eine Aenderung zu verfügen. So beantragte, um ein Beispiel anzuführen, der Thebaner Kleitomachos, welcher sich als Bewerber sowohl im Pankration wie im Faustkampfe gemeldet hatte, dass der Regel zuwider der Vollkampf voraufgehen sollte, weil er in diesem beim Ringen stark benachtheiligt sein würde, nachdem er im Faustkampf Wunden davon getragen hätte. In Rücksicht auf die Billigkeit dieses Verlangens wurde an diesem Feste die gewohnte Ordnung verlassen.

Der letzte Festtag war äusserlich der glänzendste; für die Sieger brachte er den glücklichsten Augenblick des Lebens, die Uebergabe des Kranzes. Ein Knabe, dessen beide Eltern am Leben sein mussten, schnitt die Zweige mit goldenem Messer von jenem wilden Oelbaum, der im Südwesten der Altis, nahe dem Hinterhause des Zeustempels neben dem Altare der „Nymphen des schönen Kranzes“ stand. Wie wir an den Spuren auf erhaltenen Olympionikenköpfen sehen, wand man ein längeres Reis dieses Baumes mehrmals leicht zu einem Kranze zusammen, — der anspruchloseste, einfachste Schmuck, der sich denken lässt, und doch in den Augen des Hellenen das köstlichste Besitzthum der Erde. Wohl knüpften sich an den olympischen Sieg noch mancherlei andere Auszeichnungen, auch materielle Vortheile: Abgabenfreiheit, eine bescheidene Geldspende und lebenslänglicher Freitisch in der Heimat, unentgeltlicher Ehrenplatz im Theater, Vorzüge im Kriegsdienst und Anderes; aber das Alles verschwand nach antiker Anschauung vollkommen gegenüber der Ehre, dem Werthe des schlichten Oelzweiges. Deshalb bildet er in Olympia auch den einzigen Preis, neben welchem jede andere materielle Gabe doch werthlos gewesen wäre. Das wird so oft und von so vielen Seiten bezeugt, dass ein Zweifel an dem Bestehen jener Anschauung nicht gestattet ist. Boten doch auch dem Kämpfer, dem der schwerste aller Siege, der olympische, gelungen war, andere Festplätze Gelegenheit genug, sich auch materielles Gut zu erringen: den silbernen Becher in Marathon, den wollenen Mantel in Pellene, einen ehernen Schild in Argos, Erzgeräthe bei den Lykäen in Arkadien und den Ioläen in Theben. Auch directe Geldpreise waren, namentlich in Kleinasien, nicht selten, so dass handwerksmässige Athleten, von einem Festplatze zum anderen reisend,

sich recht wohl ihren Lebensunterhalt oder gar ein Vermögen erwerben konnten.

In Olympia aber galt es nichts Andrem als der Ehre, deren Zeichen der Kotinoskranz war. Es war bei der Erneuerung der Spiele durch Iphitos nicht gleich anfangs das Zeichen des Siegers gewesen: erst in der sechsten Olympiade sandte man nach Delphoi, um anzufragen, ob man die olympischen Sieger mit einem Kranze schmücken sollte. Die Pythia bejahte dies und bezeichnete als den Baum, von welchem die Kranzesreiser zu schneiden seien, denjenigen, welchen man mit einem zarten Spinnengewebe umhüllt finden würde. Dieser Baum wurde nun eingefriedigt und erhielt sich bis in die späte Kaiserzeit. Eine andere Sage führt die Entstehung auch dieses Baumes auf Herakles zurück. —

Der erste olympische Sieger, welcher den Kranz empfing, war der Messenier Daïkles, welcher in der 7. Olympiade in dem damals noch allein üblichen Wettlauf siegte.

Ausser in Olympia war der Oelkranz auch in Attika, dem Heimatslande der Olive, der Siegespreis, bei den grossen Panathenäen. In den pythischen Spielen trat, wie bekannt, der Lorbeer, auf dem Isthmos das Fichtenreis, in Nemea die Eppichranke an die Stelle des Oelreises.

Ausser dem Letzteren erhielt der olympische Sieger im Voraus schon auch den allgemein üblichen, in der Rechten zu tragenden Palmenzweig als äusseres Zeichen seines Sieges. Auch dieser Zweig war bereits von dem Daktylen Herakles dem Iasion als Siegeszeichen verliehen worden.

Beide Bäume, deren Laub den Sieger schmückte, gelten den Alten als Symbole des Segens und unvergänglichen Lebens. In ihrer Unverwüstlichkeit und nicht zu ertödtenden Triebkraft bilden sie ein würdiges Zeichen der Ausdauer und Kraft, welche den olympischen Kämpfer auszeichnete, nicht minder der unsterblichen Ehre, welche der olympische Sieg verhiess. Die Palme insbesondere, deren Stamm wir so häufig an Athletenstatuen und an Bildsäulen des die Palästra schirmenden Hermes begegnen, gilt als ein Sinnbild der nicht zu beugenden Kraft, weil das Palmenholz dem Glauben der Alten nach die meiste Tragfähigkeit besass, ja wie mehrere Schriftsteller fabeln, bei starker Belastung sich nicht nur nicht durchbiegen, sondern vielmehr der Last entgegenwölben sollte. —

Die zu vertheilenden Kränze — wohl auch die Palmenzweige — hatten in der älteren, einfacheren Zeit auf einem mit Erz überzogenen Dreifuss gelegen. Pausanias berichtet, dass er noch zu seiner Zeit aus Pietät im Tempel des Zeus aufbewahrt wurde, aber nachdem in der Mitte des 5. Jahrhunderts Olympia seinen reichen bildnerischen Tempelschmuck

erhalten hatte, nachdem Pheidias Meisterhand das Goldelfenbeinbild des Zeus dort aufgerichtet hatte, erschien eine so einfache Gestalt nicht mehr würdig genug für das Geräth, welches die Symbole der höchsten Ehre zu tragen bestimmt war. Kolotes, ein Schüler jenes grossen Meisters, ward beauftragt, einen kostbaren Tisch aus Gold und Elfenbein anzufertigen, der seinen Aufbewahrungsplatz im Heraion fand und von Pausanias eingehend beschrieben wird. Der Text ist lückenhaft, doch scheint daraus hervorzugehen, dass Kolotes mit seinen Reliefs nicht die Platte geschmückt hatte, was ja auch unkünstlerisch gewesen wäre, sondern die vier Seiten des lothrechten Randes. Unter anderen Bildwerken befand sich hier eine Darstellung des Verlaufes der olympischen Festfeier.

Mit der Kränzung des Siegers erfolgte der grosse Moment, wo sein Name, der seines Vaters und der seiner Heimath durch des Heroldes Stimme vor allem Volke feierlich verkündet wurde, begrüsst von dem brausenden Jubel der Seinen und aller Derer, die in noch so ferner Beziehung zu ihm oder seiner Heimat stehen mochten.

Nun aber galt es, für den Beistand der Gottheit, für die Verleihung des Sieges Dankopfer zu bringen. Die Kostbarkeit des Letzteren richtete sich selbstverständlich nach den Mitteln des Siegers oder der Bereitwilligkeit, mit welcher seine von dem Siege mitberührten Landsleute ihm dabei zu Hilfe kommen mochten. Sicher ist, dass diese Opfer mit Processionen verbunden waren, in denen der Sieger mit möglichst grossem Glanze aufzutreten bemüht war: auch erborgtes Gut ward zu Hilfe genommen um den Glanz dieses Aufzuges zu erhöhen. So scheut sich selbst der hochbegüterte Alkibiades nicht, die kostbaren Geräthe, welche die officielle Gesandtschaft Athens für ihre Procession mitgeführt hatte, bei seinem eigenen Siegesopfer zu entleihen und seinen Aufzug dadurch zu verschönern. Solche Aufzüge geschahen unter musikalischen Aufführungen, Flöten und Kitharaspiel, auch Reigengesängen gemietheter Chöre.

Glänzender noch waren die Aufzüge der staatlichen Repräsentanten, der Theorieen, welche gleichfalls am letzten Tage, und zwar nach den Opfern der Sieger stattfanden. Sodann vereinte das von den Eleern veranstaltete Festmahl die Sieger im Prytaneion. Der Abend und wohl die ganze folgende Nacht verging bei den frohen Schmausereien, welche die einzelnen Sieger ihren Freunden gaben. Reiche Olympioniken begnügten sich nicht damit, lediglich ihre näheren Bekannten oder Landsleute zu diesen Gastereien heranzuziehen, sondern dehnten ihre Freigebigkeit auf viel weitere Kreise aus. Ja, Alkibiades bewirthete nach seinem dreifachen Wagensiege die gesammte zum Feste herbeigeströmte Menge,

und nicht nur die Menschen sondern auch die Thiere. Einen grossen Theil der Kosten dieser glänzenden Bewirthung trugen hierbei allerdings die attischen Bundesgenossen: die Lesbier gaben den Wein, die Chioten das Pferdefutter, die Ephesier erbauten das prächtige Speisezelt für die bevorzugten Gäste.

In ähnlich freigebiger Weise bewirthete Leophron die Festversammlung. Der reiche Agrigentiner Empedokles, ein Anhänger des Pythagoras und daher Vegetarianer, liess die Gestalt eines Ochsen aus kostbaren Gewürzen herstellen und vertheilte diesen unter die Zuschauer. —

Die Siegesmahle wurden reichlich durch musikalische Aufführungen und Chorgesang verschönt. Mochten dabei vorzugsweise ältere Lieder gesungen werden wie das des Archilochos, welches mit den Worten begann:

Heil Dir, herrlicher Sieger, Herrscher Herakles,
Dir und Iolaos Heil, dem speerberühmten Paar!

so verherrlichten doch oft auch schon jetzt eigens zum Lobe des Siegers gedichtete Reigenlieder ihn und sein Haus. Ein solches ist Pindars zehnter olympischer Siegesgesang. Er preist Agesidamos, einen Lokrer, der als Knabe den Sieg im Faustkampfe gewann. Da dieser Sieg am zweiten Festtage errungen war, die Aufführung des Chorgesanges aber am fünften Tage erfolgte, so blieben dem Dichter nur drei Tage zur Verfassung und Einstudirung des Liedes. Freilich konnte von dem Texte derjenige Theil, der sich in allgemeinen Betrachtungen ergeht, bereits vorher fertig sein, auch mochte die Melodie bereits zuvor geschrieben und vom Chore gelernt sein, so dass nur übrig blieb, die für die besondere Gelegenheit erforderlichen Worte unterzulegen.

Solche Siegeslieder (Epinikia) gelangten zu höherer Bedeutung freilich erst bei der weit grösseren und prächtigeren Feier, welche in der Heimath des Siegers erfolgte und bei Begüterten sich oft alljährlich am Jahrestage des Sieges wiederholte. Eine solche bedeutende Feier war aber auch dem Mittellosen sicher, der Staat oder die Gemeinde trat dann für die Kosten ein. Dieser Sitte verdanken wir das Edelste und Herrlichste, was uns von der Lyrik der Alten erhalten geblieben ist, die Siegesgesänge des Pindar. Gehören sie, mit Ausnahme des schon erwähnten, streng genommen auch nicht in den Rahmen eines Buches, welches sich nur mit der Festfeier in Olympia selbst beschäftigt, so gewähren sie doch einen so tiefen Einblick in die Auffassung der Alten von der Bedeutung jenes Festes, dass ein flüchtiges Verweilen bei jenen köstlichen

Dichtungen gestattet sein wird. Nirgends verräth sich in diesen Gelegenheitsgedichten die geringste Spur einer niederen Schmeichelei, die den oft in glänzendster Stellung befindlichen Siegern gegenüber so nahe lag, und bei römischen Dichtern der Kaiserzeit gewiss in ausgedehntestem Maasse zum Ausdruck gelangt wäre. Pindar hat einerseits eine viel zu hohe Meinung von seinem Berufe als Dichter und besitzt ferner einen zu tiefen sittlichen Ernst, als dass er sich zu so niederem Dienste verstanden hätte. Voll glühender Begeisterung für sein Vaterland, als welches er das gesammte Griechenland ansah, musste er den bittersten Schmerz erfahren, dass seine Vaterstadt Theben der allgemeinen Sache den Rücken kehrte und auf der Seite des persischen Erbfeindes stand. Von der ihm angeborenen Begabung, welche frühzeitig die Form mit köstlichem geistigem Gehalte füllte, giebt schon der im zwanzigsten Lebensjahre gedichtete zehnte pythische Siegesgesang deutliches Zeugniss.

Ueberall nimmt die eigentliche Lobpreisung des Siegers nur den kleinsten Raum im Gedichte ein, sie wird mit wenigen aber treffenden Worten erschöpft:

> Halte Maass in dem Lied, sammle in kurzes Wort
> Des Herrlichen viel — dann läuft in dem Volke
> Tadelsucht Dir weniger nach!

Nächst dem Preise des Siegers folgt das Lob des Vaters, der Brüder oder der Ahnen. Schon hierbei findet Pindar häufig den Uebergang zu Dem, was ihm die Hauptsache ist, Verherrlichung der Götter oder göttlicher Heroen. Mit oft epischer Breite werden die Mythen erzählt, welche mit dem Stamme des Siegers verknüpft sind, oder wird in Ermangelung solcher von der Einsetzung der heiligen Spiele oder dem Ursprung geheiligter Bräuche bei denselben berichtet. Mit bewusster Absichtlichkeit tritt Pindar hierbei oft den im Volke verbreiteten Legenden entgegen, welche irgend eine Frevelthat oder auch nur einen Makel an Götter oder Helden knüpfen. Solche Ueberlieferungen erklärt er für verwerfliche Fabeln und ersetzt sie durch Erzählungen, welche die mythischen Persönlichkeiten als durchaus sittlich rein erscheinen lassen, als würdige Vorbilder, denen in allen Punkten nachzuleben zur Ehre gereicht. Vermag er Solches nicht, so zieht er es vor, den Mythos lieber ganz zu verschweigen. So übergeht er den Brudermord, den Peleus und Telamon in Aigina vollbracht haben:

Ich nenne nicht gern laut so schwere Thaten,
Warum sie floh'n ihr edles Eiland, was die Starken
Verjagte aus Oinona — still! nicht jede Wahrheit,
Die sich enthüllt, ist dankenswerth.

Für eitel Erfindung erklärt er die Sagen von den Freveln der Götter: ihr eigenes schlechtes Thun haben die Menschen den Göttern angedichtet. Diese sind rein und heilig, gütig und vor Allem allmächtig. Was sind Menschen ihnen gegenüber:

Eintagsgeschöpfe! was ist „Jemand"? was „Niemand"?
Eines Schattens Traum sind Menschen. Nur wo ein Strahl
Gottgesendet herabfällt,
Leuchtet heiteres Licht dem Mann und anmuthiges Leben!

Alles was geschieht ist der Götter Werk: sie verleihen den Sieg wie im festlichen Kampfspiel so im Ernste der Feldschlacht:

Das zeugt Salamis beim Vertilgungsschauer des Zeus,
Da der Mord einhagelt' in die unzählbaren Männer —
Mit Schweigen lösche dein Prahlen!
Zeus ist Aller Herr,
Zeus hat Dies und Jenes gethan!

Worte unvergänglichen Gehaltes bergen Pindars Lieder, Mahnungen meist zum weisen Maasshalten, zur demüthigen Beugung unter den Willen der Götter, Hinweise auf den Wechsel des Glücks wie des Leides:

Ach, dem Sterblichen enthüllt
Nimmer sich des Todes Ziel,
Noch ist kund uns, ob mit Ruhe
Wir das Sonnenkind, den Tag,
In ungetrübtem Genuss des Glücks beschliessen.
Es rollt Well' an Welle,
Bald Wonne bald Leiden wechselnd,
Auf die Menschen herein!

Am reinsten und vollsten spricht sich bei dem Dichter, der ein Geweihter der eleusischen Geheimnisse ist, der Gottesbegriff und die Hoffnung auf ein unsterbliches seeliges Dasein aus. Von den Wundern des Mysteriendienstes spricht er mit der höchsten Begeisterung:

Selig, wer das schaute, bevor er stieg
Unter die hohle Erde hinab;
Er kennt des Lebens Ziel,
Kennt den zeusgegebenen Anfang!

Den naiveren Vorstellungen des Volkes nachgehend schildert er die Wonne der Seeligen im Jenseits:

Aber ewig bei Tag und Nacht
Haben die Guten dort die Sonne
Und schauen ein mühelos Leben.
Nimmer die Erde mit harter Hand
Brechen sie auf, noch des Meeres Fluth
Um spärlichen Lohn.
Sondern ein thränenloses Leben
Nehmen sie hin bei den Gottgeehrten,
Weil sie erfreut sich an Eidestreue.
(Was Andre dulden, es ist unschaubar.)
Doch die es dreimal bestanden, schuldlos
Hier und dort die Seele zu wahren,
Diese geh'n auf der Bahn des Zeus
In die Burg des Kronos ein:
Dort, wo die Meereslüfte mild
Auf der Seligen Eiland wehen,
Wo die Blumen leuchten wie Gold,
Hier von stolzen Bäumen herab,
Andere dort vom Quell getragen,
Und sie flechten daraus sich Kränze
Um die Schläfe und um die Hand. —

Ueberall gestaltet sich durch solche Schilderungen oder tiefsinnige Betrachtungen das Epinikion zu einem Kunstgebilde, welches hoch über dem Range eines blossen Gelegenheitsgedichtes steht, das in seinem weltgültigem Inhalt nicht nur für die Sieger, denen es gewidmet war, und für seine Tage, sondern für alle Zeiten dauernden Werth beansprucht.

Die höchste Vorstellung verbindet Pindar mit seinem Dichterberuf, der ihm nicht ein Gewerbe um Goldeslohn oder Fürstengunst, sondern ein von Gott verliehenes priesterliches Amt dünkt. So erscheint ihm denn auch das Lied, welches den Sieger verherrlicht, weil es durch den Gott eingegeben ist, als eine der werthvollsten Gaben für den Ersteren, ja als integrirender Bestandtheil des Sieges selbst, ein unvergängliches Denkmal:

Auf goldner Säulen Grund errichtend
Glänzenden Saales Thor,
Bauen den Hymnos wir gleich prachtvollem Palast.

Und wahrlich ein Recht zu so stolzem Worte hat Pindar wie kaum ein Anderer! Wie ein blumengeschmücktes Festthor steht der Eingang jenes herrlichen Siegesliedes auf Diagoras vor uns:

Wie die Schale ein Mann ergreift,
Aufschäumend vom Thau des Weinstocks,
Und aus reichgesegneter Hand
Zutrinkend sie
Dem jungen Eidam als Gabe darreicht von dem Haus in das Haus,
Die Krone der Schätze von lauterem Gold,
Ehrend die Freuden des Mahls und der neuen Verschwägerung,
Dass er im Kreise der Freunde
Ihn neidenswerth beglückt mit innigem Ehebund:
So erfreu' auch ich, den Nektartrank,
Die Gabe der Musen, süsse Frucht des Geistes,
Kampfpreistragenden Männern voll zusendend.

Aber alle jene herrlichen Lieder, die zum Tone der Flöte oder der Phorminx vom Chor in Strophen, Gegenstrophen und trioartiger Epode gesungen wurden, sie liegen nun vor uns als blosse Gedichte, von deren Melodien wir keine Ahnung besitzen, von denen wir oft selbst den Rythmus schwer herauszufinden vermögen.

Wie viel gewaltiger müssen sie als gesungene Chöre gewirkt haben, wenn wir uns auch die griechische Musik auf einer ziemlich niederen Entwickelungsstufe denken mögen. Was sie gleichwohl den Griechen war, erkennen wir eben aus Pindar da, wo er ihr Lob und ihre Macht verkündet:

Goldene Phorminx, deren Besitz Apollon
Mit euch, ihr veilchengelockten Musen theilt,
Deiner horcht der Schritt beim Beginn des Festes,
Und der Sänger lauscht dem Wink,
Wann Du leise geregt dem Gesang vorangehst;
Und den Blitzstrahl löschest Du aus, den Wurfspeer
Ewigen Feuers; es schläft der Aar,
Die schnellen Flügel gesenkt, auf dem Stab des Zeus,
Der Vögel König. Nächtliche Wolken webst Du,
Der Augen süssen Schluss, um's gebeugte Haupt ihm;
Schlafend hebt er den weichen Rücken
Von Deinen Klängen besänftigt. Selbst der tobende Kriegsgott
Bleibt vom rauhen Gewühl der Lanzen fern
Und sonnt an der Festlust sein Gemüth.

Deine Gewalt schmelzt Göttern den Sinn
Unter Apollons Hand und der hochbusigen Musen. —
Aber wen Zeus nicht liebt, der erschrickt,
Wenn er den Laut singender Musen hört,
Auf dem Land, auf dem furchtbaren Meer,
Und tief im Tartaros der götterverhasste,
Der hundertköpfige Typhon.

Wohl hat Horaz Recht, wenn er meint, ein Lied Pindars sei köstlicher als hundert Bildsäulen: von jenen Tausenden von Siegerstatuen, welche die Haine von Olympia und Delphoi erfüllten, ist nicht eine einzige unversehrt auf uns gekommen. Was einem Diagoras, Theron, Psaumis und wie sie Alle heissen mögen, die Pindars Sang verherrlicht hat, was ihnen Unsterblichkeit verliehen hat, ist das Lied des Sängers, das heute noch hunderte mit Entzücken erfüllt. —

Wie die weitaus grösste Zahl der Pindar'schen Lieder und die seiner Genossen, eines Simonides und Euripides, erst einer späteren Feier Glanzpunkte bildeten, als der Siegesfeier am fünften olympischen Festtage, so erfolgte auch später erst die Auszeichnung des Siegers durch die Errichtung eines Standbildes im heiligen Haine. Einer freilich nicht ganz unverdächtigen Stelle bei Plinius zufolge durfte sich, wer nur ein- oder zweimal in Olympia einen Sieg errungen hatte, nur eine solche Statue setzen, welche durch ihre Stellung oder ihre Attribute die Art des Kampfes im Allgemeinen charakterisirte, nicht aber die Züge des Siegers trug. Erst ein dritter Kranz berechtigt zu der Ehre, sich eine portraitähnliche Statue in voller Lebensgrösse zu setzen. Die Bildwerke der ersteren Gattung, welche nur einen allgemeinen Typus trugen, mochten wohl in den Ateliers der Künstler als Ladenwaare jederzeit fertig zu haben sein. Wahrscheinlich fanden sich Händler mit solchen Statuen in Olympia zum Feste ein, um ihre Waare an die in glücklicher Siegesstimmung freigebigen Olympioniken zu verkaufen. Ja einmal bringt sich ein Bewerber, dem ein Traum den günstigen Ausgang des Kampfes verheissen hatte, das fertige Standbild bereits nach Olympia mit, um es nach vollbrachter That gleich aufzustellen.

An den Denkmälern höheren Ranges, den Portraitstatuen, den bronzenen Quadrigen, betheiligten sich die Künstler erster Grösse und konnten gewiss kein günstigeres Ausstellungsfeld für ihre Schöpfungen finden, als die von Tausenden besuchten Feststätten der grossen Nationalspiele. Solcher Meisterleistungen der plastischen Kunst werden wir an anderer Stelle zu gedenken haben. —

Mit den vorbesprochenen Agonen und festlichen Acten ist die Reihe der officiellen Bestandtheile der olympischen Panegyris erschöpft. Aber der Zusammenfluss einer so beträchtlichen Menschenmenge gab Veranlassung zu mancherlei nebenhergehenden öffentlichen Schaustellungen. Vorlesungen, Reden und Recitationen, die ohne in das Programm des Festes aufgenommen zu sein, die Pausen in demselben ausfüllten. Bei dem gänzlichen Mangel einer Presse waren grosse Aufführungeu im Theater und Volksfeste wie die grossen nationalen ganz besonders geeignet, einer gewünschten Bekanntmachung die möglichste Verbreitung zu geben. So wurden die Aufführungen neuer Dramen in den Theatern häufig genug zu Bekanntmachungen aller Art benutzt. So liess Alexander die allgemeine Amnestie der politischen Verbannten bei den grossen Dionysien im athenischen Theater verkünden. So werden in Olympia und am Isthmos, in Nemea wie in Pytho häufig Vertragsurkunden, Ehrendecrete und andere Schriftstücke von Belang öffentlich verlesen und danach in Erz oder Stein gegraben in der Altis aufgestellt. Ganz Hellas ward dergestalt Zeuge der beschworenen Eide, der Beschlüsse oder Vertrauensvoten, mittelst derer die Einzelstaaten ihre Bürger oder verdienstvolle Freunde ehrten.

Hervorragende Redner und Dichter, oder auch solche, welche sich wenigstens dafür hielten, versäumten die bequeme Gelegenheit nicht, sich schnell bekannt zu machen, nachdem, Lukian zufolge, Herodot mit dem Vortrage eines Theiles seiner Geschichte den Anfang gemacht hatte. Philosophen, Rhetoren, Sophisten treten mit Stegreifreden über oft sehr nichtige Themata auf, so dass die ungenirte Kritik sich über sie lustig macht: „Ein Strom von Worten, ein Tropfen von Gedanken!“ Gefürstete Häupter, die sich für Schöngeister halten, lassen ihre Gedichte durch gute Declamatoren oder Sänger vortragen, und werden trotz der schönen Stimme ihrer Interpreten ausgepfiffen.

Aber auch Männer ernsterer Art ergreifen das Wort, um das Volk zu Mannhaftigkeit und Eintracht, zum Zusammenhalten gegen die gemeinsamen Feinde des Vaterlandes zu ermahnen. — So hält hier Gorgias seinen berühmten Olympiakos Logos, so Lysias seine Reden gegen die Perser und gegen die sikelischen Tyrannen.

Die Stelle, von der aus solche Reden oder Declamationen stattfanden, war der Opisthodomos des Zeustempels, das nach Westen zu geöffnete Hinterhaus, vor welchem man sich demnach einen von Weihgeschenken und Statuen ziemlich unbesetzten Raum für die Zuhörer zu denken hat.

Auch Männer der Wissenschaft stellten die Ergebnisse ihrer Geistesarbeit, Künstler die Werke ihrer Hände dauernd oder während des Festes in Olympia auf, um sie zu allgemeiner Kenntniss zu bringen. So stellte der chiotische Astronom Oinopides, ein Zeitgenosse des Anaxagoras, in Olympia eine eherne Tafel auf, welche die Vorschläge für eine von ihm gefundene neue Methode der Zeitrechnung enthielt. Es war einer der vielen missglückten Versuche griechischer Philosophen, den Sonnen- und Mondlauf in Uebereinstimmung zu bringen. Des Oinopides „grosses Jahr" sollte 59 Sonnenjahre umfassen, entsprechend einer Periode von 729 Monaten, worunter 2 Schaltmonate. Die Erfindung, welche wohl mehr vom speculativen als vom astronomischen Standpunkte aus zu betrachten ist (729 ist das Quadrat der pythagoräischen Zahl 27), machte trotz einer später von Philolaos vorgeschlagenen Verbesserung kein Glück.

Glücklicher war der Maler Aëtion, der in Olympia sein die Vermählung Alexanders mit der Rhoxane darstellendes Tafelbild vorführte und einen der Preisrichter dadurch so sehr entzückte, dass dieser angesehene Mann dem in den Augen der Hellenen doch als Handwerker geltenden Künstler seine Tochter zum Weibe gab.

Auch Zeuxis soll, zwar nicht seine Gemälde, sondern vielmehr die Schätze, welche er sich durch seine Kunstfertigkeit erworben hatte, in Olympia ausgestellt haben. —

Könnte über die allgemeine und ausserordentlich hohe Bedeutung des olympischen Festes für das gesammte Griechenland noch irgend ein Zweifel obwalten, so würde er durch einen Blick auf die Namen der Zuschauer schwinden müssen, welche sich zu diesem Schauspiele einfanden.

Dass die grossen Feldherrn und Staatsmänner sich gern an dem Anblick der lebendigsten Kraftäusserung ihres Volkes erfreuten, kann nicht Wunder nehmen. Einen Themistokles, Kimon, Philopoimen finden wir bei den grossen nationalen Festspielen unter der Menge der Zuschauer. Als Themistokles bald nach seiner grossen Waffenthat bei Salamis im olympischen Stadion erschien, erhob sich die ganze nach Tausenden zählende Menge von ihren Sitzen. Aehnliches begegnete Philopoimen, dem „letzten Hellenen" in Nemea; als bei dem Wettstreite im Gesange der berühmte arkadische Kitharöde Pylades ein Lied des Timotheos anstimmte, das mit den Worten begann:

„Der Du der Freiheit Zier um Hellas schmückend gewunden,"

da wandten sich Aller Augen auf den unter den Zuschauern sitzenden Feldherrn, und ein Jubel der Begeisterung erhob sich, der die Stimme des Sängers verschlang.

Aber auch die Weltweisen, die Philosophen, verschmähten das Schauspiel der grossen Feste nicht. So kamen auch aus der Zahl der Sieben, welche den Griechen als die Weisesten galten, Thales und Cheilon noch in hohem Greisenalter nach Olympia. Beiden wurde das beneidenswerthe Loos, hier mitten aus der Festfreude durch einen plötzlichen sanften Tod abgerufen zu werden, Thales in Folge der Anstrengung der weiten Reise von Milet her und der übermässigen Hitze der Festtage, Cheilon unfähig, das Glück zu ertragen, seinen geliebten Sohn mit dem Oelzweige gekrönt zu sehen.

Pythagoras, Anaxagoras, Sokrates, Platon, Aristipp und zahlreiche andere Philosophen erscheinen oft und gern als Zuschauer bei den festlichen Spielen; Pythagoras und Platon sollen in ihrer Jugend sogar selbst agonistische Siege errungen haben. Selbst der weltverachtende Philosoph von Sinope, Diogenes, hielt die olympischen Spiele seiner Theilnahme für würdig.

Dass glänzende Redner wie Gorgias, Lysias, Demosthenes, Olympia nicht nur um zu schauen, sondern auch um sich hören zu lassen, besuchten, ist früher schon erwähnt worden. Der geistreiche Lukian besuchte die olympischen Spiele nicht weniger als fünf Mal — mindestens also zwanzig Jahre hindurch; wir danken dieser seiner Neigung eine Fülle schätzenswerther Angaben über die Gymnastik seiner Zeit.

Wunderliche Heilige wie Apollonios von Tyana, wie Peregrinus Proteus versäumten nicht, sich in Olympia sehen und bewundern oder verspotten zu lassen.

Dass Dichter wie Pindar und Simonides den grossen nationalen Festspielen die reichste Anregung verdanken, bedarf nur der Andeutung. —

Wenn neben der einmüthigen Anerkennung, welche das Alterthum den olympischen Spielen und ihrem Einflusse zollte, vereinzelte Stimmen sich vernehmen lassen, welche ein abfälliges Urtheil aussprechen, so darf uns das nicht beirren; es sind Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Von Euripides, den seine kurzsichtigen Eltern wider seine Neigung zum Athleten bestimmt hatten, wird man es begreifen, wenn er, dem seinem Dichtergemüth unsympathischen Berufe entronnen, sich ungünstig gegen die Agonistik vernehmen lässt:

„Den Diskos wohl zu werfen, Stösse gut zu thun,
Dergleichen Siege — retten die das Vaterland?
Kämpft man, den Diskos in der Hand, je mit dem Feind?
Kann Einer, der 'nen Schild mit blosser Faust zerschlägt,
Dadurch die Feinde werfen aus dem Vaterland?"

Was jene gewaltigen Athleten auch im Ernstkampf der Schlachten vermochten, zeigt ja das Beispiel eines Milon, Phayllos und Anderer.

Gewichtiger sind die abfälligen Urtheile des Philosophen, von dem das inhaltschwere Wort stammt: „Wenn die Pferde Götter hätten, so würden sie ihren Göttern Pferdegestalt geben; diese Götter aber hätten so wenig Existenz wie die euren, die ihr nur in menschlicher Form denken könnt." Xenophanes eifert dagegen, dass man einem olympischen Sieger den Vorsitz bei heimischen Festen einräumt, dass man ihn auf Staatskosten erhält, ihm ein erbliches Ehrengut bewilligt. Er meint:

„Wenig Genuss für den Staat kann ja erspriessen daraus,
Wenn wettkämpfend ein Bürger gesiegt an den Ufern von Pisa;
Denn dies füllet mit Gut nimmer die Speicher der Stadt."

Aber das Urtheil dieses höchst scharfsinnigen und geistreichen Denkers beweist nicht viel mehr, als dass er seiner Zeit und ihren Anschauungen so weit vorausgeeilt war, dass er ihr Bedürfniss gar nicht mehr verstand. Es beweist gegen den Werth, welchen die grossen Nationalfeste für das Volk besassen, gerade so wenig wie des in eigenem Streben Genüge findenden Platon Urtheil über den Werth des eleusinischen Gottesdienstes, in welchem doch Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet die höchste Befriedigung des religiösen Bedürfnisses empfand.

Die fast unverwüstliche Lebensfähigkeit, welche das olympische Fest noch bis weit in die Zeiten des als Staatsreligion anerkannten Christenthums hinein erhält, ist an sich schon ein schlagender Beweis für die Berechtigung und den Werth desselben, eines Festes von einer Volksthümlichkeit sonder Gleichen, eines Festes, dem kein anderes irgend eines Volkes oder irgend einer Epoche verglichen werden kann. —

Wie die olympischen Spiele ursprünglich ein auf die Theilnahme der Eleer begrenztes Fest gewesen waren, so blieben die Letzteren auch für alle Zeiten die Leiter und Ordner der zum Gemeingut von Griechenland gewordenen Feier, nachdem sie die Macht von Pisa gebrochen hatten. Nur ausnahmsweise und auch dann nur für einzelne Olympiaden haben andere Stämme dieses Vorrecht gewaltthätig an sich gerissen: in der

8. Olympiade die Argiver im Bunde mit den Pisaten; in der 34. Olympiade die Pisaten auf eigene Hand unter ihrem Fürsten Pantaleon; endlich in der 104. Olympiade dieselben im Vereine mit den Arkadern.

Demzufolge erkannten die Eleer diese drei Feste nicht als gültig an und bezeichneten sie als Anolympiaden. Eine vierte Anolympias ward dadurch herbeigeführt, dass Nero die 211. Olympiade in einer allen Brauch gewaltsam umstürzenden Weise zu feiern gezwungen hatte. Diese erst im dritten Jahre nach dem fälligen Termine gefeierten Spiele wurden somit ebenfalls in der Rechnung der Eleer nicht als Fest aufgeführt. Dagegen wurde die 175. Olympiade, in welcher Sylla, um seinen Triumph zu verherrlichen, alle Kämpfer mit Ausnahme der Knaben nach Rom berufen hatte, als gültiges Fest gerechnet.

Für die Vorbereitung und Anordnung des Festes hatte in der früheren Zeit ein einziger Festordner genügt, wie ja auch zuvor der Ueberlieferung nach die mythischen Feste zu Olympia immer nur durch Einen eingesetzt und geordnet worden waren, vom Daktylen Herakles an bis auf Iphitos herab. So blieb es bis zur 50. Olympiade. Von hier ab theilten zwei der angesehensten elischen Bürger die Ehren und die Mühen der Festleitung, und diese Einrichtung erhielt sich längere Zeit hindurch, bis die Mannigfaltigkeit der Kampfesweisen und die sonstige Erweiterung der gesammten Festfeier verstärkte Kräfte erheischten. Man fand nun den Modus, aus jedem der neun Stämme, welche die Gesammtheit von Elis ausmachten, einen Festordner zu wählen, und so bildete sich aus neun Mitgliedern die Behörde der Kampfrichter oder Hellanodiken. Drei derselben führten nunmehr die Aufsicht über die Pferderennen, drei über den Fünfkampf und drei über die übrigen gymnischen Wettkämpfe. Bald nach dieser Neuerung trat ein zehntes Mitglied hinzu, und schliesslich erreichte um die 103. Olympiade die Körperschaft die Zahl von zwölf Mitgliedern, entsprechend den auf die Zahl von zwölf angewachsenen elischen Phylen. Es war die Zeit der politischen Höhe von Elis, dessen Küstengebiet sich vom Nordrande der Peloponnesos südlich bis zu dem messenischen Pylos erstreckte. Es war zugleich der Wendepunkt seiner Machtentfaltung: Grenzstreitigkeiten mit den Arkadern verwickelten das Land in einen Krieg, dessen Kampf selbst in dem umfriedeten Heiligthum des olympischen Zeus tobte, und der mit dem Verluste werthvoller Gebietsstrecken endete. Elis ward auf acht Phylen zurückgeführt, und demgemäss erscheinen nach der 104. Olympiade, in welcher, wie oben erwähnt, die Arkader die Festleitung behaupteten, nur noch acht Hellanodiken. Später greift man ohne ersichtliche Ver-

anlassung auf die Zehnzahl zurück, die sich bis zu Pausanias Zeit und wohl noch später erhielt. Dem genannten Schriftsteller verdanken wir die obigen Angaben; ihnen stehen freilich bezüglich der älteren Zeit anderslautende, unter sich wiederum nicht übereinstimmende, Zeugnisse gegenüber, so dass eine volle Sicherheit über die Sache nicht zu erlangen ist. Es scheint, dass die Hellanodiken für jede Festperiode neu gewählt wurden, und dass sie ihr Amt während der ganzen Dauer einer Olympiade, also vier Jahre lang, verwalteten. Die Neuwahl erfolgte schon nahezu ein Jahr vor dem Beginn der neuen Olympiade; schon zehn Monate vor demselben mussten die Hellanodiken in der Hauptstadt Elis zusammentreten, woselbst für ihre Zwecke in der Nähe des Marktplatzes ein besonderes Gebäude, der Hellanodikeōn, errichtet war. Hier erhielten sie durch die elische Verwaltungsbehörde der Nomophylakes, der „Gesetzeswächter", eine auf ihre Amtspflichten bezügliche eingehende Instruction und gewannen durch persönliche Beaufsichtigung und Leitung der athletischen Uebungen in dem Gymnasion der Hauptstadt vollkommene Einsicht in die Theorie und Praxis der einzelnen Kampfarten, die ihnen allen überdies gewiss aus eigener Erfahrung bereits geläufig war. Da der elische Marktplatz zugleich für das Einreiten der Rosse benutzt wurde, so bot sich auch hier den Vorzubereitenden in nächster Nähe ihres Quartieres Gelegenheit, ihre hippischen Studien zu vervollkommnen.

Die Hellanodiken hatten nun zunächst die Pflicht, die Anmeldungen für die bevorstehenden olympischen Wettkämpfe entgegenzunehmen und die sich Meldenden in einer Liste, dem Leukoma, vorzumerken. Solche Meldungen mussten und konnten sicherlich schon sehr zeitig erfolgen, da langwährende Vorbereitungen der Bewerber in ihrer Heimath vorgeschrieben waren; wer in Olympia auftreten wollte, musste sich schon etwa ein Jahr zuvor dazu entscheiden. Zehn Monate lang hatte er sich dann gewissen auf seine Körperpflege bezüglichen diätetischen Regeln zu unterwerfen, eine Pflicht, deren gewissenhafte Erfüllung später eidlich zu erhärten war. Irrthümlich haben die Ausleger der von dieser „Askesis" handelnden Stelle des Pausanias hierbei an bestimmte gymnastische Uebungen gedacht, von denen garnicht die Rede ist. Wie der Athlet sich für den schweren Kampf in seiner Kunst übte, war seine eigene Sache und konnte den Hellanodiken gleichgültig sein. Dagegen erforderte die Billigkeit, dass nicht der Reiche vor dem Mittellosen durch besondere Körperpflege etwas voraus hatte. Es war deshalb die Kost — in früheren Zeiten nur frischer Käse, erst vom 5. Jahrhundert ab auch Fleischnahrung — und das sonstige diätetische Verhalten für die Athleten genau

vorgeschrieben. Dass diese Vorschriften zehn Monate lang vor dem Eintreffen der Kämpfer in Elis beobachtet waren, sollte von den Hellanodiken durch Eidesabnahme festgestellt werden. Dieser Vorbereitungszeit folgte nun unter den Augen der Hellanodiken eine dreissigtägige Probezeit der Bewerber in der Hauptstadt Elis. Hier ergab sich, in welche Altersklasse der Bewerber einzureihen war, denn hierüber entschied nicht das Lebensalter allein — das vielleicht auch nicht immer mit voller Sicherheit festzustellen war —, sondern in dem Uebergangsstadium vom Knaben zum Erwachsenen gab wesentlich die körperliche Stärke den Ausschlag. So konnte der Dichter Euripides von der Theilnahme an den Spielen überhaupt zurückgewiesen werden, weil man darüber nicht einig werden konnte, welcher Altersklasse man den Siebzehnjährigen zutheilen sollte.

In gleicher Weise hatten die Hellanodiken über die Klasseneintheilung der zum Rennen angemeldeten Pferde zu bestimmen. Sie mussten beeidigen, dass bei Menschen und Thieren die Entscheidung ohne sträfliche Beeinflussung gefällt sei, und dass die Gründe für die jeweilige Entscheidung Geheimniss bleiben würden. Die definitive Zutheilung zu einer Kämpferklasse erfolgte erst in Olympia und zwar nach jenem Eide. Denn es ist bezeugt, dass dort noch Aenderungen eintreten konnten. So konnte der Spartaner Lykinos, welcher Fohlen zum Rennen nach Olympia angemeldet hatte, das eine derselben, welches bei der Prüfung nicht zugelassen wurde, unter den volljährigen Rossen laufen lassen. Ein achtzehnjähriger Rhodier, Hyllos hatte sich zum Ringkampfe der Knaben gemeldet und wurde zurückgewiesen; da erklärte er sich bereit, in der Abtheilung der Männer zu ringen, ward zugelassen und erlangte den Sieg. Ob in Olympia auch die Möglichkeit gewährt war, in einer Kampfart in mehreren Altersklassen nach einander als Bewerber aufzutreten, lässt sich nicht erweisen, aber auch kaum bestreiten, da dieser Brauch an anderen Orten herrschte, die ihr Vorbild in Olympia sahen. So war ein Knabe aus Tralles, Artemidoros, in Olympia im Pankration der Knaben unterlegen und mochte es vorziehen, bevor er sein Glück noch einmal dort versuchte, zuvor an anderen Stätten zu kämpfen, wo er minder tüchtige Gegner erwarten durfte. Er trat also zunächst in Smyrna auf, und besiegte hier in der Abtheilung der Knaben dieselben Gegner, die zuvor in Olympia ihm gegenüber gestanden und sich auch bei dem ionischen Kampfspiele wieder eingefunden hatten. Hierdurch ermuthigt und durch Stichelreden aufgereizt, meldete er sich sogleich zum weiteren Kampfe in der Abtheilung, welche dort zwischen den Knaben und Männern bestand, der sogenannten Unbärtigen, und gewann auch hier den Sieg.

Dies spornte ihn zu dem höchsten Wagstück an, auch in der Klasse der Männer den Kampf zu versuchen. Auch in diesem trug er den Sieg davon und gewann sich somit an einem Tage drei Siegeskränze in der nämlichen Kampfart.

Wie die Hellanodiken das Recht hatten, solche Aenderungen zu gestatten, so hatten sie ferner auch die Befugniss, von der üblichen Anordnung und Reihenfolge der Wettkämpfe Ausnahmen stattfinden zu lassen, so fern ihnen dies aus irgend einem Grunde richtig zu sein schien. Ein Beispiel davon liefert der Doppelkampf des Kleitomachos dessen früher gedacht wurde.

Bei der Festfeier trugen die Hellanodiken das bevorzugte Purpurgewand, die Porphyris; sie sassen im Stadion auf hervorragenden Sitzplätzen am Zielende, ebenso im Hippodrom. Wie sie das Zeichen zum Beginn der Kämpfe zu geben und die Spiele in ihrem ganzen Verlaufe zu überwachen hatten, so ward ihnen auch das beglückende Amt, die Sieger mit dem Kranze zu schmücken. Nach Schluss des Festes lag ihnen sodann die Eintragung der letzteren in die amtlichen Verzeichnisse ob, endlich die Controle über die zulässige Grösse und Beschaffenheit der denselben zu setzenden Bildsäulen.

Gegen die Entscheidung der Hellanodiken gab es nur den einen Appell an die höchste Behörde, die Bule, den olympischen Rath. Man wird sich denselben wohl im Gegensatze zu den wechselnden Hellanodiken als eine ständige Körperschaft zu denken haben, deren Sitz die Hauptstadt Elis sein mochte, und die nur während der Festzeit in Olympia selbst tagte.

Freilich nützte dieser Appell nur in gewissen Fällen und nur in beschränktem Maasse. Der von den Hellanodiken einmal verkündete Sieg konnte nicht mehr widerrufen werden, auch wenn sich ergab, dass er nicht zu Recht bestand. In einem solchen Falle, wo zwei der Hellanodiken einem Unrechtmässigen den Kranz ertheilt hatten, verklagte sie der Beschädigte bei der Bule und erlangte auch ihre Verurtheilung zu einer Geldbusse. Nichtsdestoweniger blieb die Ehre des Sieges an dem Andren haften, dessen Name, als des Siegers im Wettrennen, auch in alle Zukunft die 96. Olympiade bezeichnete.

Wie lange Zeit vor dem Feste die Hellanodiken, mit ihnen die zum olympischen Spiele gemeldeten Athleten und der ganze Tross der niederen Beamten und der Dienerschaft von der Hauptstadt Elis nach Olympia übersiedelten, darüber fehlt jede Andeutung. Wir sind hier nur auf Muthmaassungen angewiesen, dürfen aber im Gegensatz zu

früheren Anschauungen wohl mit Sicherheit annehmen, dass die Uebersiedelung schon geraume Zeit vor dem Beginne des Festes geschah, gewiss schon mehrere Wochen vorher. Da wir wissen, dass die officiellen Gesandtschaften des Amphiktyonenbundes sich zu den pythischen Spielen bereits in dem Monate nach Delphi zu begeben hatten, welcher dem Festmonate vorausging, so liegt es nahe, Aehnliches bei den Olympien vorauszusetzen. Eine weitere Unterstützung unsrer Annahme gewährt das Vorhandensein geräumiger und solid ausgestatteter Baulichkeiten für athletische Uebungen eines Gymnasions mit bedeckter Rennbahn, einer Palästra mit schönem Ringplatze und zahlreichen Nebenräumen. Da Olympia keine städtische Bevölkerung besass, so hätten diese Anlagen keinen Zweck gehabt, wenn sie nicht eben wenigstens alle vier Jahre auf längere Zeit benutzt worden wären. Ferner hat man im Alterthum sicherlich so wenig wie in der Gegenwart kostbare Rennpferde unmittelbar nach einer weiten Seereise oder nach beschwerlichem tagelangem Landmarsche auf die Bahn gebracht, sondern sie mussten bereits einige Zeit zuvor in Olympia eintreffen und bedurften dort sorgfältiger Wartung. Namentlich aber erheischte ein Fest von so ausserordentlich grosser Ausdehnung eine so lange und umfassende Vorbereitung, dass man sich die Ordner desselben schon längere Zeit zuvor nicht wohl anders als an Ort und Stelle denken kann.

Die Hellanodiken zogen von der Hauptstadt nach Olympia nicht auf dem kürzesten Wege, der elischen Bergstrasse, sondern auf dem „Heiligen Wege“ die Küste des Meeres entlang. Hier wurde bei der Quelle Piera Rast gehalten, der alten Landesgrenze zwischen Elis und Pisatis, und hier ward ein feierliches Reinigungsopfer vollzogen, ohne welches den Beamten die Ausübung ihrer Functionen in Olympia nicht gestattet war. Man brachte zunächst ein Schweinsopfer dar, wie solches auch bei dem in Olympia vor dem Altar des Zeus Horkios zu leistenden Eide bräuchlich war, sodann folgte die Lustration durch das Wasser der heiligen Quelle.

Von hier mochte man den Weg noch bis Letrinoi fortsetzen, um dort zu übernachten und am folgenden Tage die zweite Hälfte des Weges nach Olympia zurückzulegen.

Als ausübende Ordnungsbeamte fungirten neben den Hellanodiken bei den Spielen die Alyten, unter einem Alytarchen, der dieses angesehene Ehrenamt nur zeitweilig bekleidete. Hat man die Hellanodiken treffend mit den Turniervögten des Mittelalters verglichen, so würden die Alyten den Grieswärteln jener Zeit entsprechen. Sie hatten dieselben

polizeilichen Befugnisse wie anderwärts die Geisselträger (Mastigophoren, Rhabduchen) und griffen erforderlichen Falles energisch ein. Ein Rossebesitzer, der zur Bewerbung nicht befugt sein Gespann unter falschem Namen laufen lässt, und der nun, da es siegt, sich unvorsichtiger Weise verräth, erfährt auf der Stelle eine körperliche Strafe, die ja im Alterthum auch auf Erwachsene angewendet und nicht als ehrenrührig betrachtet wird. —

Neben diesen Beamten war vor Beginn des Festes gewiss noch eine grosse Menge niederer Bediensteter in Olympia zur Vorbereitung der Spiele nöthig. Denn hier handtierten noch Künstler und Handwerker um Alles in Stand zu setzen, was im Laufe von vier Jahren abgängig oder schadhaft geworden war, Kaufleute schlugen ihre Messbuden auf, der Fluss wimmelte von Barken, die Laubschmuck und Esswaaren herbeiführten. Auf den staubenden Landstrassen drängte sich das herbeigetriebene Opfer- und Schlachtvieh mit den beladenen Saumthieren. Ein sehr zahlreiches Beamtenpersonal hatte gewiss Wochen lang vollauf zu thun, Alles in die rechten Wege zu leiten, damit in den festlichen Tagen Jedermann nur die Ordnung und den Schmuck des Platzes bewundern konnte, ohne die Mühe zu ahnen, welche die Vorbereitung dieser frohen Feier gekostet hatte.

Aber auch in der nicht festlichen Zeit, in dem Metekecheron, verödete Olympia keineswegs; noch immer blieb eine nicht geringe Anzahl ständiger Beamter, die jahrein jahraus ihren unveränderlichen Wohnsitz hier genommen hatten. Die grosse Anzahl von Altären, die Pausanias namhaft macht, zwingt zu der Annahme, dass zunächst die in Olympia ansässige Priesterschaft eine erheblich grosse war. Denn dieser Schriftsteller allein erwähnt mehr als sechszig Altäre in Olympia, und wir sehen aus anderen Quellen, dass er keineswegs alle aufgezählt, sondern nur eine Auswahl getroffen hat.

An diesen mehr als sechszig Altären musste mindestens einmal in jedem Monate ein officielles Opfer dargebracht werden, an einigen Altären war täglicher Dienst eingeführt.

Pausanias zählt die Altäre in der Reihenfolge auf, in der die monatlichen Opferhandlungen einander folgten. Uns möchte es erwünschter gewesen sein, wenn er eine topographische Reihenfolge mit Consequenz verfolgt hätte, weil wir in diesem Falle uns ihre genaue Lage vergegen-

wärtigen könnten. Da er es indessen auch an topographischen Bezeichnungen nicht fehlen lässt, und da überdies zwischen der Reihenfolge der Opfer und der gruppenweisen Anordnung der Altäre ein innerer Zusammenhang unverkennbar ist, so mag man die von dem Periegeten gewählte Anordnung um so weniger beklagen, als man über den Zusammenhang gewisser Culte durch die Einsicht in die Ordnung der Liturgie nicht unwesentliche Aufschlüsse erhält.

Der Hauptaltar Olympias, der Mittelpunkt des gesammten Cultus, war der grosse Aschenaltar des olympischen Zeus. Hier wurde täglich von den Eleern ein officielles Opfer gebracht, hier versäumte gewiss keiner der zahlreichen Fremden, welche die Sehenswürdigkeiten Olympias angelockt hatten, Zeus seine ehrfurchtsvolle Huldigung zu bringen. So mag der ununterbrochene Opferrauch, der Tag für Tag zum Himmel stieg, die Schaaren der Stechmücken und Fliegen verscheucht und so zu der mythologischen Person des Zeus Apomyios, des fliegenabwehrenden Zeus, Veranlassung gegeben haben, dem man in Olympia opferte. Ja auch die Hühnergeier hielten sich, gewiss aus gleichem Grunde, von dem Grossen Altare fern, während sie von andren Altären ohne Scheu das Fleisch der Opferthiere raubten.

Die Reihe der monatlichen Opfer begann bei dem Altare der Hestia, der Beschützerin des olympischen Haushaltes; bei einem Altare des Pan im Prytaneion erfolgte der Abschluss der Opferreihe am Ende des Monats.

Zu den ältesten und vornehmsten, der Sage nach von Herakles gestifteten, Altären zählten die sogenannten sechs Doppelaltäre, deren Beschreibung im Pausanias durch Lücken und Entstellungen des Textes schwer gelitten hat. Nach Buttmanns Wiederherstellungs- und Ergänzungs-Versuchen wären die Götterpaare, die hier durch gemeinsamen Cultus verbunden erscheinen, in folgender Weise zu ordnen: Artemis und Alpheios, Hermes und Apollon, Dionysos und die Chariten, Hera Laoïtis und Athena Laoïtis, Kronos und Rhea, endlich Zeus Laoïtas und Poseidon Laoïtas. Den hier wiederholt auftretenden, sonst unbekannten, Beinamen Laoïtas will E. Curtius mit „volkssammelnd“ übersetzen und so mit den unter göttlicher Obhut in Olympia zusammenströmenden Völkermassen in Verbindung bringen.

Unter die ältesten Altäre Olympias gehören ferner diejenigen, an welche sich ein Orakel anschloss, und die, welche mit den Gottheiten der Unterwelt in Verbindung standen: die Altäre der Gaia, der Themis, des Zeus Kataibates und Chthonios.

Späteren Ursprungs erscheinen diejenigen Altäre, deren Cultus sich

an die Kampfspiele knüpfte, des Hermes Enagonios und des Kairos, des Poseidon Hippios und der Hera Hippia, der Dioskuren, des Ares Hippios und der Athena Hippia, der Tyche, der Moiren und des Zeus Moiragetes.

Die Zahl der angeführten Altäre beträgt noch nicht die Hälfte der allein von Pausanias erwähnten, doch wird sie genügen, um begreiflich zu machen, dass für den liturgischen Dienst an diesen heiligen Stätten auch in der festlosen Zeit ein nicht unbeträchtliches Personal geistlicher Würdenträger und Bediensteter erforderlich war, und dass auch dieser Umstand auf das Bauprogramm von Olympia von Einfluss sein musste.

Ueber diese olympische Priesterschaft sind wir verhältnissmässig sehr wohl unterrichtet. Nicht allein durch die Aufzählung geistlicher Aemter bei Pausanias, sondern auch durch inschriftliche Zeugnisse, welche jenes Schriftstellers Angaben bestätigen und ergänzen. Schon im Jahre 1855 konnte Beulé auf Grund zweier in Olympia und im Alpheios gefundenen Inschriftsteine, deren einen wir in der Kapelle der Aghii Theódori bei Plátanos wiederfanden, eine Darstellung des geistlichen Collegiums von Olympia versuchen. Unsere Ausgrabungen haben zahlreiche analoge Inschriften zu Tage gefördert, so dass jetzt ein genügendes Material vorhanden ist, um die stufenweise Gliederung der olympischen Priesterschaft erkennen zu lassen.

Wir sehen, dass in jedem Metekecheron drei Oberpriester, die Theokoloi, an der Spitze stehen, von denen jeder einen Monat lang des Amtes zu walten hatte. Sie gehörten vornehmen elischen Geschlechtern an und dürften wohl nur während ihrer jeweiligen Dienstzeit in Olympia gewohnt haben.

Ihnen zur Seite stand eine gleiche Anzahl von Assistenten, die Spondophoren, die Hüter des göttlichen Rechtes und Wächter über die in Olympia beschworenen Verträge. Da die elischen Boten, welche vor dem Beginne der Hieromenia auszogen, den Gottesfrieden zu verkünden, die gleiche Bezeichnung führen, so wird man Beulé beipflichten können, wenn er beide Aemter in der Person jener Spondophoren vereinigt darstellt. Gewiss waren jene Boten des Zeus hochangesehene, mit priesterlicher Würde ausgestattete und von grösserem Gefolge begleitete Persönlichkeiten.

Unter ihnen fungirten — wohl als Hilfsarbeiter — die drei Hypospondophoren. Aus den uns erhaltenen Inschriften geht die bemerkenswerthe Thatsache hervor, dass, wenn nicht immer, so doch häufig, jene drei geistlichen Aemter in elischen Familien erblich waren. Wir finden die Söhne der Theokolen als Spondophoren und deren Söhne als

Hypospondophoren gleichzeitig angestellt; wir können verfolgen, wie die Letzteren zu den Aemtern ihrer Väter aufsteigen.

Zu den geistlichen Würdenträgern gehören ferner die beiden Schlüsselbewahrer, die Kleiduchen, denen die Obhut der heiligen Gebäude und ihrer Schätze, vielleicht auch die des olympischen Aerars anvertraut war.

Den Oberpriestern, denen mancherlei schriftliche Arbeiten, die Instandhaltung der Tempelinventarien, die Buchung der eingehenden Weihe- und Opfergaben und sonstige Listenführungen oblagen, stand zu diesem Behufe ein Secretär, der Grammateus zur Seite.

Für die täglich darzubringenden Opfer sorgte der anscheinend auf einer minder hohen Rangstufe stehende Kathemerothytes.

Eine sehr wichtige Classe ständiger olympischer Priester bildeten die Manteis, die Seher. Während die Aemter der Theokolen und ihrer Hilfsbeamten nur vorübergehend an der Person und der Familie hafteten, lag das Amt der Seher in Olympia lediglich in den Händen dreier Geschlechter und war ein lebenslängliches. Diese drei Geschlechter waren die Iamiden, die Klytiaden und die Telliaden. Die Letzteren scheinen, nachdem einer der Ihren, Hegesistratos, eine unehrenhafte Rolle gespielt hatte, frühe vom Schauplatz abgetreten oder minder geachtet worden zu sein. Auf unseren, einer späten Zeit angehörigen Inschriften begegnen wir nur den beiden anderen Geschlechtern. Von ihnen wiederum erfreute sich das der Iamiden des höchsten Ansehens. Pindar besingt seinen Ursprung in dem sechsten olympischen Liede, das einen Iamiden aus Syrakus feiert.

Nach ihm erwählte Apollon eine arkadische Nymphe, die veilchengelockte Euadna, des Poseidon Tochter. Ihr heimlich geborener Sohn ist Iamos —

> Sie liess ihn am Boden mit bittrem Gram;
> Aber nach göttlichem Rathschluss
> Labt ihn ein Schlangenpaar funkelnden Blickes
> Mit der Bienen untadligem Saft.

Den Herangewachsenen leitet sein Ahnherr Poseidon den Alpheios abwärts von Arkadien nach Olympia,

> Wo ihm gewährte der Gott den doppelten Schatz
> Heiliger Weissagung: sogleich, zu hören
> Seine Trugs unkundige Stimme;
> Dann, wenn der muthige Kämpfer,
> Der Alkaïden würdiger Spross, käm', Herakles,

Zu weih'n volkreiche Festzeit sammt der Kämpfe
Herrlichster Ordnung dem Vater,
Dann sollt er auf höchstem Altare
Zeus ein Orakel stiften. Also befahl er.
Daher ist weitberühmt in Hellas
Der Iamiden Geschlecht."

In der That weitberühmt in ganz Hellas: Denn der Ruf der Sehergabe dieser Familie war so gross, dass die Staaten des Mutterlandes wie der Colonien eifrig danach strebten, ein Glied derselben an ihr Land zu fesseln. Sparta ging so weit, einem elischen Iamiden gegen die Bestimmung uralten Gesetzes das Bürgerrecht zu verleihen.

Mit der Heiligkeit des Geschlechtes stand nicht in Widerspruch, dass seine Glieder auch körperlich tüchtige und in den ritterlichen Kämpfen der Hellenen geübte Männer sein konnten. So war dem Tisamenos, einem Iamiden, die Weissagung geworden, er werde fünf glänzende Siege davontragen, und dem elischen Jünglinge lag Nichts näher, als hierbei an das Pentathlon zu denken. Als er indessen aus demselben nur in zwei Kampfarten als Sieger hervorging und mithin den Kranz nicht errang, erkannte er, dass die Athla, von denen die Weissagung gesprochen hatte, auf anderem Gebiete zu suchen seien, und gab dem Andrängen der Lakonier nach, im Kriege ihr Berather zu werden. Als solcher half er ihnen zu den Siegen bei Plataiai über die Perser, bei Tegea gegen die Tegeaten und Argiver, bei Dipainis gegen die Arkader, bei Ithome im Helotenkriege, endlich bei Tanagra über die Argiver und Athener.

Die Klytiaden leiteten ihr Geschlecht von Klytos, dem Enkel des Amphiaraos ab, sie stammten somit aus Theben, aber schon ihr Ahnherr war nach Elis übergesiedelt und hier mit grossen Ehren aufgenommen worden. Unter ihnen zeichnete sich Eperastos, der Sohn des Theogonos, in Olympia als Sieger im Waffenlaufe aus. Nach einer anderen Erklärung stammten die Klytiaden ebenfalls von Iamos ab, so dass ein Glied dieser Familie sich gleichzeitig Iamide und Klytiade nennen konnte.

Zweifellos verdankt Olympia diesen Seherfamilien einen sehr bedeutenden Theil seines Ruhmes. Streift man alles Wunderbare von der Erscheinung dieser Geschlechter ab, so bleibt als höchst beachtenswerther Kern der Sache der Bestand mehrerer in höchstem Ansehen stehender Familien, in denen seit Generationen sich die Summe aller zeitigen politischen Weisheit vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, und die in der

glücklichen Lage waren, als im Schutze der Gottheit stehende Berather der Machthaber diese Summe von Erfahrung und Kenntniss zum Besten des Staates geltend zu machen.

In Olympia lag den Sehern neben jenen ethischen Pflichten der äussere Dienst am grossen Zeusaltar ob, auch für die Instandhaltung dieses Altars hatten sie zu sorgen.

Unter dem inschriftlich aufgeführten Cultuspersonale finden wir ferner die Exegeten genannt. Sie nahmen, wie Pausanias erwähnt, an der Darbringung der regelmässigen Opfer Theil, und es mag daher fraglich erscheinen, ob diese Exegeten, die Ausleger der Opferbräuche, mit denjenigen ebenso bezeichneten Exegeten zu identificiren sind, welche als blosse Fremdenführer in Olympia fungirten und bei der grossen Fülle und Verschiedenartigkeit aller Sehenswürdigkeiten sich systematisch in die Führung der Besucher getheilt hatten. Waren sie es wirklich, so verdankt diesen Männern die heutige Alterthumswissenschaft in der That mehr, als ihnen das Alterthum Dank zu schulden geneigt war. Denn schon damals beklagte man sich — und gewiss mit nicht minderem Recht als heute — über die Galleriediener- und Castellanweisheit und Geschwätzigkeit, die den Genuss der Verständigen verbitterte. „Sie leierten ihr Compendium her", lässt Plutarch einen Besucher Delphoi's erzählen, „und kümmerten sich nicht um unsere Bitten, ihren Redestrom einzudämmen und uns die Masse ihrer Epigramme zu schenken."

Wir aber erfreuen uns durch den Diensteifer jener Führer und die gewissenhafte Verzeichnung ihrer oft unglaublichen Mittheilungen durch Pausanias einer der ausgezeichnetsten Hilfsmittel zur Vergegenwärtigung des Alterthums, seiner Kunstschätze und seiner legendarischen Ueberlieferungen.

Zu dem Ritus der Opferdarbringung gehörte die Musik, die Begleitung der Flöte, häufig auch des Chorgesanges. So finden wir unter den olympischen Cultusbeamten auch den Auletes oder Spondaulos, den Flötenbläser.

Häufig waren auch religiöse Reigentänze mit den liturgischen Handlungen verknüpft, welche von den Epispondorchestai eingeübt und angeführt wurden.

Die Verwaltung des Opferholzes und dessen Verausgabung an Staaten oder Privatleute gegen festgesetze Preise lag einem besonderen Holzverwalter, dem Xyleus, ob, der gleichfalls bei der Ceremonie des Opfers zugegen war, weil ihm wohl auch das Anzünden oder das Inbrandhalten der Opferflamme zufallen mochte. Auf einem Wandgemälde Pompeji's

sehen wir einen Beamten, der während der Ceremonie beschäftigt ist, den Holzstoss mittelst eines Fächers zu höherer Gluth anzufachen.

Auch die scheinbar niederen Aemter wie das des Weinschenken und des „Koches", des Mageiros, lagen in den Händen vornehmer Eleer, die sich freilich wohl nicht eigenhändig mit den einschlägigen Verrichtungen befassen, sondern nur mit deren Ueberwachung betraut sein mochten.

Werden uns die vorgenannten geistlichen Aemter, als die höheren, inschriflich genannt, so erschöpften sie sicherlich nicht das gesammte Personal, welches ständig oder vorübergehend in Olympia seinen Wohnsitz hatte. Sicherlich war noch eine grosse Zahl von Unterbeamten und Dienern für den Cultus erforderlich, wie andrerseits die Reinigung und Instandhaltung aller Baulichkeiten und Kunstwerke sowie der technischen Anlagen die Beschäftigung zahlreicher Hände unter sachverständiger Leitung eines Steganomos oder Architekton voraussetzen lässt. —

So muss denn Olympia auch ausserhalb der Festzeit stets ein lebendiges Bild regen Lebens gewährt haben; es war eine Stätte, deren genauste Kenntniss auch um derjenigen Anlagen und Einrichtungen willen, deren Benutzung in die festlose Zeit fiel, von höchstem Werthe für die Erweiterung der Alterthumswissenschaft und deshalb das erstrebenswerthe Ziel mehr als hundertjähriger, nunmehr von schönstem Erfolge gekrönter Bemühungen erscheinen musste. —

OLYMPIA

VON DER

ÄLTESTEN ZEIT BIS ZU DEN PERSERKRIEGEN.

Die im vorhergehenden Abschnitte gegebene gedrängte Darstellung dessen, was in Olympia während seiner festlichen Tage wie in der langen festlosen Zwischenzeit vorging, hat die einzelnen Momente erkennen lassen, welche das Programm für die Fülle baulicher Anlagen verschiedensten Charakters bestimmten. Es wird zugleich ersichtlich geworden sein, dass diese Anlagen erst sehr allmälich aus bescheidenen Anfängen erwachsen sind, dass es mehrerer Jahrhunderte bedurft hat, bevor mit dem gesteigerten Bedürfnisse und den erhöhten Forderungen einer anspruchsvolleren Zeit die Zahl und der Umfang der Baulichkeiten zu dem grossartigen Complexe anwuchs, welcher uns heut in dem Bilde der aufgedeckten Stätte entgegentritt. Dieses Bild, welches unser Situationsplan, Taf. XIX—XX, wiedergiebt, vermittelt freilich keine directe Vorstellung von dem Olympia zur Zeit seiner höchsten Blüthe, denn es gleicht einer Handschrift, in welcher durch Radirungen, Correcturen und Zusätze jeder Art der ursprüngliche Text oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Was Frühere bauten, hat ein späteres Geschlecht verändert oder gänzlich beseitigt, um für Neubauten Raum zu gewinnen. Spätere Mauern fussen auf Theilen älterer Fundamente oder durchkreuzen die früheren Mauerzüge so, dass es schwer ist, die Züge des alten Manuscriptes unter den späteren Ueberarbeitungen zu entziffern.

So viele Merkmale uns auch gestatten, die Entstehungszeit der einzelnen wiederaufgefundenen Gebäude innerhalb gewisser Grenzen festzustellen, so schwierig, ja so unmöglich würde es doch sein, für bestimmte Zeitpunkte, etwa von hundert zu hundert Jahren, das jeweilig gleichzeitig Vorhandene ausscheiden zu wollen, zu behaupten, in dieser oder jener Olympiade sah die Feststätte so oder so aus, Dieses war bereits verschwunden, Dieses stand vollendet, Jenes war noch nicht vorhanden. Nur in allgemeineren, grossen Zügen lässt sich eine Baugeschichte Olympias entwerfen, um einzelne auf etwa ein Jahrzehnt sicher datirbare Bauwerke wie den Zeustempel, das Philippeion, die Exedra des Herodes

Atticus, lassen sich technisch oder stilistisch verwandte Bauten gruppiren, die annähernd gleichzeitig entstanden sein müssen. Eine wesentliche Unterstützung für die Feststellung der Baugeschichte gewähren ferner die sehr zahlreichen Leitungen für die Ent- und Bewässerung Olympias. Der Umstand, dass eine solche Leitung das eine Bauwerk umgeht, während ein anderes darüber hinweggebaut ist, vermag uns einen Anhalt dafür zu geben, dass das erstere vor dem letzteren entstanden ist. Selbst da, wo Mauerreste nicht mehr an Ort und Stelle sind, kann ein Knick in der Richtung einer Leitung darauf hinweisen, dass an diesem Punkte einst eine ältere Anlage irgend welcher Art gestanden hat. Ferner liefert die bisweilen herauszuerkennende Maasseinheit, das Fussmaass, das dem Bauprojecte zu Grunde lag, ein nicht zu unterschätzendes, freilich nur mit grosser Vorsicht zu benutzendes Kriterium für das Alter eines Bauwerks. Endlich kommt hierzu die beträchtliche Hilfe, welche bei erhaltenen inschriftlichen Resten die Gestalt der Buchstaben, die Wissenschaft der Epigraphik leistet.

Die Combination solcher Anzeichen mit den literarischen Ueberlieferungen macht es möglich, die Entwickelung Olympias innerhalb gewisser Perioden zu erkennen. Für die Ziele, die wir diesem Buche gesteckt haben, wird es genügen, wenn wir den Zeitraum, den die Geschichte Olympias umfasst, in vier Hauptabschnitte zerlegen: die älteste Zeit der Cultus- und Feststätte bis zu den Perserkriegen; die Blüthe Olympias, die mit der höchsten politischen Entwickelung Griechenlands nahezu zusammenfällt; die Zeit der grossartigen baulichen Veränderungen seit der Herrschaft der Makedonier und der Diadochen; endlich Olympia in den Tagen des römischen Weltreiches. —

Welchen dieser vier Abschnitte wir auch ins Auge fassen mögen, immer werden wir, um uns die äussere Erscheinung des Festortes zu vergegenwärtigen, an das alle Perioden umfassende Bild anknüpfen müssen, welches die Ausgrabungen uns geliefert haben. Es wird daher zuvor eine allgemeine Orientirung auf dem Situationsplane, welcher dieses Bild wiedergiebt, der Betrachtung des geschichtlichen Werdens vorausgehen müssen.

Der Plan auf Tafel XX, nach der im V. Bande der „Ausgrabungen zu Olympia“ veröffentlichten Schlussaufnahme des Herrn Dr. W. Dörpfeld im Maassstabe 1 : 2000 gezeichnet, bildet einen Ausschnitt des in der geologischen Karte, Taf. III, dargestellten Terrains. Mit Hilfe jener umfassenderen, in etwas abweichender Orientirung gezeichneten Karte wird es leicht sein, sich die allseitig an diesen Ausschnitt anschliessen-

den Theile der olympischen Landschaft zu ergänzen: den im Süden von Ost nach West vorbeifliessenden Hauptstrom Alpheios, in welchen der hier nur auf eine kurze Strecke sichtbare Kladeosbach mündet; die triphylischen Höhen jenseits des Flusses; die beiden Hügelgruppen, welche das Kladeosthal begleiten, und von deren östlicher der am oberen Rande unseres Planes hereinragende Kronosberg den Ausläufer bildet.

Alles von den Höhen herabgeschwemmte und über den antiken Boden gebreitete jüngere Terrain ist mit bräunlicher Farbe angelegt worden. Innerhalb desselben bezeichnen die weiss gelassenen Flächen das von dieser durchschnittlich vier bis sechs Meter hohen Deckschicht befreite, völlig blosgelegte antike Niveau, im Ganzen eine geschlossene Fläche, von der nur einige für die Arbeit nothwendige oder für die Orientirung angelegte Gräben strahlenförmig sich abzweigen. In gleicher Weise ist das Terrain, welches einst vom Hochwasser des Alpheios überfluthet, und dessen obere Lage zum Theil bis unter das antike Niveau herab fortgerissen wurde, im Plane weiss gelassen worden; desgleichen die tiefer als das antike Terrain liegende Kiesbank am Eintritt des Kladeos. Letzterer wurde wie alle künstlichen Wasserläufe und Bassins mit blauer Farbe bezeichnet, und zwar die Bewässerungsleitungen mit einfachen, die Entwässerungsleitungen mit doppelten Linien.

Die Grundrisse aller Gebäude griechischer Zeit sind mit schwarz ausgefüllten Umrisslinien gegeben worden, so weit sie noch vorhanden oder mit voller Sicherheit ergänzt werden können. Wo Letzteres nicht der Fall war, sind die zu muthmaassenden Ergänzungen in unausgefüllten Doppellinien eingetragen. Von den Bauten aus römischer Zeit sind alle diejenigen, welche, soweit ersichtlich, nicht Umformungen älterer Gebäude, sondern Neubauten auf zuvor unbebautem Terrain sind, ebenfalls mit schwarz ausgefüllten Umrissen dargestellt. Die übrigen römischen Anlagen sind theils in schraffirten, theils in unausgefüllten Contourlinien wiedergegeben. Von den Bauten der späteren christlichen Bevölkerung hat nur die byzantinische Festungsmauer Berücksichtigung finden können. Die mit Sicherheit nachweisbaren Altäre sind mit A, die Brunnen mit B bezeichnet worden. —

Man sieht, dass die Aufgabe, welche das Deutsche Reich sich gestellt hatte, die Freilegung des Heiligen Bezirkes, der Altis von Olympia, vollkommen gelöst ist, und dass auch über diese vorgesteckte Grenze — namentlich im Westen, aber auch nach den andren Seiten hin — in wünschenswerther Weise hinausgegangen ist.

Dieser innere Bezirk, die Altis, eine nahezu quadratische Fläche,

ward im Osten durch zwei langgedehnte offene Hallen, im Süden und Westen durch niedrige Mauern begrenzt. Im Norden scheint eine feste Grenze nicht gezogen gewesen zu sein, so dass der Bezirk des Zeus mit dem seines auf der Berghöhe verehrten Vaters Kronos unmittelbar im Zusammenhange stand. Von dem Abhange des Berges zeigt sich ein Theil eingeebnet; er überragt das Terrain der Altis um drei bis vier Meter und trägt eine Reihe zur Aufnahme von Weihegeschenken bestimmter Gebäude, die Schatzhäuser oder Thesauren.

Innerhalb der Altis bildet räumlich wie seiner Bedeutung nach der Grosse Altar des Zeus den Mittelpunkt des ganzen Heiligthums; er liegt von allen Seiten frei für die Menge, welche hier anbeten und opfern will. Die westliche Hälfte der Altis wird von den Heiligthümern des Zeus, des Pelops und der Hera eingenommen; in der östlichen liegt im Norden der kleine Tempel der Göttermutter Rhea, das Metroon; von einem zweiten Heiligthume, welches hier gelegen hat, dem Hippodameion, ist keine Spur wieder aufgefunden worden. Nennen wir noch den von Alexander dem Grossen geweihten Rundtempel im Nordwesten der Altis, das Philippeion, und die grosse Halbkuppelnische, die Exedra, welche der Sophist Herodes Atticus zwischen dem Heratempel und der Schatzhausterrasse angelegt hatte, so sind hiermit die Baulichkeiten innerhalb des geweihten Bezirkes erschöpft.

Im Osten schliessen sich ihm die beiden grossen Rennbahnen für Menschen und Rosse an: Stadion und Hippodrom; im Westen liegen die Uebungsplätze: das grosse Gymnasion und die Palästra. Südlich von letzterer ein Gebäudecomplex, in welchem man die Wohnungen der geistlichen Oberbeamten, den Theokoleon, zu erkennen glaubt; noch weiter im Süden, der südwestlichen Ecke der Altis gegenüber, das Leonidaion. Im Norden schliesst sich ohne ersichtliche Trennungsmauer das Prytaneion der Altis an. Im Süden bildet eine Aussenwand des Buleuterions, des Rathhauses, zugleich die Scheidemauer gegen dieselbe. Südlich von diesem Gebäude öffnet sich dem Mittag zu eine lange Halle römischen Ursprungs, vorläufig die Südhalle genannt, bis etwa spätere Aufklärungen ihr einen positiveren Namen beilegen lassen. Ein anscheinend sehr bedeutender Gebäudecomplex liegt noch unaufgedeckt im Süden dieser Halle und des Leonidaions.

Diese ganz oberflächliche Orientirung wird genügen, um im Folgenden Anhaltpunkte für topographische Bezeichnungen zu gewähren.

Lange bevor man hier an festliche Spiele dachte, lange bevor sich hier Tempel, Götter- und Menschenbilder erhoben, war Olympia eine geweihte Stätte, an welcher Opfer dargebracht und göttliche Weissagung dafür eingetauscht ward. Das war uns sowohl durch Pausanias wie besonders durch Strabons ausdrückliches Zeugniss wohlbekannt, welches berichtet, Olympia habe seine erste Berühmtheit durch das Orakel des Zeus erhalten; als aber dieses in Verfall gerathen, sei nichtsdestoweniger der Ruhm an dem Heiligthume haften geblieben.

Dass wir von jener frühesten Epoche Olympias noch irgend welche Ueberreste finden würden, war, als wir die Arbeit begannen, nicht anzunehmen. Die Erzeugnisse der ältesten hellenischen Culturepochen, die auf uns gekommen sind, entstammen zumeist Gräbern, in denen sie seit Jahrtausenden unberührt gelegen haben, bis der Zufall oder die planmässige Forschung zu ihrer Entdeckung führte. Hellenische Gräber aber konnte man in Olympia nicht voraussetzen, denn Olympia war nie eine Stadt, deren Bevölkerung hier ihren Friedhof gebaut hätte; zudem war die Altis von Olympia ein heiliger Bezirk, aus welchem Gräber unter allen Umständen ausgeschlossen waren.

Dennoch haben wir wider Erwarten eine fast beispiellos reiche Zahl von Denkmälern der allerfrühsten Zeit Olympias ans Licht gezogen: schon in den beiden ersten Arbeitscampagnen stiess man in solchen Erdschichten, welche mit den untersten Fundamentlagen der Tempel in gleicher Tiefe oder noch unter denselben liegen, oftmals auf kleine Gegenstände von Bronze und von Terracotta, welche einer sehr alterthümlichen Zeit angehören mussten und den Nachweis für die uralte Culturperiode Olympias erbrachten. Sie waren von so hohem Interesse für die Alterthumswissenschaft, dass man sich entschloss, in Zukunft mit den Grabungen wesentlich tiefer als zuvor, unter das Niveau der classischen, historischen Zeit hinabzugehen. Diese Tiefgrabungen, oft bis zu sieben Meter unter der Oberfläche des heutigen Terrains, ergaben eine ausserordentlich grosse Ausbeute an solchen bronzenen und thönernen Figürchen und Geräthstücken; man machte dabei ferner die Wahrnehmung, dass diese Gegenstände sich keineswegs gleichmässig verstreut in dem Boden der Altis vorfanden, sondern dass sie in grösserer Menge nur an einzelnen begrenzten Orten beisammenlagen, endlich, dass diese Orte alte Altarstätten sind. Schon Mitte 1879 wies das Inventariumsverzeichniss der in Olympia gefundenen Bronzen die stattliche Zahl von über 7500 Nummern auf; ein besonders starkes Contingent lieferten hierzu eben diese ältesten Bronzen. Schon damals machte sich Herr Professor Dr. Adolf Furtwängler, der

derzeitige Assistent des archäologischen Leiters der Ausgrabungen, an die ebenso mühevolle wie interessante Arbeit, diese archaischen, ältesten Bronzen wissenschaftlich zu sichten. Die wichtigen Ergebnisse dieser Arbeit hat der genannte Gelehrte in den Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1879 niedergelegt. Die Zahl der Bronzen hat sich seitdem bis zum Schlusse der Ausgrabungen um etwa das Doppelte vermehrt, doch konnten die späteren Funde, — im Wesentlichen nur Wiederholungen der früheren — an den schon damals gewonnenen, für die Kenntniss von der ältesten Epoche Olympias wichtigen Resultaten nichts ändern, sondern lediglich ihre Bestätigung liefern.

Die Funde aus jenen ältesten, fünf bis sieben Meter unter dem heutigen Terrain liegenden Schichten sind meist seiner Zeit weggeworfene oder verlorene Gegenstände, die unter die damalige Erdoberfläche geriethen. So sind es auch meist leider keine vollständig erhaltenen Dinge, sondern nur Bruchstücke von solchen, unansehnlich für den Laien, von hoher Bedeutung für den Forscher, welcher aus ihnen die Vergangenheit wieder aufzubauen vermag.

Sie erregen in erster Linie Interesse durch die Art ihrer Anfertigung, ihre Technik. Dass die Herstellung gehämmerter Metallwaare derjenigen der gegossenen voranging, ist eine bekannte Thatsache, die hier von neuem ihre Bestätigung erhält. Die Schmelzbarkeit des Metalles ist eine Eigenschaft, die man sich erst in einer vorgerückteren Zeit zu Nutze zu machen begann, nachdem in umfangreichem Maasse eine andere Eigenschaft dieses willigen Stoffes ausgebeutet worden war, seine Dehnbarkeit. So ist denn das Treiben des aus den Erzen gewonnenen Rohmetalles die erste Technik; das frühste Bearbeitungswerkzeug der Hammer, während die Erfindung des Walzens von Metallblechen einer sehr viel näheren Zeit angehört. Aus dem gewonnenen Barren musste nicht ohne erhebliche Mühe mittelst schwerer Hämmer ein Blech ausgeschmiedet werden. Das günstigste Metall hierzu war das dehnbare Kupfer oder eine Legirung desselben mit geringen Mengen anderer Metalle, die Bronze. Aber weder das der älteren Zeit vorliegende Kupfer noch deren Bronze war dehnbar genug, um Gegenstände von erheblicher Grösse, umfangreichere Hohlformen, aus einem Stücke treiben zu können. Man musste den zu fertigenden Gegenstand daher aus mehreren Blechen zusammensetzen und letztere zu einem Ganzen verbinden. Wenn nun auch einige der von Schliemann in Mykenai ausgegrabenen zahlreichen Bronzen bezeugen, dass man die Kunst des Löthens in sehr früher Zeit kannte, so beweist die überwiegende Zahl der nicht gelötheten Bronzen doch,

dass man in der Regel ein anderes Verfahren einschlug, dass man die zu verbindenden Platten mit ihren Rändern aufeinanderlegte, sie an zahlreichen Stellen gemeinsam durchbohrte und nun durch Stifte verband, die auf beiden Seiten breit gehämmert wurden. Diese unkünstlerische Art der Nietung ist die der ältesten Zeit allein bekannte. Eine spätere entwickeltere Zeit, der die Kunst des Giessens längst bekannt war, hat gleichwohl an der Technik des Nietens festgehalten, aber sie hat, wie wir an den schönen etruskischen getriebenen Bronzen sehen, sich nicht damit begnügt, die Bleche einfach auf einander zu legen. Sie hat vielmehr die Ränder umgebogen, die Bleche in einander gefalzt und so eine künstlerische Lösung gefunden.

Die in Olympia gefundenen Bronzen sind bis jetzt auf ihre Bestandtheile hin noch nicht untersucht worden; dagegen liegen mehrere Analysen mykenischer Bronzen vor, welche ergeben, dass die Mischungen von Kupfer und Zinn verschiedenartig sind. Im Ganzen scheint man mit dem Zinn möglichst sparsam umgegangen zu sein, da dieses von fern her importirte Metall einen sehr hohen Werth besass. Woher dieser Stoff in jener frühen Zeit, mehr als tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, nach Griechenland und dem Orient kam, ist bis heute nicht aufgeklärt. Zwar besitzt Kreta zinnhaltige Erze, es muss indessen dahingestellt bleiben, ob das Alterthum sie entdeckt und verwendet hat. Ob aber in jener frühen Zeit bereits eine Handelsverbindung mit England bestand, ist aus Mangel an Nachrichten weder zu bejahen noch zu verneinen.

Zu der Technik des Metalltreibens gesellt sich in früher Zeit diejenige des Giessens. Das Alterthum schrieb ihre Erfindung den Samiern Rhoikos und Theodoros zu, Künstlern, die um die Wende des siebenten Jahrhunderts gelebt haben mögen. Man wird in dieser Legende schwerlich mehr zu erblicken haben als die Thatsache, dass die gegossene Bronzewaare zu jener Zeit in Griechenland häufiger auftrat. Die Erfindung selbst war sicherlich bereits früher, und zwar nicht auf griechischem Boden gemacht worden.

Bald beginnt man auch, beide Arten der Herstellung zu vereinigen, einzelne Theile an getriebenen Geräthen in Guss herzustellen und aufzunieten. Die olympischen Bronzefunde zeigen uns zahlreiche Beispiele solcher Technik.

Zu diesen beiden Arten der Metallbearbeitung gesellt sich dann schon in sehr früher Zeit die künstlerische Benutzung von Draht, die Vorläuferin der Filigranarbeit. Mykenische Bronzen zeigen solche Ornamentik in Metalldraht, der auf Metallplatten gelöthet wurde, in technisch recht

vollendeter Weise. Wie mühsam herzustellen und folglich wie kostbar solche Waare war, lässt sich leicht denken, wenn man erwägt, dass diese älteste Zeit die Kunst des Drahtziehens nicht verstand. Um Draht herzustellen musste zunächst das Metall zu Blechen geschlagen werden, dann schnitt man von diesen Blechen feine Streifen und rundete sie durch Hämmern. So stellt der israelitische (oder ägyptische) Künstler den Goldfaden her, der zu Aaron's hohenpriesterlichem Kleide gebraucht ward: „Und schlug das Gold und schnitt's zu Faden, dass man es künstlich wirken konnte unter die gelbe Seide."

Unter den mykenischen Metallfunden häufig, bilden die aus Draht hergestellten Schmuckgegenstände in Olympia nur eine verschwindend kleine Zahl und scheinen einer späteren vorgerückteren Epoche anzugehören. —

Unter den olympischen Funden sind nun besonders häufig die Ueberreste von Dreifüssen, deren Vorhandensein an einem orakelverkündenden Orte nicht überraschen kann. So sind denn Kesselstücke mächtiger Dreifüsse, besonders aber Füsse, Henkel und Handgriffe in grösserer Menge zu Tage gefördert worden, aus denen freilich eine Vorstellung von dem Aussehen des ganzen Geräthes zu gewinnen ziemlich schwer sein würde, wenn nicht ein gütiges Geschick auch einige kleine unversehrte Dreifüsse hätte finden lassen, die, gewissermaassen nur Modelle, von ärmeren Donatoren gespendet wurden, welche die Kosten eines grossen, benutzbaren Bronzedreifusses nicht erschwingen konnten. Wir ersehen aus diesen kleinen Modellen, dass jene älteren Dreifüsse keineswegs die elegante schlanke Form besassen, die wir an den gleichen Geräthen der classischen Zeit und der Nachblüthe bewundern. Schon die Verhältnisse der einzelnen Theile unter einander, welche den Eindruck des Gesammtaufbaus bedingen, sind an diesen kleinen Dreifüssen ziemlich unschön und plump im Vergleich mit den classischen hellenischen und etruskischen Kunstschöpfungen: Der Durchmesser des halbkugelförmigen Dreifusskessels gleicht der Länge der Füsse. Ein über den Kessel gespannter Bügel diente zum bequemeren Anfassen; ausserdem besass der Dreifuss noch zwei Handhaben oder Henkel, durch deren Oese ein Strick gezogen werden konnte, um das Geräth aufhängen zu können. Für jene frühe Entwickelungsstufe der Kunst ist es charakteristisch, dass bei drei Füssen nur zwei Henkel an beliebigen Stellen des Randes angebracht waren, während die vorgeschrittenere ästhetische Empfindung der späteren hellenischen Zeit eine solche unsymmetrische Anordnung gewiss als höchst unschön verworfen haben würde.

Die Technik dieser Geräthe ist eine noch ziemlich unbeholfene. Die Becken sind aus dünn gehämmertem vernietetem Bronzeblech getrieben. Die Füsse wurden auf zwei verschiedene Weisen hergestellt. Man hat

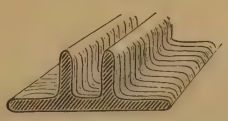


Fig. 20.

sie theils aus Bronze massiv gegossen und ihnen dann entweder einen drei- oder mehreckigen Querschnitt, oder die an die modernste rationelle Verwerthung des Materiales erinnernde Form von flachen Schienen mit Versteifungsrippen (Fig. 20) gegeben, theils machte man ihren Kern aus Holz und bekleidete diesen mit dünnen gehämmerten Bronzeblechen, deren

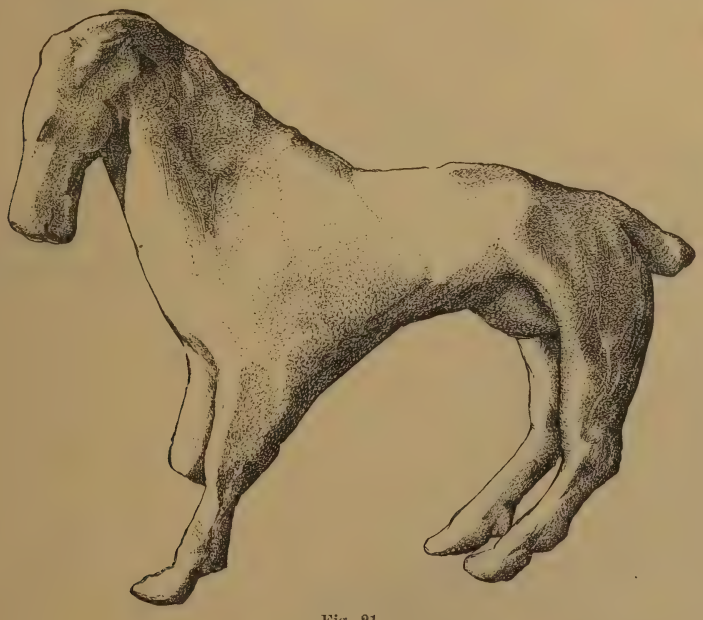


Fig. 21.

sich viele erhalten haben, während das Holz, auf das sie genagelt waren, längst vergangen ist.

Als Schmuck der Bügel dieser Dreifüsse dienten häufig auf ihrem höchsten Punkte befestigte kleine Thiergestalten, Pferde, Rinder und Vögel sehr primitiver Arbeit. Aehnliche Thierchen fanden sich vor, von denen sich aus den Ansatzstellen noch erweisen liess, dass sie ebenfalls an Geräthen befestigt gewesen waren.

Aber in noch weit grösserer Zahl traten solche Thiere und auch

menschliche einzelne oder zu Gruppen vereinigte Gestalten auf, welche erweislich einem andren als blos decorativen Zwecke gedient hatten. Sie waren häufig auf einer Fussplatte befestigt, welche auf ihrer unteren Seite

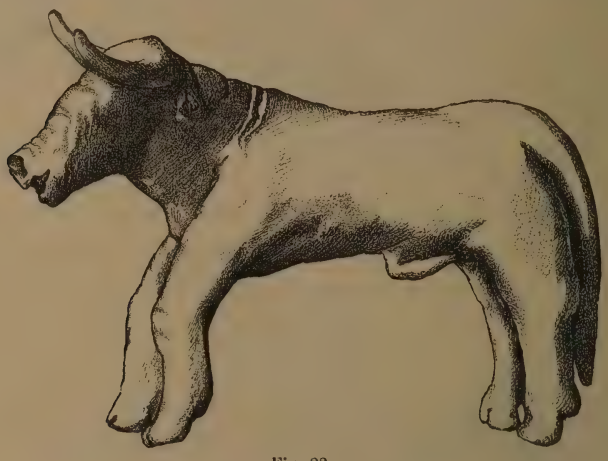


Fig. 22.

Verzierungen trug, und somit den Gedanken nahe legte, dass sie nicht dazu gedient hatte, den Gestalten als Standplatte zu dienen, da ja dann

Fig. 23.

die Ornamente nicht zur Geltung gekommen wären. Diese Vermuthung wurde zur Gewissheit durch das Auftreten solcher Figuren, die mit einer Vorrichtung versehen waren, welche sie aufzuhängen gestattete. Noch

andere Figürchen entbehrten sowohl der letzteren wie auch einer Fussplatte und konnten somit nur irgendwo niedergelegt werden.

In Stil und Ausführung verrathen zwar alle diese Figuren eine sehr unentwickelte Stufe der Kunst und der Technik, sie sind indessen unter einander in dieser Hinsicht doch nicht etwa gleichwerthig. Lassen manche der Vierfüssler überhaupt noch nicht erkennen, welches Thier sie eigentlich darstellen sollen, so zeigen andere deutlich die Charakteristica eines

Fig. 24.

Pferdes, Rindes, eines Hirsches, Löwens oder Hasens, vgl. die nebenstehenden Holzschnitte Fig. 21—24. Ist in vielen Figürchen die menschliche Gestalt nur mit kindlichster Unbeholfenheit angedeutet, so verrathen andere bereits den beginnenden Blick für richtige Proportionen, das Bestreben nach feinerer Durchbildung, nach Modellirung der einzelnen Gliedmaassen; ja hier und da hat der Bildner bereits die charakteristische Haltung in Action befindlicher Personen, des Reiters, des Wagenlenkers, zu beobachten und wiederzugeben verstanden. Die Reiter und Wagenlenker tragen den breiten schattenden Reisehut, einer der letzteren eine hohe nach hinten über gebogene Mütze. Letzterer (Fig. 25) steht in durchaus bezeichnender Stellung, mit etwas eingebogenen Knien auf dem Boden des federlosen und daher gerüttelten Wagens, von dem nur noch das Gestell, der Bügel und die Deichsel mit dem (verbogenen) Joche vorhanden sind. Andere Figuren treffen wir in kriegerischer Rüstung, mit Helm, Panzer und Beinschienen bewehrt (Fig. 26); Schild und Speer sind hier verloren gegangen, wie dort Räder und Rosse.

Es ist bereits bemerkt worden, dass die besprochenen kleinen Bronzen und ihnen durchaus verwandte Thonfigürchen nicht gleichmässig über das ganze Ausgrabungsterrain verstreut lagen, sondern dass sie sich an bestimmten Stellen der Altis in grösseren Massen bis zu Hunderten bei-

sammen fanden. Solcher Punkte sind ihrer fünf: zunächst der Grosse Altar des Zeus, sodann der Aschenaltar der Hera südlich vom Tempel dieser Göttin, ferner der Altar östlich dieses Tempels, der diesem benachbarte vor der Westseite des Metroon, wo sich mehrere bei dem Cultus der Rhea gebräuchliche Schallbecken, Kymbala, fanden; endlich eine Stelle im Süden des Zeustempels, der vierten Säule von Osten aus gegenüber,

Fig. 25.

Fig. 26.

wo man früher ebenfalls einen Altar gefunden zu haben glaubte, der sich indessen nicht mit Sicherheit nachweisen lässt.

Man erkennt nunmehr deutlich den Zusammenhang zwischen dem massenhaften Auftreten der kleinen Figuren und der Bestimmung der Oertlichkeiten. In frommer Verehrung oder mit hoffender Bitte um den Schutz der Gottheit ist hier ein Geschlecht, von dem wir geschichtliche Kunde nicht besitzen, den Altären genaht und hat sein eigenes Bildniss, das seiner Lieben und seines Besitzthums, seiner Rosse und Rinder, seines jagdbaren Wildes, als Weihegeschenk auf ihren Stufen niedergelegt oder, uralter Sitte gemäss, an den Zweigen der Bäume aufgehängt, deren Wipfel die heilige Stätte beschatteten.

Hellenischer Sitte späterer Zeit entspricht der Brauch, der Gottheit sein eigenes Portrait zu weihen, nicht; es sind vielmehr Bilder der Gottheit selbst oder Darstellungen der ihr geheiligten Thiere oder Gewächse, die der Grieche als Weihegabe am Altare oder im Tempel niederlegt. Sein eigenes Bildniss der Gottheit gewissermaassen als eine beständige Mahnung zu hinterlassen, sie an das Gelöbniss des Opferbringenden wie an eine zu begleichende Schuld zu erinnern, das entspricht nicht der hellenischen Vorstellung von der Beziehung des Menschen zu Gott. Aegyptische Priester weihten ihre Bildnisse in den Tempel des Gottes; semitische Stämme wie die Phoinikier, wie die in Cypern wohnenden Orientalen, welche das Verhältniss des Gelobenden oder Opfernden zur Gottheit in sehr realistischer Weise als einen wechselseitigen Vertrag ansahen, brachten ihren Göttern ihr Portrait dar und präsentirten ihnen damit beständig den für ihr Gebet oder ihre Spende zu honorirenden Wechsel. Dieser Gegensatz zwischen semitischer und arischer Anschauungsweise ist vor wenigen Jahren von Renan und Chabot bei Gelegenheit cyprischer Entdeckungen zuerst beobachtet und in interessanter Weise besprochen worden. Mit Recht findet Herr Professor Furtwängler in der ersteren das Motiv für die in Olympia auftretende Species der kleinen Weihgeschenke in Bronze und Terracotta.

Dem steht die Beobachtung, welche Herr Dr. R. Weil gemacht hat, dass unter den dargebrachten Thieren ein strenger Unterschied je nach den anzurufenden Gottheiten gemacht worden sei, keineswegs entgegen. Mag man immerhin der Hera nur Kühe, niemals Stiere dargebracht haben, mag man das strenge Opferritual, welches die homerische Zeit schon kennt, nach dieser Richtung auch beobachtet haben, so bleibt der Sinn der Weihung eines Abbildes des lebenden Besitzthums behufs Schutzes des Letzeren davon doch unberührt.

Wie so viele andere Anzeichen weisen also auch die zahlreichen Votivgegenstände in den ältesten Culturschichten Olympias auf seine nahen Beziehungen zum Osten hin.

Von den Gottheiten, welchen diese Gaben dargebracht worden sind, vermögen wir Zeus, Hera und die Göttermutter Rhea mit Bestimmtheit zu erkennen. Lassen wir die beiden fehlenden Gottheiten, deren Altarplätze wir fanden, auch zunächst unbenannt, so ist doch schon der Weg erkannt, auf dem jener orientalische Brauch in Olympia eingezogen ist. Die Gottheiten Rhea und Zeus, der Dienst der Kureten und cymbelschlagenden Korybanten, sie sind, der alten Ueberlieferung entsprechend, gleich der von den kretischen Daktylen geübten Kunst, thatsächlich aus Kreta

nach Olympia verpflanzt worden. Klymenos, den wir in jener Ueberlieferung als den Träger der kretischen Einwanderung bezeichnet fanden, ist keine erdichtete Person, sondern ein thatsächlicher Führer östlicher Einwanderer. In Kreta berührt sich der Occident mit dem Orient; örtlich zwischen beiden gelegen, wird diese Insel eine Etappe des Handels vom Osten her, ein Stapelplatz importirter, dann ein Productionsort ähnlicher Waare, die Vermittlerin fremder Cultur und fremden Gottesdienstes, orientalischer Ortsnamen, die, selbst erst vom Osten nach Kreta gewandert, ihren Weg von dort nach dem griechischen Festlande finden, nach dem fernen westlichen Elis, Namen, denen wir bei der Beschreibung dieses Gaus bereits begegnet sind, wie Jardanes, Same und Samikon, der kydonischen Aphrodite.

Aber auch ohne die als Geschichte erkannte Ueberlieferung der Sage, auch ohne die Beziehungen, welche die erkennbaren Gottheiten, denen jene Votivgaben geweiht wurden, ersehen lassen, würde man aus einem Merkmale dieser Figuren wie der geweihten Geräthe die Folgerung gezogen haben, dass hier keine Erzeugnisse einer einheimischen Kunst, sondern von Osten her eingeführte Handelswaaren vorliegen. Dieses Merkmal ist der Stil der auf Geräthen wie Figuren gleichartigen Ornamente.

Das eine System der Ornamentik beider sowie des in Menge in den tiefsten Schichten gefundenen Frauenschmuckes, der als Weihgaben dargebrachten Arm- und Ohrringe, Fibeln und Halsketten, Schmucknadeln und Gehänge, ist ein lediglich geometrisches, lineares. Neben ihm tritt in Olympia auf anderen Metallfunden ein zweites System auf, welches die Formen seiner Ornamente der organischen Welt, dem Pflanzen- und Thierreiche entlehnt. Wir werden dies später zu besprechen haben.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den primitiven Ornamentformen der frühesten griechischen Culturepoche ist eine verhältnissmässig sehr junge, ihre Resultate können noch nicht als abgeschlossen gelten. Auch ist erst in jüngster Zeit das Material für ihre Beurtheilung durch die Ausgrabungen in Athen und Dodona, durch Schliemann's reiche Funde, durch die Erforschung Cyperns und endlich durch die unsrer Betrachtung vorliegenden olympischen Bronzen und Terracotten ein so vollständiges geworden, dass es eine ausreichende Unterlage für die Forschung gewährt. Die grundlegende Arbeit Conze's über die Anfänge der griechischen Kunst ist erst wenig mehr als ein Jahrzehnt alt, G. Hirschfeld und Andere sind ihm gefolgt und haben Neues beigebracht, die Arbeit

Furtwängler's über die olympischen Bronzen wird für diesen Zweig der Alterthumswissenschaft eine erhebliche Förderung im Gefolge haben.

Letzterer erkennt in den geometrischen Ornamentformen der besprochenen Bronzen zwei verschiedene Stile, welche auf verschiedene Herkunft der Waare hindeuten, einen engeren und einen weiteren geometrischen Stil. Die Ornamentformen des ersteren setzen die Bekanntschaft mit zwei Arten der häuslichen oder industriellen Technik voraus, deren Erfindung und Uebung der Metalltechnik vorausgeht: das Flechten und Weben, also die textile Kunst, und zweitens die Arbeit in Knochen oder Horn.

Der Textilkunst gehören vorwiegend die einfachen geradlinigen Ornamente an, welche sich durch den Wechsel der Fäden von Kette und Einschlag zuerst von selbst ergeben und später künstlicher gestaltet werden: wagerechte, senkrechte oder schräge Streifen und Bänder, Zickzacklinien, mäanderartige Gebilde, ferner Nachahmungen des aus mehreren Drähten bestehenden Fadens oder Strickes.

Fig. 27.

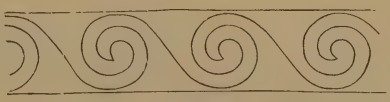


Fig. 28.

Die zweiten gehen aus der Technik des Drechselns hervor. Es sind einfache oder concentrische Kreise, wie sie mit oder ohne Mittelpunkt auf der primitivsten Art einer Drehbank leicht in einen weicheren Stoff, Knochen, Horn und auch wohl Holz, eingeschliffen werden konnten. Sie finden sich auf den ältesten Knochenarbeiten, welche die vorhistorischen Gräber von Spata, von Menidhi und an anderen Orten enthielten. Diese Kreise werden nun unter einander, um ein fortlaufendes zusammenhängendes Ornament zu bilden, durch Tangenten verbunden, wie Fig. 27 zeigt. Dieses Ornament darf nicht verwechselt werden mit der daneben in Fig. 28 abgebildeten Verzierung der Spirallinien und ihrer weiteren Ausbildung zu der sogenannten Meereswelle. Das erstere, auf geometrischer Construction beruhend, ist aus der Technik des Drehens hervorgegangen, das andere kann geometrisch nicht construirt, es kann nur freihändig gezeichnet werden und setzt daher eine ganz andere Art von Kunstfertigkeit voraus als jenes.

So erscheinen auch beide Arten von Ornamenten, soweit unsere jetzige Kenntniss reicht, nur sehr selten auf ein und demselben Geräthe. Vielmehr bildet das Auftreten des einen oder anderen ein charakteristisches

Unterscheidungsmerkmal gewisser Gruppen, deren weitere Sichtung nach ihrer topographischen Verbreitung und ihren sonstigen Unterschieden überaus fruchtbringend für die Erkenntniss der frühesten hellenischen Cultur zu werden verspricht.

So kommt auf den kyprischen Gefässen und Geräthen, welche man für phoinikische Erzeugnisse hält, lediglich die Verzierung mit concentrischen Kreisen ohne Berührungslinien vor.

So zeigen sich die concentrischen Kreise mit Tangenten bei einer Art sehr alterthümlicher Thongefässe, die nach ihrem Fundorte, dem antiken Doppelthor im Nordwesten Athens, den Namen Dipylon-Vasen führen.

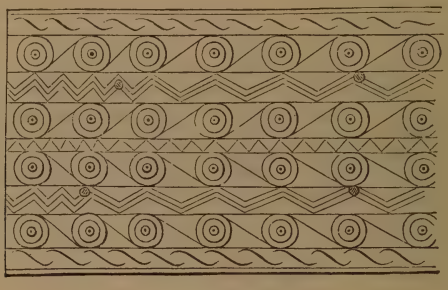


Fig. 29.

Ebenso ausschliesslich zeigen umgekehrt die von Schliemann in Mykenai gefundenen Thongefässe die Spirallinie.

Bei den olympischen Bronzen der Frühzeit sieht man nur diese den Dipylonvasen eigenthümliche Form. Sie vereinigen dann häufig diese aus der Knochentechnik hervorgegangene Ornamentik, mit der textilen, die Drehbankmuster mit den Webemustern. In dem in Fig. 29*) abgebildeten Ornamente von dem Beine eines Dreifusses wird beiderseitig der Rand zunächst durch ein Textilmuster gebildet, eine Begleitlinie zur Aussenkante und ein Ornament, welches den gedrehten Faden nachahmt. Der nächste Streifen zeigt concentrische Kreise mit Berührungslinien. Darauf folgt ein Streifen mit einem zickzackförmigen Webemuster. Der Mittelstreifen wird durch dasselbe Motiv in einfacherer Form gefüllt.

Reicher ist das in Fig. 30 abgebildete Ornament, bei welchem die Ringe zwischen den concentrischen Kreisen durch Zickzacklinien und sternförmige Gebilde ausgefüllt wurden. Es zeigt zugleich klar, dass die Grundform dieses Zierrathes mit der Spirallinie nichts zu thun hat. Die

*) Diese wie die folgenden Figg. 30—33 sind der oben genannten Abhandlung des Herrn Prof. Dr. Furtwängler entnommen.

Berührungslinien bilden hier nicht die gemeinsamen Tangenten zweier Nachbarkreise, sondern sind von der Mitte des einen nach beiden Seiten zum anderen gezogen. Auch ist die Fläche zwischen den Tangenten bereits mit einer leichten Schraffirung ausgefüllt.

Wesentlich verschieden von diesen auf die Fläche der gegossenen Form mit dem Stichel gravirten Ornamenten ist die zweite Gruppe ebenfalls geometrischer Verzierungen, welche sich auf den Fragmenten aus gehämmertem Blech finden und von Herrn Furtwängler als dem weiteren System des geometrischen Stiles angehörig bezeichnet werden. Sie sind unmittelbar aus dieser Technik des Treibens und Hämmerns hervorgegangen oder lehnen sich an die Art von Verzierungen an, welche

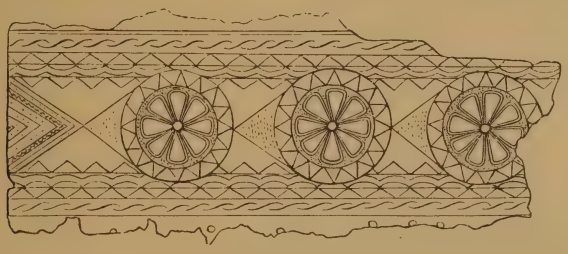


Fig. 30.

auf primitiven Culturstufen in der Gruppirung von Nagelköpfen zu bestimmten Mustern beliebt werden. Die Griechen haben diese Art der Verzierung auch noch in historischer Zeit geübt; die Kunst, ein herzustellendes Muster durch die Köpfe kleiner Nägel zu bilden, welche, einer neben dem andren, in den zu verzierenden Gegenstand eingetrieben wurden, war eine hochgeschätzte. Auch das Mittelalter kennt die Technik noch, beispielsweise bei der Verzierung von Bischofsstäben, vielleicht in Nachahmung wirklicher Hirtenstäbe, die man noch heut in gleicher Weise geschmückt findet. Im Uebrigen beschränkt sich diese Technik heut bei den Culturvölkern wohl nur noch auf die Producte der Sattler, Gürtler und verwandten Handwerker.

Das Motiv der getriebenen oder gestanzten Blechornamente Olympias ist mithin der Knopf oder der Buckel, ein Lieblingsmotiv für die Waffenzierde der homerischen Helden, die Beschläge an den Sceptern der Fürsten.

Mit den von der Rückseite des Bleches aus auf Treibpech oder in Formen getriebenen Buckeln vereinigt sich die Arbeit des Stanzeisens oder auch des Grabstichels zur Herstellung kleiner Pünktchen, welche die Buckel in concentrischen Kreisen umgeben, sie in Linien mit ein-

ander verbinden, oder auch als Begleitlinien der Kanten auftreten. Ein Muster dieser Art zeigt die nebenstehende Abbildung eines Bronzeblechs aus Olympia. Fig. 31.

Verbunden mit diesen Punktornamenten kommt nicht selten die mit dem Stichel geritzte enge Zickzacklinie vor, welche die Goldarbeiter mit dem Namen Tremolirstich bezeichnen.

Die keineswegs nur auf den Orient, Griechenland und Italien beschränkten, sondern auch über Mittel- und Nordeuropa ausgedehnten Beobachtungen über das Vorkommen solcher und verwandter Ornamentformen lassen bereits jetzt die Verbreitungsgebiete der beiden Systeme des geometrischen Stiles erkennen. Das letztere umfasst ein weitaus grösseres Terrain, als das erstere. Die Bronzewaare, welche seine Formen

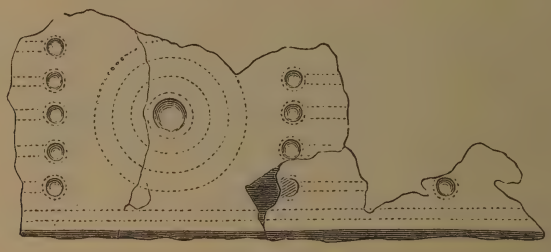


Fig. 31.

und seine Technik zeigt, ging vom Osten auf den alten Handelsstrassen so gut nach Griechenland wie nach Italien und über die Alpen hinauf nach Oesterreich und Deutschland hinein. Die vornehme Eleerin trug dasselbe Geschmeide wie die Oberösterreicherin von Hallstadt, einem Orte, der reiche Funde dieser Art aufzuweisen hat.

Weit begrenzter ist das Absatzgebiet für die Waare im engeren geometrischen Stile gewesen. Von ihrer Heimath im Osten des Mittelmeeres ist sie westlich nicht über Griechenland hinausgekommen und scheint auch in diesem Lande selbst auf gewisse Oertlichkeiten beschränkt gewesen zu sein. Eine zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Systeme scheint nicht stattgefunden zu haben, vielmehr herrschten beide gleichzeitig miteinander und auch mit dem nun zu besprechenden sogenannten orientalischen Stile. Die Zeit ihres Auftretens werden wir später zu fixiren suchen. —

Gänzlich verschieden im Charakter tritt dem geometrischen Stil gegenüber, in Olympia sowohl auf gegossener wie auf getriebener Bronzewaare, ein Ornamentstil auf, dem auch eine grosse Anzahl der von Schliemann in Mykenai gefundenen Gefässe angehört. Im Gegensatz zu den streng

gebundenen und starren Formen der Geometrie oder den aus einer bestimmten Handfertigkeit hervorgegangenen Motiven verwendet dieser Stil fast ausschliesslich naturalistisch nachgeahmte oder strenger stilisirte Formen, wie sie die schaffende Natur in ihren organischen Gebilden hervorbringt, Blätter und Blüthen, Thiergestalten und menschliche Figuren. Häufig genug werden diese Formen zu phantastischen Gestaltungen mannigfachster Art combinirt. Hier findet man die Urtypen jener Fabelwesen, welche durch alle Epochen hindurch die Phantasie vielleicht mehr noch der bildenden Künstler als der Dichter in Bewegung gesetzt haben, des geflügelten Löwen mit Adlerkopf: des Greifen; halb menschlicher, halb thierischer Bildungen: der Kentauren, Harpyien, Tritonen und Nereiden, der Sphinxe und Cherubim. Dem Norden sind solche phantastischen

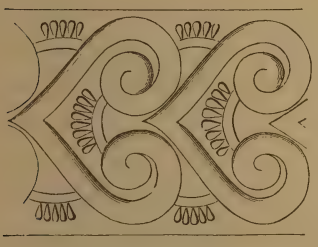


Fig. 32.

Fig. 33.

Gebilde nicht minder sympathisch geworden wie dem Süden. Skandinavien und Irland ist, vorzüglich im Mittelalter, unerschöpflich gewesen in immer neuen Combinationen seltsamster Art. Die Frage ob die nordische Phantasie aus eigener Quelle geschöpft hat, oder ob ihre Gebilde in einem Causalnexus mit jener uralten östlichen Kunstrichtung stehen, aus welcher die Specimina in Olympia hervorgingen, wird sich mangels der fehlenden Zwischenglieder vor der Hand endgiltig nicht entscheiden lassen.

Unter den imitirten Blattformen ist die herzförmige, dem Epheublatte nahekommende, die häufigste. In ganz naturalistischer Weise findet sie sich auf mykenischen Thongefässen, ein einfaches gestieltes Herzblatt. In stilisirter Form bietet sie ein sehr sauber getriebenes Bronzeblech aus Olympia, das Fig. 32 wiedergiebt. Neben dieser Herzform der Blätter treten in verschiedenen Varianten die Blätter der Palme und die Blüthen des Lotos (Fig. 33) auf, die Urbilder der in Griechenland zur Vollendung ausgestalteten und von dort in die römische Kunst übernommenen Zierformen, die auch der mittelalterlichen Formenwelt nicht

gänzlich verloren gingen. Die Renaissance erweckte sie wieder zu neuem Leben, und noch heute behaupten sie ihre unverwüstliche Lebensfähigkeit. Eine Geschichte der Wandlungen des Lotosblüthen- und Palmettenornamentes würde ein überaus dankbares Thema für den Kunsthistoriker wie für den Aesthetiker abgeben.

Was für uns die olympischen Bronzen dieses Stiles so überaus werthvoll macht, ist der Umstand, dass uns in ihnen bereits hellenische Arbeit entgegentritt, dass sie den ersten Versuch zeigen, die vom Orient überkommenen Pflanzen-, Thier- und Combinationsformen in selbständiger Weise umzubilden; es sind die frühsten Monumente hellenischen Stilgefühles. Schon ist die naturalistische Darstellung des Lotos der ägyptischen und assyrischen Kunst in dem oben wiedergegebenen Ornamente stilistisch umgeformt, wenn auch noch eine weite Kluft diesen Versuch von den eleganten Formen scheidet, in denen diese Blüthe in den mannigfachsten Varianten vom fünften Jahrhundert an auftritt, wo sie im Verein mit der gleich wandlungsfähigen Palmette fast allein die Kosten der griechischen Flächendecoration zu bestreiten hat.

Noch interessanter mag diese Umwandlung orientalischer in hellenische Stilformen bei den der Thierwelt entnommenen Motiven erscheinen, und die Zusammensetzung der olympischen Funde gestattet eine solche Beobachtung in ganz besonders glücklicher Weise, weil hier sowohl die orientalischen Vorbilder zu Tage gekommen sind, wie neben ihnen ihre frühsten Umbildungen auf hellenischem Boden. Herr Furtwängler hat die einzelnen Phasen einer solchen Umbildung in eingehender Weise an dem Typus des Greifen nachgewiesen, der in Olympia besonders häufig sowohl in getriebener wie in gegossener Bronze, und zwar in ganz besonders schönen Exemplaren vorkommt.

Insbesondere ist der Hals und Kopf des Greifen ein häufiger Randschmuck bronzener bauchiger Kessel gewesen, der in seiner Bedeutung als bösen Zauber abwehrendes Apotropaion seine Erklärung findet.

Allen Anzeichen nach ist die Combination des Löwenleibes mit dem Haupte und den Flügeln des Adlers, die Gestalt des Greifen, eine Erfindung der Phoiniker. Die ägyptische Kunst, nicht arm an phantastischen Combinationen, kennt gleichwohl diesen Typus nicht, der nur auf wenigen Gegenständen der Kleinkunst wie z. B. einigen goldenen Kästchen vorkommt, welche aus ägyptischen Gräbern des fünfzehnten Jahrhunderts vor Christo stammen und gewiss mit Recht als importirte Kunstwerke gelten. Der phoinikische Greif, also der älteste Typus dieser Kunstschöpfung, zeigt die für alle Zeiten bestehen bleibende Combination des

Löwenleibes mit den Fittigen und dem Haupte des Adlers. Letzteres ist hier vollkommen naturalistisch gebildet, nur ist ihm als willkürliche Zuthat ein Schmuck von vier nebeneinander gereihten, hochgerichteten und etwas nach rückwärts gebogenen Federn verliehen worden. Der Schnabel ist fest geschlossen. Assyrien, welches diesen Greifentypus übernimmt und in ausgiebigster Weise als Decoration verwendet, verwandelt nun den Federkopfschmuck in einen vollständigen Kamm, der auch längs des Nackens und Halses fortgeführt wird. Ferner erhält der Greif eine neue Zuthat in Gestalt einer von der Gegend der Gehöröffnungen ausgehenden seitlichen Locke, welche längs des Halses herabfällt und sich an ihrem Ende zu einer Spirale zusammenrollt.

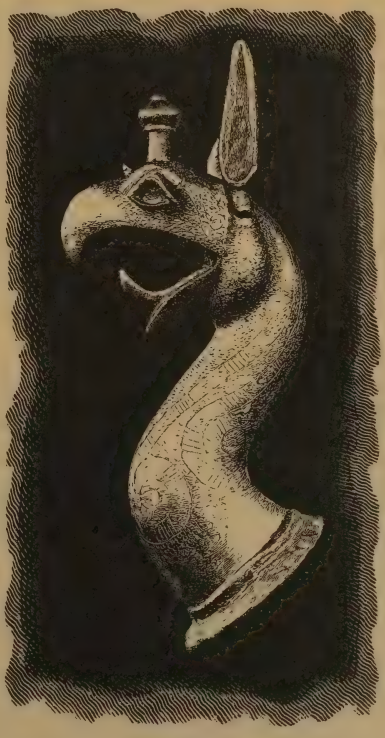


Fig. 34.

Ein späterer phoinikischer Greifentypus hat diese Locke ebenfalls aufgenommen, nicht aber den Halskamm; ja auch die vier Kopffedern des älteren phoinikischen Greifen sind hier weggelassen worden.

Der älteste Greifentypus griechischer Arbeit, wie wir ihn unter den olympischen Bronzen finden, hat, wie es scheint, diesen letzteren Typus zum Vorbilde genommen. Der Kopf und Hals ist ohne Federn oder Kamm, nur die lange Locke wallt zu beiden Seiten des Halses nieder (Fig. 34). Aber durch selbständig erfundene Zuthaten wie nicht minder durch ausdrucksvollere Behandlung des Ueberkommenen hat die griechische Empfindung das schablonenhafte Gebilde des Orients mit einem ganz neuen Leben erfüllt. Der kürzer und gedrungener gehaltene energische Kopf mit dem weit geöffneten Auge sperrt den (dort geschlossenen) Schnabel weit auf, so dass auch die feine nach oben gekrümmte Zunge zum Vorschein kommt. An die Stelle der einfachen Gehöröffnungen des Vogelkopfes tritt ein Paar wie in lebhafter Erregung gesteifter und hochgerichteter Ohren, und über der Nase erhebt sich ein hornartiger, oft mit einem Knopfe gekrönter Aufsatz,

der (bisweilen auch verdoppelt) dem Kopfe etwas energisch Trotziges verleiht.

Diesem lebensvolleren Ausdrucke des Kopfes entspricht eine scheinbar geringfügige und dennoch sehr wirksame Umgestaltung der Flügelspitzen, welche, anstatt der stumpfen Endigung assyrischer Flügel, in schmalere, nach vorn übergebogene Federn übergehen. (Vgl. Fig. 37.)

Der Greif der hellenischen Blüthezeit, dessen Gestalt auf die römische Kunst und von dort durch die Vermittelung der Renaissance auf die Gegenwart übertragen ward, hat diese Flügelgestalt sowie die etwas gekürzten und meist zurückgelegten Ohren beibehalten, das Horn über der Nase dagegen fortgelassen und den Kopf selbst wieder weit mehr der gestreckten Form des Adlerkopfes genähert. Er hat endlich das assyrische Motiv des Rückenkammes aufgenommen und dasselbe in einer gesträubten Mähne zu einem höchst wirkungsvollen Ausdrucke gebracht. —

Es ist schon bemerkt worden, dass die zahlreichen Greifen, welche in Olympia zu Tage gekommen sind, sich ihrer Technik nach in zwei Gruppen scheiden lassen, in getriebene und gegossene. Insofern die Technik des Metalltreibens der des Bronzegusses zeitlich vorangeht, dürfen wir die getriebenen Greifenköpfe als die älteren ansehen, und hiermit stimmt auch die geometrische Form der Ornamente überein welche oft den ganzen Hals in reicher Fülle bedecken. Nach Herrn Professor Furtwänglers Ansicht wären diese getriebenen Greifenköpfe lediglich importirte Waare.

An den gegossenen Köpfen ist ebenfalls bei mehreren Exemplaren die ganze Fläche mit eingravirten Ornamenten verziert worden, welche theils Schuppenmuster bilden, theils dem geometrischen Stile angehören, doch, wie an dem abgebildeten Kopfe ersichtlich, in freierer und schönerer Linienführung, als sie der ältesten Kunst eigenthümlich war.

An einem der Greifenköpfe befanden sich Augen von Bernstein, ein Beweis sehr zeitiger Berührung der olympischen Bevölkerung mit derjenigen der Ostseeländereien.

Die Greifenköpfe kommen in sehr verschiedenen Dimensionen unter den olympischen Funden vor, von Miniaturformen an bis zu dem stattlichen Maasse, welches der Greifenkopf unserer Fig. 34 besitzt, von nicht weniger als 35 cm Höhe, und einem noch grösseren von 60 cm Höhe. Das Gefäss, an welchem Köpfe von so bedeutender Höhe als blosser Zierrath angebracht waren, muss demnach von ganz bedeutenden Abmessungen gewesen sein; diese wahrscheinlich an den Bäumen des heiligen

Haines aufgehängten mächtigen Kessel bildeten ohne Zweifel einen hervorragenden Schmuck des alten Olympia. —

Fig. 35.

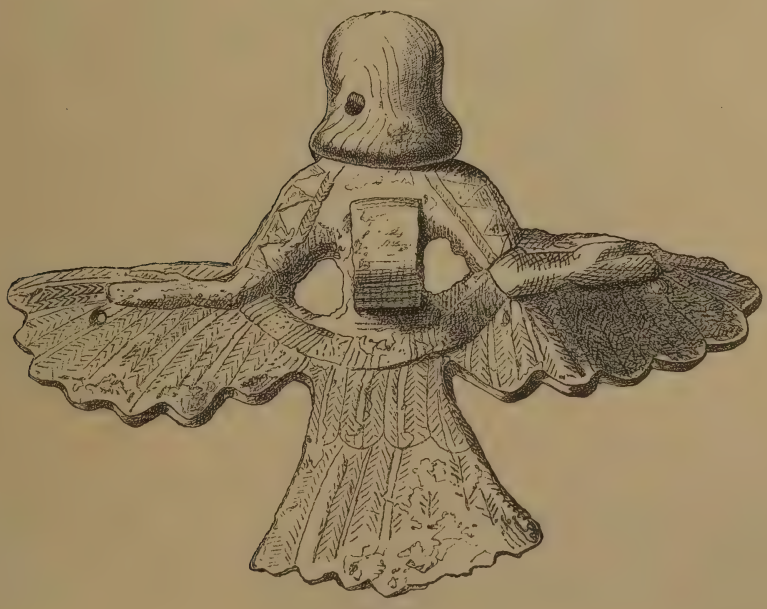


Fig. 36.

Ausser den Greifenköpfen hat die ältere, von Herrn Prof. Furtwängler für phoinikischer Abkunft gehaltene Species der besprochenen Kessel

noch einen anderen Schmuck am Rande getragen: Eben ihrer Bestimmung wegen, aufgehängt zu werden, bedurften sie der Henkel, durch welche sich eine Schnur ziehen liess. Diese Henkel haben eine künstlerische Ausbildung erfahren, von welcher die Fig. 35 in der Seitenansicht, die Fig. 36 in der Rückansicht eine Darstellung giebt. Auch hier begegnen wir einer dem Orient angehörigen Combination zweier organischer Formen, des Menschenhauptes mit der Vogelgestalt. Der Kopf, in das Innere des Gefässes hineinschauend, zeigt in Typus und Haartracht unverkennbar den orientalischen Ursprung. Die Figur war durch zwei Niete mit dem Kessel verbunden und wurde ihrer Bestimmung durch den Ring gerecht, welcher zwischen den Flügeln angeordnet ist. Das hier (nach der in der Archäologischen Zeitung 1879 erfolgten Veröffentlichung) abgebildete Exemplar entstammt nicht den Ausgrabungen der Deutschen Expedition; es ist bereits vor derselben gefunden worden, zweifellos jedoch in Olympia, und ist auf dem Wege des Antikenhandels in den Besitz des Königlichen Museums zu Berlin gelangt. Die von uns in Olympia ausgegrabenen Exemplare repräsentiren genau denselben Typus, sind aber formell minderwerthig, weshalb dem Berliner Exemplar für unsre bildliche Wiedergabe der Vorzug eingeräumt wurde. —

Unter den figürlichen Darstellungen nehmen das Interesse des Alterthumsforschers eine Reihe von Bronzeblechen getriebener Arbeit in Anspruch, welche ihre Motive theils in einfacher Wiedergabe von aneinander gereihten Thieren, theils in Scenen des täglichen Lebens — wie beispielsweise einem Stieropfer, theils in Heroenkämpfen und ähnlichen mythologischen Begebenheiten finden. So sehen wir Herakles als Bogenschützen Kentauren verfolgend, ein anderes Mal denselben Helden im Kampfe mit einem borstenhäuptigen Unholde; ein drittes Relief stellt den Kampf zwischen einem Heroen, auch wohl dem Herakles, und einem bärtigen Manne dar, welcher durch eine daneben eingestanzte Inschrift als „Meergreis“ bezeichnet wird. Auch diese Blechplatten oder Blechstreifen haben sicherlich als Bekleidungen von Holzgeräthen, manche vielleicht als Schmuck von Kleidungsstücken gedient. Das bedeutendste dieser Stücke giebt Fig. 37 wieder, eine Platte von 86 cm Höhe und 35 bezw. 25 cm Breite. Sie scheint die eine Seite einer sogenannten Engytheke bekleidet zu haben, eines tragbaren, oft auch durch untergesetzte Räder fahrbaren Untergestelles, auf welches Gefässe oder Geräthe, im vorliegenden Falle sicherlich solche für heiligen Gebrauch, gesetzt werden konnten.

In der Weise der ältesten Kunst ist die Fläche in mehrere Bild-

streifen zerlegt worden, von denen die beiden oberen Thiere enthalten, Adler und Greifen, deren wappenartige Gegenüberstellung ein nach Griechenland übertragenes charakteristisches Motiv der orientalischen Kunst bildet. So stehen sich auch an dem ältesten statuarischen Denk-

Fig. 37.

male Griechenlands, dem bekannten Löwenthore zu Mykenai, zu welchem Herr Ramsay vor Kurzem mehrere Gegenstücke in Kleinasien entdeckt hat, die als Sopraportenfüllung verwendeten Thiere einander gegenüber.

Das Mittelbild zeigt einen fliehenden Kentauren in derselben älteren Fassung, die dem Pausanias bei der gleichen Darstellung an der später

zu erwähnenden Lade des Kypselos auffiel, nämlich nicht eines mit dem Oberkörper eines Menschen vereinten Pferdeunterkörpers, sondern eines blossen Pferdehinterleibes, welcher mit einem vollständigen menschlichen Körper zusammengewachsen ist. Die Brust schon von mehreren Pfeilen durchbohrt, schaut der Fliehende nach seinem Verfolger um, der wohl — wie auf dem Kypseloskasten — kein anderer ist als Herakles. In jener der alterthümlichen Darstellungsweise eigenen Haltung, die zwischen Laufen und Knien die Mitte haltend, nichts andres als den eiligsten Lauf andeuten soll, sehen wir den Heros dem halbmenschlichen Wilde nachstürmen und im Laufe einen neuen Pfeil nachsenden.

Herakles trägt hier nur einen kurzen Chiton, von einem Gürtel zusammengefasst. Der Köcher, dessen Band den Chiton über der Brust kreuzt, ist durch parallele Bänder geziert und an seinem oberen Ende mit einer Reihe von Spitzen gekrönt. Das eherne Schwert ist künstlich gearbeitet und sein Handgriff ist besonders ausgezeichnet.

Den unteren Theil der Darstellung, die Hälfte der ganzen Fläche, nimmt die Figur der orientalischen oder persischen Artemis ein, jener aus dem Osten nach Griechenland übertragenen Naturgöttin, die als Beherrscherin des Waldes zwei gebändigte Löwen in den Händen hält. Sie trägt wie gewöhnlich einen Aermelchiton, darüber ein langes bis auf die Füsse herabwallendes Obergewand, das über den Hüften gegürtet ist und mit breitem Saume quer über die Brust gelegt, die linke, nur von dem Chiton bekleidete Schulter freilässt.

Die grossen Fittige sind an ihren Spitzen nach oben gebogen. Zu beiden Seiten des Unterkörpers scheinen schärpenartige Bänder herabzuwallen, welche an ihren Enden mit Federn besetzt sind, ein Schmuck, den weder die zahlreichen uns bekannten Wiederholungen dieses Typus noch dessen männliche Gegenstücke, die Darstellungen des sogenannten phrygischen Sonnengottes besitzen.

Bezeichnend für die hohe Alterthümlichkeit des Kunstwerks sind die aus kleinen Buckeln bestehenden Sternchen oder Rosetten, welche überall da, wo sich breitere Hintergrundsflächen boten, als Füllungen des Raumes eingestreut sind. Auch in jener frühen Zeit ist bereits ein gewisses Gefühl für die Nothwendigkeit eines harmonischen Verhältnisses zwischen Zeichnung und Hintergrund, Muster und Fondfläche vorhanden. Aber nur die Blüthezeit der hellenischen Kunst hat es vollkommen verstanden, die Composition des dargestellten Gegenstandes dergestalt zu ordnen, dass jener Forderung zwanglos genügt scheint. In der Epoche, der unsere Bronze entstammt, begnügt man sich damit, nach Art des

Teppichwirkers, wiederkehrende geometrische Figuren auf den Grund zu streuen, wo das Auge eine störende Leere empfunden haben würde.

Der späteren griechischen Kunst und ihrer römischen Tochter scheint selbst die Empfindung für die abgewogene Vertheilung von Masse und Hintergrund abhanden gekommen zu sein. Schon in der Composition des vielgepriesenen Altarreliefs von Pergamon tritt dieser Mangel an Feingefühl oft in empfindlicher Weise zu Tage. Um so wunderbarer muss uns die Wahrnehmung erscheinen, wie die italienischen Künstler des Cinquecento, ja bereits ihre Vorläufer, wie ein Nicola Pisano, ohne jene glücklichen Vorbilder zu besitzen, aus ureigener Kraft die Schönheitsgesetze der Raumvertheilung wiederentdecken und weiterbilden. —

Die Form der Buchstaben in der oben erwähnten Inschrift „Halios Gerōn“ (Meergreis) im Vereine mit mehreren anderen bestimmten Anzeichen hat Herrn Furtwängler in den Stand gesetzt, den Fabricationsort der zuvor besprochenen getriebenen Bronzebleche festzustellen. Es ist Argos, in welchem wir schon vor Hagelaïdas einen Sitz hellenischer Kunstthätigkeit aus dem sechsten und dem Beginn des fünften Jahrhunderts kennen lernen, eine Stätte, wo aus dem Orient herübergekommene Gedanken und Formen ihre erste Umbildung in hellenischem Sinne erfuhren. Damit fällt wieder ein neues Licht auf den geschichtlichen Kern der Palamedessage, in welcher sich auf das deutlichste der Einfluss verkörpert, den das seefahrende Volk der Phoinikier auf die hellenische Bildung ausgeübt hat. Denn Palamedes, der Sohn des Bel, der Erfinder der Nautik, der Leuchtthürme, des Maasses, der Rechenkunst, des Würfelspiels, der Waage und endlich der Buchstabenschrift, dieser vielseitige Heros landfremder Herkunft, hat in der Argolis seinen Wohnsitz aufgeschlagen, er ist der Gründer von Nauplion, dem Hafenorte der argivischen Hauptstadt. —

Aber noch ein anderes, ein allgemeineres Interesse erwecken jene olympischen Bronzen der ältesten Epochen. Sie sind in hohem Grade geeignet, uns eine Anschauung von den Kunstwerken zu gewähren, welche die homerischen Gedichte der Zeit ihrer Helden zuschreiben, und in deren Beschreibung sie sich an das anschliessen, was der eigenen, weit späteren Zeit angehört, die ja mit der unserer ältesten olympischen Bronzen ungefähr zusammenfällt. Soviel darf jetzt wohl für mehr als wahrscheinlich gelten, dass alle von Homer — wie wir der Kürze halber den oder die Verfasser der Ilias und Odyssee nennen — gesehenen und danach beschriebenen Kunstwerke aus Erz, welche figürliche Darstellungen enthielten, aus phoinikischen Werkstätten hervorgegangen sind. Nur

einmal giebt der Dichter direct diesen Ursprung an, bei dem Mischkruge, den Achill als Preis im Wettlauf aussetzt:

— Denn kunsterfahrne Sidonier schufen ihn sinnreich.
Aber phoinikische Männer, auf finsteren Wogen ihn bringend,
Boten im Hafen ihn feil, und schenkten ihn endlich dem Thoas.

Ein anderes Mal ist ihm das kostbare Geräth, der Mischkrug, den Menelaos dem Telemach verehrt, ein Werk des Hephaistos, aber bezeichnend genug hat Menelaos ihn vom Sidonierkönige Phaidimos erhalten. Und auch die Textilwaare Homers wird als phoinikische bezeichnet, wo es gilt, sie als besonders kunstvolle darzustellen. So steigt Hektors Mutter

„hinab in die lieblich duftende Kammer,
Wo sie die schönen Gewande verwahrete, reich an Erfindung;
Werke sidonischer Fraun, die der göttliche Held Alexandros
Selbst aus Sidon gebracht, unendliche Wogen durchschiffend,
Als er Helena heim, die edelentsprossene führte.
Jetzt hub Hekabe eines davon zum Geschenk der Athene,
Welches das grösseste war und das schönste zugleich an Erfindung:
Hell wie ein Stern, so strahlt' es, und lag das unterste aller."

Zahlreiche Stellen des Homer gewinnen in den olympischen Funden eine deutliche Illustration; völlig klar vermag man sich bei dem Anblick der getriebenen Blüthenornamente jetzt zu denken, welche Vorstellung der Dichter mit dem mehrfach bei Kesseln und Krügen gebrauchten Beiwort „anthemoeis", „blumig" verbunden hat. Angesichts der mit Thierfigürchen besetzten Henkel unsrer Sammlung gewinnen solche Schilderungen, wie die von dem Doppelbecher des Nestor ein neues Leben:

Auch ein stattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos:
Den rings goldene Buckeln umschimmerten, aber der Henkel
Waren ihm vier, und umher zwei pickende Tauben an jedem,
Schön aus Golde geformt —

Und auch bei dem Anblick jener auf eine gemeinsame Fussplatte gestellten verschlungenen Reihe primitivster Menschengestalten kann man sich kaum der Erinnerung an den kunstvollen „Reigen" erwehren, den Hephaistos, einem älteren Vorbilde des Daidalos folgend, auf dem Schilde des Achilleus schuf:

Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfraun
Tanzeten, all' einander die Händ' am Knöchel sich haltend.

Die getriebene Arbeit, in welcher auf dem Schilde des Achill Himmel, Erde und Meer dargestellt war, dürfte in der Vorstellung des Homer

sich schwerlich über die Stufe künstlerischer Vollendung erhoben haben, welche uns in den in unsren Abbildungen wiedergegebenen Reliefs entgegentritt. So misst jede Entwickelungsstufe — bei dem Individuum wie bei der Menschheit — mit ihrem eigenen Maassstabe. Und wenn nach unsren Begriffen so rohe Gebilde im Stande waren, des Dichters Phantasie zu den köstlichsten Schilderungen zu begeistern, zum höchsten Schwunge zu beflügeln — liegt da nicht der Beweis, dass das Beste, was die Gebilde der Natur und der Kunst an Schönem und Liebenswerthem uns scheinbar entgegenbringen, vielmehr von uns selbst in sie hineingelegt wird? —

Die schon angedeutete Epoche, welcher die olympischen archaïschen Bronzen entstammen, würden wir, auch wenn analoge Funde an anderen Orten nicht den Weg wiesen, aus den Fundumständen wenigstens im Grossen und Ganzen begrenzen können. Die eine Grenze giebt uns der freilich nicht fest datirbare, sicherlich aber unter allen baulichen Schöpfungen Olympias älteste Bau des Heratempels, den wir spätestens in den Ausgang des achten Jahrhunderts zu setzen haben. Wenn die Fundschicht sich unter den Fundamenten dieses Bauwerks hinzog, so müssen die ältesten der gefundenen Bronzen mindestens dem achten Jahrhundert angehören. Ihnen ein wesentlich höheres Alter zuzusprechen verbietet wiederum ihr Stil, welchem derjenige der mykenischen Funde Schliemanns voraufgeht. Die Kunstübung, aus der die letzteren hervorgegangen sind, kennt die concentrischen Kreise mit Tangenten nicht, sie verwendet lediglich die Spirallinie, welche auch in dem bekannten sogen. Schatzhause des Atreus und in dem von Schliemann aufgedeckten Schatzhause des Minyas in Orchomenos das vorwiegende Motiv bildet. Sicherlich sind die mit der geometrisch verzierten Waare in Mykenai zusammen gefundenen Werke des „orientalischen“ Stiles wesentlich älter als die olympischen gleichen Stiles. Mykenai hat nur von Fremden gefertigte Waare; nirgends zeigt sich hier eine Spur des hellenischen Kunstgefühls, dessen erste Regungen zu beobachten die olympischen Bronzen gleich den genannten Dipylonvasen gestatten.

Man wird daher die letzteren auch nicht wohl über das achte Jahrhundert hinausdatiren dürfen. Für ihre Begrenzung nach unten gewährt die Vergleichung mit datirbaren Werken der archaïschen Kunst genügenden Anhalt, um erkennen zu lassen, dass der Brauch der figürlichen Votivgaben bereits mit dem sechsten Jahrhundert erloschen ist, wo der wachsende Glanz der Spiele die Bedeutung Olympias als Cultusstätte in den Schatten zu stellen beginnt. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts fällt der Bau des

grossen Zeustempels, in dessen Umgebung die Schicht des bei der Errichtung abgefallenen Bauschuttes deutlich, bisweilen bis zu ein Meter Stärke, erkennbar ist. Die Fundschicht der kleinen Bronzen und Terracotten liegt tiefer als dieser Bauschutt, und es wird daraus ersichtlich, dass zur Zeit des Tempelbaus die kleinen Votivbildchen längst vergessene, in älterer Zeit verlorene und in den Boden getretene Gegenstände waren.

Die tiefste Fundschicht der olympischen Bronzen ist frei von Ziegelbrocken, welche die späteren Culturschichten dicht durchsetzen. Sie stammt mithin aus einer Zeit, zu welcher in Olympia noch keine grösseren Gebäude vorhanden waren. —

Das Bild des ältesten Heiligthums, welches wir uns nun aus den Funden der frühesten Epoche herzustellen vermögen, ist ein von dem späteren eines umfassenden, reich gegliederten Baucomplexes wesentlich verschiedenes: Ein einfach umfriedigter Hain schattiger Bäume, ungeregelt gewachsen, wie die Natur ohne Beihilfe der Menschenhand ihn geschaffen; dazwischen Lichtungen mit rauchenden Altären, die auf einem Unterbau von rohen Feldsteinen aus den Knochenresten und der Asche der Opferthiere erwuchsen; diese Stätte umstanden von grossen ehernen Dreifüssen, bedeckt mit unzähligen kleinen Weihegaben aus Bronze und Thon; in den Zweigen der Bäume an Schnüren und Bändern hangend mächtige Kessel und Becken, kleinere und kleinste Gaben frommer Verehrung, im Winde bewegt und an einander klingend wie die weissagenden Becken in den Eichen von Dodona; dazwischen wandelnd ein Geschlecht, das aus einer Mischung einheimischer Elemente mit östlichen Einwanderern erwachsen, von den Letzteren seine Gottheiten, seine Sitten und Institutionen, seine Hausgeräthe und seine Kunst erhalten hatte, aber eben sich anschickte, diese ihm ursprünglich fremden Elemente sich anzueignen, in eigenem Sinne umzugestalten und mit neuem Leben zu erfüllen.

Von jenen Altären haben wir die vornehmsten und ältesten bereits in einem früheren Abschnitte namhaft gemacht, neben dem Grossen Altare des Zeus die sechs angeblich vom idaiischen Herakles gestifteten Doppelaltäre.

Den ersteren schildert Pausanias folgendermaassen: „Der Altar des olympischen Zeus ist gleich weit entfernt vom Pelopion und vom Heiligthum der Hera, er liegt aber vor beiden weiter nach vorn. Die Einen sagen, er sei von dem idaiischen Herakles gegründet, die Anderen, von einheimischen Heroen, zwei Menschenalter nach diesem Herakles. Gemacht ist er aus der Asche der dem Zeus geopferten Thierschenkel."

„Der erste Absatz des olympischen Altares, der die Prothysis genannt

wird, hat hundert und fünfundzwanzig Fuss Umfang, derjenige über der Prothysis zweiunddreissig. Die ganze Höhe des Altares erreicht zweiundzwanzig Fuss. Die Opferthiere werden auf dem unteren Absatz, der Prothysis, geschlachtet, die Schenkel aber trägt man auf die höchste Stelle des Altars und verbrennt sie daselbst. Zu beiden Seiten der Prothysis führen steinerne Stufen auf dieselbe, der obere Theil des Altars aber, von der Prothysis ab, hat nur Stufen von Asche. Bis zu der Prothysis ist es auch Jungfrauen hinaufzusteigen gestattet, ebenso verheiratheten Frauen zur Zeit wo sie nicht überhaupt Olympia fern zu bleiben haben. Von dort aber bis zu der höchsten Altarfläche dürfen nur Männer hinauf. Es wird hier dem Zeus auch ausserhalb der Festzeit von Privatleuten und täglich von den Eleern geopfert. Jährlich aber jedesmal am neunzehnten Tage des Monats Elaphios (März) holen die Seher, die des Altares warten, aus dem Prytaneion die Asche, mischen sie mit Alpheioswasser und streichen sie so über den Altar. Mit anderem Wasser aber lässt sich aus der Asche kein Lehm herstellen, und deshalb gilt der Alpheios für den von Zeus am meisten geliebten Fluss. Auch in der milesischen Stadt Didymoi ist ein Altar nach Aussage der Milesier von dem thebaiischen Herakles aus dem Blute der Opferthiere gebaut worden. Später aber reichte dieses nicht mehr hin, um ihn zu bedeutenderer Höhe zu führen."

Aus der von Pausanias gewählten Ortsangabe für den Grossen Altar sehen wir, wie wenig topographischer Sinn unserem Gewährsmann eignete. Ihm lag der Altar vor Heraion und Pelopion, zu denen er doch gar keine Beziehung besass. In Wahrheit bildet dieser geistige Mittelpunkt Olympias, die Stätte, wo in alter Zeit

„weissagende Männer
Zeichen deutend erforschen den Willen des
Blitzenden Zeus aus flammenden Opfern,
Ob er ein Wort kundgebe den Menschen"

und wo später ganz Hellas zum Opfer zusammenströmt, auch in räumlicher Beziehung das Centrum der Altis; er liegt etwa gleichweit entfernt von jeder der vier stadionlangen, von Herakles abgeschrittenen Seiten des heiligen Bezirkes.

Die eigenthümliche Art der Maassangaben bei Pausanias erklärt sich, nun wir die Fundamente des Altares aufgedeckt haben, leicht aus der Form des Grundrisses, die nicht ein Rechteck sondern ein Oval bildet. dessen lange Axe auf den Kronoshügel zu gerichtet ist. Die Maassangabe

für die Prothysis scheint, soweit dies aus dem Befunde zu ersehen ist, mit der Wirklichkeit übereinzustimmen.

Wie die ältere Zeit geflissentlich ihren Altären möglichst wenig künstlerische Form verlieh, sie lieber aus rohen Feldsteinen, aus Erde oder Asche zusammenhäufte — denn Menschenhand sollte von diesen Tischen der Götter möglichst wenig geschaffen haben —, so bestehen auch die Fundamente des Grossen Altars von Olympia lediglich aus den groben Kieselgeschieben, welche der Alpheios mit sich führt. Uebrigens ist von dem Altare Nichts erhalten, was sich bei dem Materiale desselben, mit Lehmwasser eingerührter Asche, leicht erklärt und die gewaltthätige Zerstörung durch fanatische Heidenverfolger keineswegs nothwendig voraussetzen lässt.

Wie der Altar lediglich aus den Knochen und der Asche der Opferthiere erwuchs, so bildete seine Höhe den jedesmaligen Maassstab für den Eifer der Verehrung. So mag er auch wohl erst in späterer Zeit die stattliche Höhe erreicht haben, die Pausanias berichtet, und die den beständigen Opferrauch frei über die Häupter der Menge abziehen liess.

Von der Form der übrigen älteren Altäre berichtet uns Pausanias Nichts, noch vermögen wir über dieselbe aus der Anschauung der Ruinenstätte Etwas zu ersehen. Ihre topographische Anordnung wird uns später beschäftigen. —

Neben den Altären mag als erste bauliche Anlage, wenn anders diese Bezeichnung für eine Einfriedigung aus rohen Steinen zulässig ist, das Grabmal des Heroen Pelops bestanden haben, ein flacher mit einem seiner Form sich anschmiegenden fünfeckigen Steingehege umgebener Hügel, den die einwandernden Achaier ihrem Stammeshelden aufgeschüttet hatten. Wohl erst später wurde diese rohe Umhegung durch eine wohlgefügte Quadermauer ersetzt, und noch weit später fügte man dazu den Thorbau auf der Südwestseite.

Frühzeitig mag auch der mit dem Heradienst verwobene Cultus der Hippodameia an eine Oertlichkeit gebunden worden sein, die, der Beschreibung des Pausanias nach, auch nur eine einfache Umfriedigungsmauer besessen haben kann, und auf deren speciellere Reconstruction wir in Ermangelung jedes andren Anhaltspunktes verzichten müssen, von dem wir nur das Eine wissen, dass es auf der östlichen Seite der Altis nahe dem Eingang in das Stadion gelegen hat.

Dass beide Gebäude Grabanlagen waren, steht fest. Auch das Hippodameion hatte seinen Eingang im Westen, auch in ihm fand, wie

aus Pausanias herauszulesen, Nachmittags oder Abends ein Todtencultus statt, den die elischen Frauen verrichteten. Man drückte dem Opferthier den Kopf herab und schnitt ihn so ab, dass das Blut über die Eschara oder über die Grube lief. Mit dem Todtenopfer, das in der Richtung nach Sonnenuntergang stattfand, war eine Weinspende verknüpft. Solche Weingüsse erhielten alle Heroen und Heroinen, welche in Elis und Aitolien Verehrung fanden, wie Pausanias am Ende seiner merkwürdigen Altarbeschreibung versichert. —

Ein fernerer Ueberrest der ältesten Bauten, den man wenigstens als solchen zeigte, war eine hölzerne Säule, welche angeblich vom Herrscherhause des Oinomaos übrig geblieben war. Sie hatte von der Zeit schwer gelitten und wurde durch viele umgelegte Bänder zusammengehalten. Zu ihrem Schutze hatte man sie mit vier Säulen oder Pfeilern umgeben und darüber ein Dach errichtet. Den Standort dieses Denkmals hoher Pietät bezeichnet Pausanias als zur Linken für den, welcher vom Grossen Altar aus zum Zeustempel ging. Dieser Weg schneidet die bereits in früher Zeit angelegte Wasserleitung, welche vom Pelopion aus nach Südost führt, und diese Leitung setzt uns in die Lage, die genauere Stellung der Oinomaossäule zu ermitteln. Sie macht etwa in der Mitte zwischen dem Standbilde des Paionierkönigs Dropion und den drei halbrunden Postamenten, welche die Statuen vornehmer elischer Frauen trugen, einen Knick, den man gewiss vermieden haben würde, wenn man die Möglichkeit gehabt hätte, die Leitung in völlig gerader Linie zu führen. Das Hinderniss, welches zu umgehen war, bildete eben das kleine Bauwerk, welches die altehrwürdige Holzsäule schützte, und dieses Bauwerk stand, wie wir aus der Richtung des Knickes sehen, auf der dem Tempel zugewendeten Seite der Wasserleitung. In der That haben sich hier auch Fundamentreste gefunden, welche wir dem alten Bauwerke zuschreiben dürfen, das als Haus des Oinomaos galt; ein wesentlich aus Holz gezimmerter Bau, war es von einem Blitzstrahle getroffen worden und bis auf diese einzige Holzsäule verbrannt. Nur die Grundmauern waren übrig geblieben und innerhalb derselben der Hausaltar, an welchem der Sage nach der Herrscher von Pisa dem Zeus Herkeios geopfert hatte, und an welchem die Eleer noch in der spätesten Zeit monatlich opferten. Neben diesem Altar war zum Andenken an den Untergang des Hauses ein zweiter errichtet, an welchem man den Zeus Keraunios, den blitzschleudernden Wolkensammler, verehrte. Die alte Säule trug eine eherne Inschrifttafel, die ihre Schicksale verkündete:

Fremdling, erkenne in mir den Rest des gefeierten Hauses:
An des Oinomaos Haus war ich Stütze dereinst.
Nunmehr trag ich mit Ehren die Fessel der schützenden Bänder,
Steh ich bei Zeus, vom Strahl sengenden Feuers verschont. —

Im Westen des Kladeos zeigte man auch einen von Erde aufgeschütteten und mit Steinen ummauerten Hügel als das Grabmal des pisatischen Königs und weiter hinauf, an dem Abhange, auf dessen Höhe jetzt das Dorf Drúva liegt, Mauerreste, welche zu den Pferdeställen desselben gehört haben sollten.

Nächst diesen von der Sage umwobenen Mauertrümmern ist der nachweislich älteste Bau in der Altis von Olympia der Tempel der Hera am Fusse des Kronion. Alle Anzeichen lassen darauf schliessen, dass Hera die alte Localgöttin von Pisa war. Auf dem ihr längst geheiligten Boden, — wie die massenhaften Weihegaben bezeugen, welche er barg, — nördlich von dem ihr geweihten Aschenaltare, wurde ein Tempel errichtet, der wohl eben so wenig eine Cultusstätte wurde wie das Haus des Zeus, sondern die Bestimmung hatte, ein Weihegeschenk für die mütterliche Göttin zu werden.

Seine Gründungszeit lässt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Der Ueberlieferung nach hatten die Bewohner der triphylischen Stadt Skillus den Tempel „etwa acht Jahre nach der Einwanderung des Oxylos" errichtet, das wäre nach der üblichen Annahme im Jahre 1096 vor Christo. Dass der Tempel, welchen die Ausgrabungen freigelegt haben, nicht aus so früher Zeit stammt, ist erweislich: Eine nicht geringe Zahl jener oft genannten primitiven Weihegeschenke aus Bronze und Terracotta wurde ja unterhalb seiner Fundamente gefunden. Sie lagen hier bereits verloren, als man mit dem Bau begann: und da wohl kein einziges derselben einer so frühen Zeit zugewiesen werden kann, so müssen wir die Ueberlieferung als irrthümlich verwerfen, wenn wir nicht annehmen wollen, dass der jetzt vorhandene Tempel an die Stelle eines älteren zerstörten Bauwerks gleicher Bestimmung getreten ist. Sicherlich aber ist das Heraion der älteste noch vorhandene Tempel in hellenischen Bauformen auf dem griechischen Festlande, für dessen Erbauungszeit das achte Jahrhundert anzusetzen nicht zu früh gegriffen sein wird.

Den Grundplan des auf zwei Stufen sich erhebenden Tempelhauses bildet ein Rechteck, dessen grosse Länge im Verhältnisse zu seiner Schmalheit, 50,01 zu 18,75 Meter, ein Charakteristicum der ältesten uns bekannten Tempelbauten bildet. Das Haus gliedert sich in drei Haupttheile: die eigentliche Cella in der Mitte, ein offenes Vorgemach, der

Pronaos, im Osten, und das vergitterte Hinterhaus, der Opisthodomos, im Westen. Die Giebelfronten der beiden letzteren werden nicht durch massive Wände geschlossen, sondern die Seitenwände endigen in Pfeiler, die sogenannten „Anten“, und die grossen Frontöffnungen werden durch je zwei dazwischengestellte Säulen künstlerisch gegliedert. So bildet das Tempelhaus die typische Form, welche nach den erwähnten Seitenpfeilern den Namen eines „Templum in antis“ führt.

Um dieses ganze Haus zieht sich in breitem Abstande von seinen Mauern auf allen vier Seiten eine Säulenhalle, je sechs Säulen in den Fronten und, die Ecksäulen wieder mit eingerechnet, je sechzehn an den Längsseiten, ein Zahlenverhältniss, welches uns an diesem Tempel zum ersten Male begegnet. Ein gemeinsames Satteldach überdeckte die ganze Anlage, welche sich — eine der Gottheit geweihte Gabe — auf einem Stufenunterbau über dem Erdboden erhob.

Die innere Cella war durch zwei Säulenreihen in ein breites Mittelschiff und zwei schmalere Seitenschiffe gegliedert. Der Zugang zu dem Tempel befand sich nicht an den schmalen Frontseiten, wie dies gewöhnlich der Fall ist, sondern es führte zwischen der östlichen Ecksäule der südlichen Längsseite und der dieser zunächst belegenen Säule des Umganges ein schmales Treppchen hinauf. Diese abweichende Anordnung, zu welcher örtliche Verhältnisse keineswegs zwangen, hatte wohl ihren Grund in der Lage des Altarplatzes der Hera südlich vom Tempel.

Zeigt so das Heraion in seiner Gesammtdisposition keine besondere Abweichung von dem allgemeinen Schema eines hellenischen Tempels, so besitzt es dagegen ganz besondere Eigenthümlichkeiten in seinen Einzelheiten, Eigenthümlichkeiten so aussergewöhnlicher Art, dass sie dieses Bauwerk zu einem in seiner Art einzigen, zu einem unschätzbaren Funde für die antike Baugeschichte machen:

Nachdem Pausanias in seinem Berichte über das Heraion von seinem hohen Alter, seiner Zugehörigkeit zur dorischen Bauweise und von dem Säulenumgange gesprochen hat, sagt er, ohne eine Bemerkung daran zu knüpfen, die einfachen Worte: „In dem Hinterhause ist die eine der beiden Säulen von Eichenholz“. Die Bedeutung dieser Nachricht war längst erkannt, bevor man an eine Ausgrabung Olympias ernstlich denken durfte. In dem Kampfe der Meinungen über die vielumstrittene Frage, ob der hellenische Tempel von jeher ein Steinbau gewesen ist, oder ob seine Formen sich aus dem Holzbau entwickelt haben, ist von den Verfechtern dieser letzteren Ansicht die hölzerne Säule des Heraions eben so wie die aus dem Hause des Oinomaos stets citirt worden, als ein

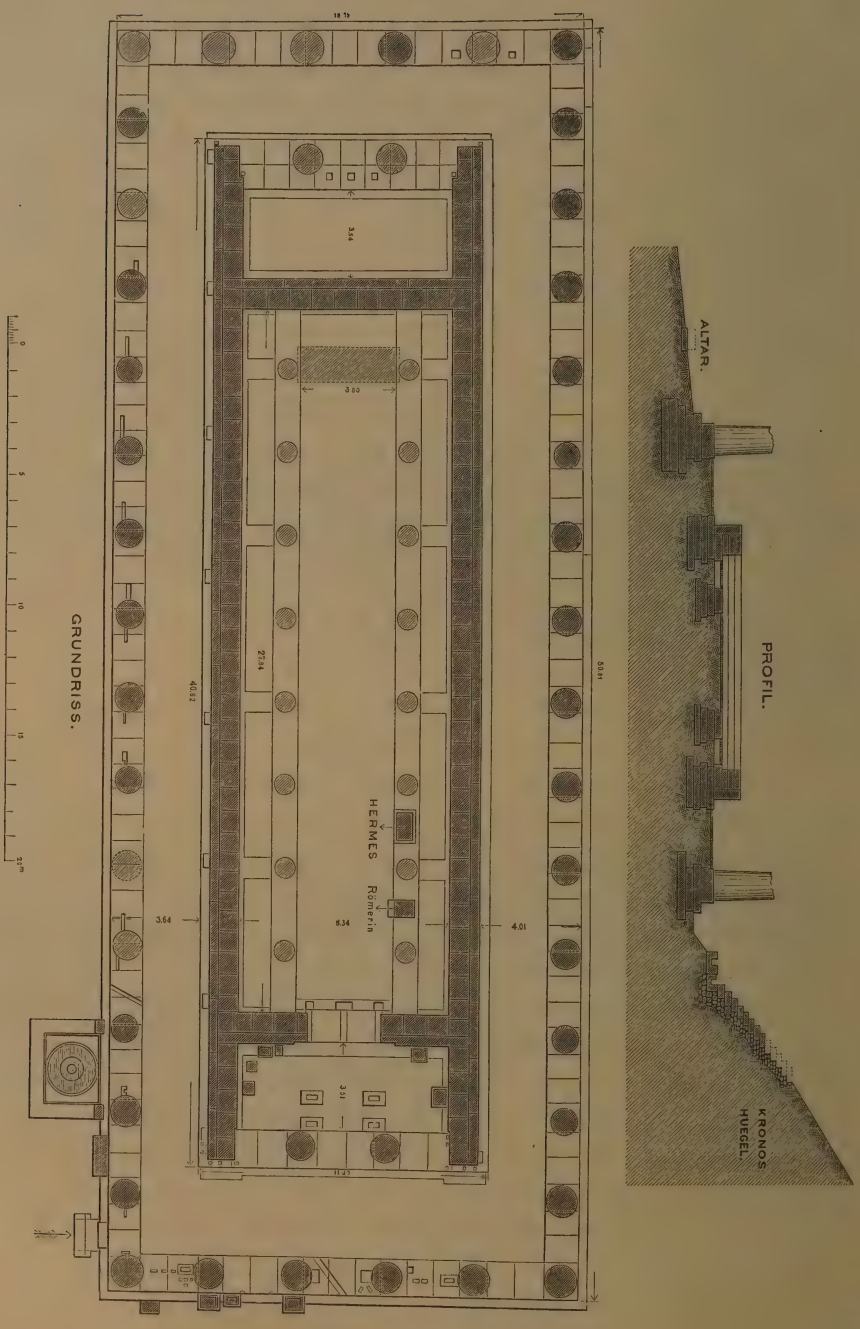

GRUNDRISS.
PROFIL.
ALTAR.
KRONOS HUEGEL.
HERMES
Römerin
3.64
4.01
40.82
50.81
27.84
3.60
3.31
8.34
3.54
0
5
10
15
20m

Fig. 38.

redender Beweis, dass die ursprüngliche Architektur der Griechen im Holzbau beruhte. Nach der Aufdeckung des Heraions und eines anderen später zu besprechenden olympischen Bauwerks kann dies nicht länger zweifelhaft sein, wenn daraus nun auch nicht etwa abgeleitet werden darf, dass sämmtliche Kunstformen des griechischen Tempels sich aus dem Holzbau entwickelt haben. Dass das Heraion in ältester Zeit zum grossen Theile aus Holz bestanden hat, wird durch den Befund seines Materiales zur Gewissheit. Während es gelungen ist, für alle in Olympia ausgegrabenen Bauwerke die einzelnen Bautheile, wenigstens in erkennbaren Bruchstücken, wiederaufzufinden, wenn sie auch noch so weit von ihrem ursprünglichen Standorte entfernt waren, während vom Heraion selbst nicht nur die unteren Trommeln der meisten Säulen noch unverschoben am Platze stehen, während die meisten der übrigen Trommeln und die Hälfte der Säulenknäufe noch in der Nähe umherlagen, hat sich von dem Gebälke, welches diese Säulen einst getragen haben, auch nicht die geringste Spur vorgefunden; weder von dem Architrav noch von den Triglyphen und Metopen des Frieses: es war eben sammt dem wahrscheinlich mit Terracotta umkleideten Kranzgesims von Holz und ist verbrannt oder verfault. Diese Annahme erhält eine wesentliche Unterstützung durch die Thatsache, dass die Säulen in ungewöhnlich weiten, für die ältere Zeit geradezu unerhört grossen Abständen von einander stehen, bei etwa 5,20 Meter Höhe in durchschnittlich 3,25 Meter von Mitte zu Mitte betragenden Entfernungen. Auch diese weite Stützenstellung lässt auf eine Ueberdeckung in Holz schliessen.

Ja und auch diese Stützen selbst waren ursprünglich von Holz, so gut wie die eine, welche im Westen unter dem Dachschutze des Hinterhauses sich bis auf die Zeit des Pausanias erhalten hatte. Eine nach der andren ist nach und nach verfault und zerborsten, aber die an dem uralten Heiligthum mit Liebe hangende Pietät der Eleer hat, weit entfernt solchem Zustand durch einen einmaligen Umbau ein Ende zu setzen, vielmehr sorglich jede einzelne Holzsäule gehütet, bis sie nicht mehr zu halten war; dann erst wurde für diese einzelne Holzsäule eine neue steinerne eingesetzt, und so fort, bis nach und nach endlich alle hölzernen Stützen zu Steinsäulen geworden waren. Dess Zeuge sind die unter einander grundverschiedenen Stärkemaasse und Kunstformen eben dieser von uns wiedergefundenen Steinsäulen, die da beweisen, dass Jahrhunderte vergangen sind, bevor die völlige Auswechselung der Stützen vollendet war. Die unteren Durchmesser der Säulen variiren von 1 Meter bis 1,28 Meter Stärke. Die eine der Säulen, welche auch aus einem anderen Grunde

als die erste Steinsäule des Baus gelten darf, hat nicht wie die übrigen 20 Furchen im Schafte, sondern deren nur 16, so viel wie das vielgenannte Vorbild der dorischen Säule, die protodorische in den etwa um 2200 v. Chr. in den Felsen gebrochenen Gräbern von Beni-Hassan. Die beigegebenen Holzschnitte (Fig. 39—42) veranschaulichen vier der etwa 9 verschiedenen Capitellsorten, von denen keine der andren gleicht. Die ausgewählten Beispiele zeigen alle Typen von dem schweren kesselförmigen Capitell sicilischer Bauten des siebenten und sechsten Jahrhunderts an (Fig. 41, 40) bis zu der entwickelten Form der Blüthezeit (Fig. 39) und dem steifen kegelförmigen Pfühl der römischen Epoche (Fig. 42).

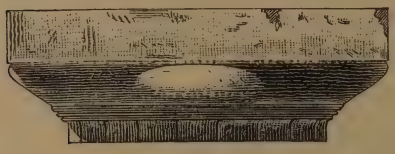


Fig. 39.

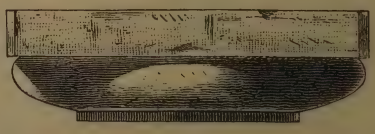


Fig. 40.

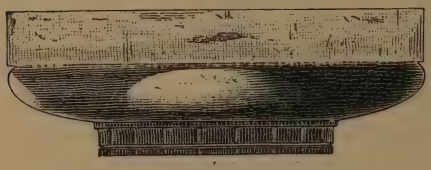


Fig. 41.

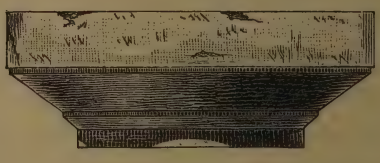


Fig. 42.

Die scharfe Untersuchung der baulichen Reste des Heraions, der sich seiner Zeit Herr Dr. Dörpfeld gewidmet hat, ergab auch für den Kernbau des Tempels, für die Cella, Resultate sehr überraschender Art. Zunächst liess sich feststellen, dass die äusseren Säulen genau den inneren entsprachen, ein höchst beachtenswerthes Moment. Ferner dass nur der Unterbau des Tempelhauses, in Höhe von drei Schichten, in Quadern aus dem bei den olympischen Bauten fast ausschliesslich verwendeten einheimischen muschelreichen Grobkalkstein errichtet war. Alles darüber liegende Mauerwerk war in ungebrannten Ziegeln hergestellt, die Heraioncella war ein Lehmsteinbau, wiederum der älteste uns bekannte auf griechischem Boden.

Ein weiteres für die Baugeschichte überaus wichtiges Ergebniss der Untersuchung war die Entdeckung, dass die innere Säulenstellung der Cella nicht der ursprünglichen Anlage des Bauwerks, sondern einem späteren Umbau angehörte. Als ursprüngliche Anordnung des Innenraumes liess sich vielmehr durch die deutlich vorhandenen Spuren er-

weisen, dass früher von den beiden Seitenwänden nach der Mitte zu je vier kurze Zungenmauern liefen, welche die Seitenschiffe in einzelne capellenartige Nischen theilten. Diese Wahrnehmung erinnerte sogleich an die ganz analoge Eintheilung der Cella eines Tempels, dessen zu den besterhaltenen Ruinen Griechenlands zählende Ueberreste ein Wahlfahrtsziel aller Peloponnesreisenden bilden, des mehr als tausend Meter über dem Meeresspiegel in einsamer Felsenwildniss liegenden Apollontempels von Bassai bei Phigalia in Südarkadien. Die eigenartige, sonst an keinem andren griechischen Tempel beobachtete Raumtheilung der Cella in Nischen hat den Scharfsinn der Erklärer viel beschäftigt. Man hat gesagt, Iktinos, der Erbauer des Parthenon auf der Burghöhe von Athen, der Meister auch dieses Baues, habe hier einmal seiner künstlerischen Laune die Zügel schiessen lassen, er habe hier etwas Neues, Absonderliches schaffen wollen, und er habe deshalb statt einer freien Säulenstellung die vorspringenden Wandpfeiler gewählt. Man hat ferner darauf aufmerksam gemacht, dass bei einer Säulenstellung entweder das Mittelschiff oder die Seitenschiffe sehr schmal geworden wären, und dass der Künstler aus diesem Grunde einen Ausweg beliebt habe. Noch Andre wollten der gewählten Anordnung eine beabsichtigte sehr glückliche perspectivische Wirkung oder einen malerischen Reiz beimessen.

Wie wir nun sehen, hat den Iktinos keiner der ihm zugeschriebenen Beweggründe geleitet, sondern vielmehr der Wunsch, oder wohl besser der durch eine uns unbekannte Rücksicht veranlasste Auftrag der Bauherrn, der Gemeinde von Phigalia, den Tempel in alterthümlicher Weise zu bauen. Dass dieses Bestreben überhaupt bei dem Bau des Tempels gewaltet hat, konnte bereits früher Jeder sehen, der mit den Formen der antiken Baukunst und ihrer allmäligen Entwickelung vertraut war. Stammt der Tempel der Ueberlieferung gemäss aus der Blüthezeit der griechischen Kunst, und darüber kann bei dem Auftreten gewisser hier nicht näher zu behandelnder Feinheiten der Architektur kein Zweifel obwalten — von seinem Sculpturenschmuck, der Zierde des British Museum, ganz zu schweigen — dann sind die Unbeholfenheiten die er in einzelnen Detailbildungen zeigt, gar nicht anders zu erklären, als durch das absichtliche Zurückgreifen des Architekten auf ältere Formen. Die Fronten der ionischen Capitelle, welche die Dreiviertelsäulen vor den Wandpfeilern bekrönen, bewahren in der Verbindungscurve ihrer Voluten die alte assyrische Form. Ihre geradezu plumpe Zusammenordnung zur Bildung eines dreiseitigen Capitells kann in einer Zeit, wo die künstlerische Lösung eines ionischen Eckcapitells bereits gefunden war, nur

auf Absichtlichkeit zurückgeführt werden. Der starke Ablauf der Säule am Fusse und die ungewöhnliche Basis selbst werden gleichfalls auf „protoionische“ Vorbilder zurückgeleitet werden müssen. Ganz ähnliche Formen des Capitells und des Ablaufs fand ich in einem weit jünger zu datirenden Bruchstück in der kleinen Capelle der Panaghía zu Epáno-Pávlitza, dem alten Phigalia, ein Beweis, dass diese archaïsche Form aus irgend einem Grunde hier traditionell war. Auch das eine korinthische Capitell der Cella geht auf einen alten Typus zurück, dessen Vorbild in Assyrien nachweisbar ist. Die langgestreckte Form des Tempelhauses, dessen Seiten sich wie 2:5 verhalten, ist gleichfalls eine der archaïschen Bauweise nachgeahmte. Man sieht nun wohl, dass auch die Eigenthümlichkeit der Raumbildung in der Cella keiner Willkürlichkeit des Künstlers entsprang, sondern dass hier eine Planbildung auftritt, welche ihr Vorbild einer längst vergangenen Epoche entnimmt. Der älteste Tempel auf hellenischem Boden, das Heraion zu Olympia, hat in seiner ursprünglichen Gestalt diese Plandisposition thatsächlich besessen. Als späteren Einbau charakterisirt sich die innere Säulenstellung auch durch das Fehlen der an den Innenseiten der Schmalwände ihnen correspondirenden kurzen Wandpfeiler (Anten), welche das Gebälk aufzunehmen bestimmt sind, und welche niemals fehlen, wo die innere Säulenstellung mit den Cellamauern gleichzeitig in einem Guss aufgeführt ist. (Vgl. den Grundriss des Zeustempels.) —

Der Dachstuhl des Gebäudes lag nicht offen und sichtbar über dem Cellaraum, sondern es war eine horizontale Zwischendecke vorhanden. Könnte man auf das einstige Vorhandensein einer solchen nicht aus technischen Gründen schliessen, so würde sie durch ein Märchen nachgewiesen, welches der olympische Fremdenführer Aristarchos, dem nach Pausanias' Aussage dessen Führung im Heraion anvertraut war, diesem seinem hörbegierigen Schutzbefohlenen aufband: Zu seinen Lebzeiten nämlich sei das schadhafte Dach des Heratempels ausgebessert worden, und da habe man zwischen den beiden Decken, „derjenigen, die zum Schmuck dient, und der, welche die Ziegel trägt“, einen mit Wunden bedeckten Todten, einen schwerbewaffneten Krieger, gefunden, der sich in der Schlacht zwischen den Eleern und Lakedaimoniern hierher geflüchtet habe. Pausanias erzählt diese Anekdote gläubig wieder, laut welcher jener Krieger vom Jahre 400 vor Christo bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung hier unbemerkt gelegen haben müsste.

Das erwähnte Ziegeldach des Heraions gehört seines hohen Alters und

der demselben angehörigen Construction wegen zu den interessantesten seiner Art. Seine einzelnen Bestandtheile wurden von Herrn Bau-Inspector Fr. Graeber, der in dem Specialstudium der antiken Thonindustrie einen neuen Zweig der Alterthumswissenschaft geschaffen hat, sämmtlich wieder zusammengefunden und zusammengesetzt; Fig. 43 giebt ungefähr das Schema dieses ältesten bekannten Ziegeldaches wieder. Schon in dieser frühsten Zeit finden wir das fest durchgebildete Princip, dem Regen nirgends eine Fuge zu bieten: Unmittelbar auf den Sparren ruhen die sehr grossen flachgebogenen „Regenziegel", deren Breite (bei dem Heraion

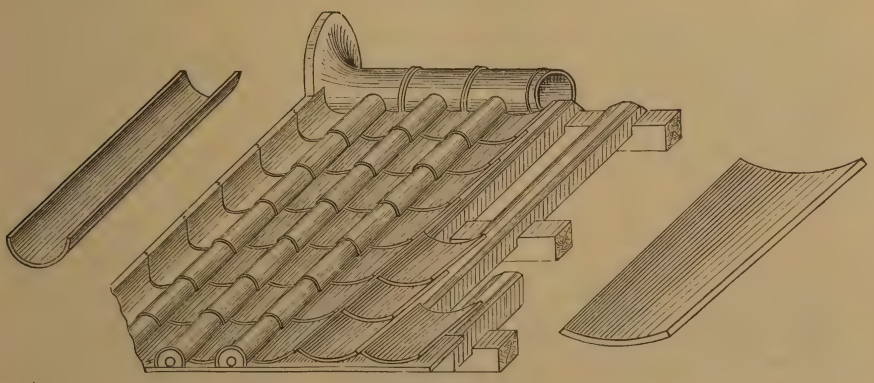


Fig. 43.

59 cm) die Entfernung von Sparren zu Sparren bestimmt. Sie bilden, einander überdeckend, lange, der Neigung des Daches folgende Bahnen, deren Fugen nun durch eine zweite Art von Ziegeln von mehr als halbkreisförmigem Querschnitt, die „Deckziegel" geschützt werden. Letztere würden in ihren unteren Oeffnungen an der Traufe des Daches dem Regen freien Eintritt in das Dach gewähren und werden, dies zu verhindern, hier durch eine Scheibe geschlossen, welche mit dem untersten Deckziegel aus einem Stücke geformt ist. (Vgl. d. Abbildung.)

Aehnliche grosse Hohlziegel bedecken die Fugen der von beiden Seiten ansteigenden Ziegel an der First; sie besitzen runde Einschnitte, durch welche die Deckziegel unter ihre Innenfläche hineinragen, so dass auch hier der vollkommenste Schluss gegen den Regen erreicht wird (vgl. auch Fig. 46).

Gleich den untersten Deckziegeln sind nun auch die beiden Firstziegel an den Giebeln des Daches mit grossen runden Platten geschlossen, welche der ornamentirenden Kunst ein willkommenes Feld für ihre Schöpfungen bieten. Die mächtige Scheibe, welche die Firstziegelreihe des Heraions akroterienartig abschloss, hat sich, obschon in viele Stücke

zerschlagen, aufgefunden und soweit von Herrn Reg.-Bauführer R. Borrmann zusammensetzen lassen, dass ihre künstlerische Erscheinung vollkommen ersichtlich wird (s. Taf. IV oben). Sie hat den riesigen Durchmesser von 2,24 Meter und bildet, mit dem anstossenden Firstziegel durch ein kunstvolles System von Versteifungsrippen (vgl. den Durchschnitt Fig. 44) zu einem Stücke verbunden, eines der merkwürdigsten Architekturstücke, welche wir aus dem Alterthum besitzen, ein lebendiges Zeugniss von einer in frühester Zeit zu ungewöhnlicher Höhe entwickelten Thonindustrie. Dieses Stück gefertigt zu haben würde einer unserer grössten, mit allen Hilfsmitteln der modernen Maschinentechnik ausgerüsteten Thonfabriken zu hoher Ehre und Empfehlung gereichen.

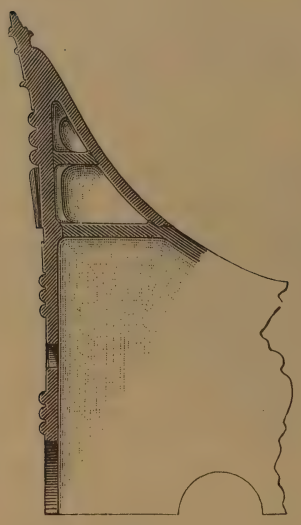
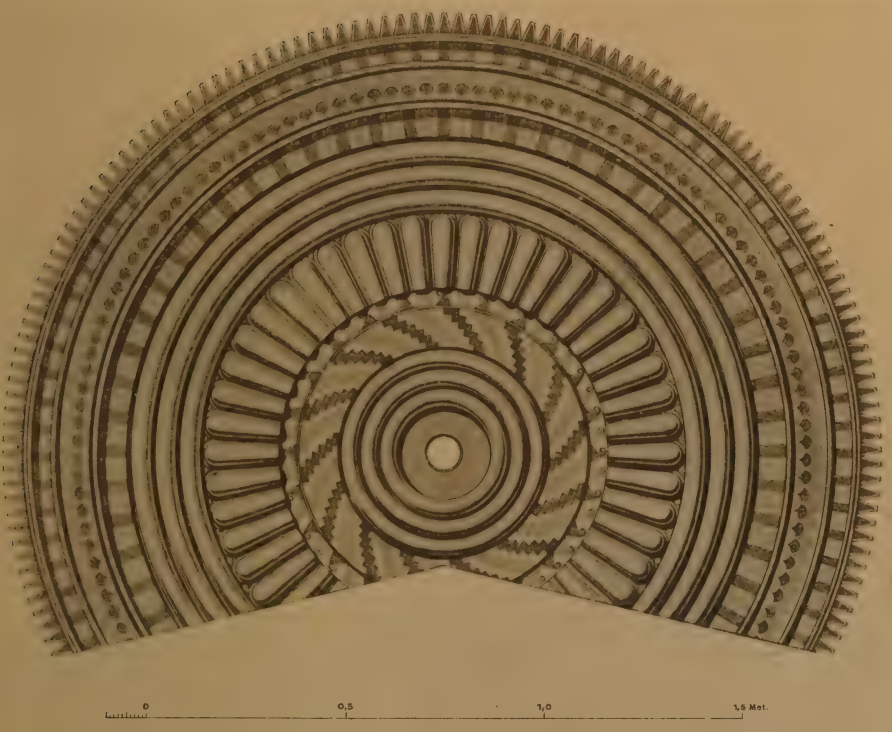


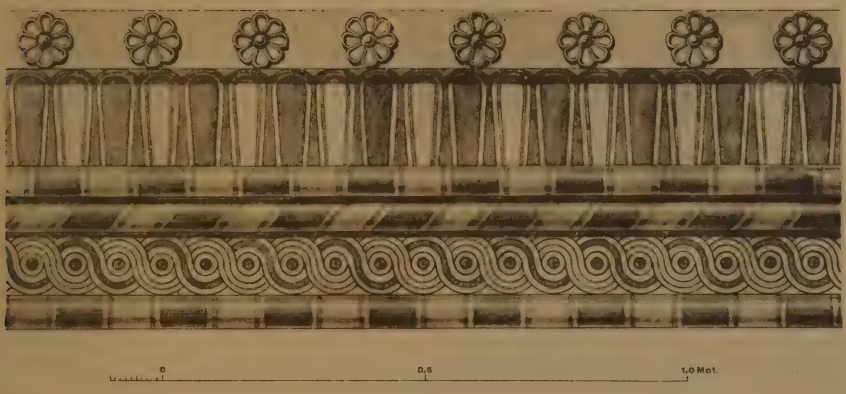
Fig. 44.

Die reiche plastische Gliederung der Scheibe und die Ornamente ihrer Bemalung zeigen bereits eine Verschmelzung des geometrischen mit dem vegetabilischen Ornament, in der Profilirung des letzteren den Beginn hellenischer Empfindung. Die kreisrunde Mittelfläche wird von drei Rundstäben umrahmt, denen ein schachbrettähnlich gemusterter Ring folgt. Von dem schmaleren Reife, der diesen Flächenring umgiebt, und der mit dem Ornament der sogenannten Meereswelle geschmückt ist, geht ein Strahlenkranz plastisch gearbeiteter Blätter aus, deren Relief lebhaft an getriebene Blecharbeit erinnert. Das gesammte Mittelstück wird nun durch wiederum drei umlaufende Rundstäbe abgeschlossen und erhält den Ausdruck seiner freien Endigung nach aussen durch die Häufung dreier Blattwellenprofile (Kymatien), von denen jedoch nur das innere und das äussere wirklich mit Blättern geschmückt sind, während das mittlere ein Schuppenmuster trägt. Ein Kranz von kleinen Zacken bildet den letzten Abschluss dieses höchst merkwürdigen Schmuckstückes.

Die Färbung ist, analog der bei den übrigen ältesten Terracotten Griechenlands beobachteten, in der Weise ausgeführt worden, dass man auf den Thon einen braunschwarzen Firniss auftrug, in welchen nun die Zeichnung des Musters eingeritzt und durch Aufsetzen von Deckfarben, Violettroth und Weiss, ausgeführt wurde; zu dieser dreifarbigen Musterung fügt das vorliegende Beispiel noch eine abweichende Bereicherung, indem

AKROTERION vom HERAION.





TERRACOTTA von einem SCHATZ-HAUSE.

GEZ. V. C. LUDWIG. Verlag von Julius Springer in Berlin N. Lichtdruck v. H. S. Herrmann, Berlin SW.

das Ornament der Meereswelle und der Blattkranz des inneren Kymations in Schwarz und reinem Roth — mit Deckfarben — auf hellgelbem Grunde gemalt sind.

Der Technik und dem Stile dieses Giebelakroterions entspricht auch die Bemalung der Stirnziegel, welche die Deckziegelbahnen an der Traufseite abschlossen. Sonstige Spuren einer Bemalung der Architekturtheile fehlen. Für die ursprünglichen Holztheile darf man einen farbigen Anstrich als sicher voraussetzen, aber auch die später eingewechselten Steinsäulen werden schwerlich ohne eine entsprechende Bemalung zu denken sein. Einen plastischen Schmuck der Giebelfelder erwähnt Pausanias nicht, was freilich nicht ausschliesst, dass nicht ein solcher hätte vorhanden sein können: Pausanias erwähnt ja auch mit keinem Worte den höchst lebendigen plastischen Fries in der Cella des Tempels von Phigalia. Da indessen auch nicht die geringsten Spuren auf eine Giebelgruppe schliessen lassen, so werden wir uns die Dreieckfläche wohl lediglich durch Malerei geziert zu denken haben.

Eine besondere Ausbildung hat man den äusseren Endigungen der Cellamauern am Pronaos und Opisthodom angedeihen lassen. Diese „Anten" sind nicht aus dem Material der Wände — unten Poros und darüber Lehmstein — hergestellt, sondern sie waren gleich der Schwelle und den Umrahmungen der breiten Cellathür aus Holz vorgeblendet.

Das Innere der Cella war in seiner ursprünglichen Wandnischenbildung ganz besonders für seine Bestimmung geeignet, neben einem Weihgeschenk für Hera zugleich ein Schatzhaus für den olympischen Zeus zu bilden. Auch das Hinterhaus war für diesen Zweck herangezogen und durch ein festes ehernes Gitter nach aussen abgeschlossen worden, dessen Standspuren noch vorhanden sind. Hier befand sich (Dion Chrysostomos zufolge) die von Pausanias gesehene und beschriebene Lade des Kypselos, ein Kasten aus Cedernholz mit einer ausserordentlich reichen Fülle von plastischen Darstellungen mythologischen Inhalts, in aufgelegter Arbeit von Gold und Elfenbein auf Holz, welcher eine entsprechende Bemalung gewiss nicht gefehlt haben wird. Die eingehende Beschreibung, welche Pausanias von diesem spätestens dem Anfang des sechsten, wahrscheinlich schon dem siebenten Jahrhunderte angehörigen Werke giebt, hat es von jeher zu einer Unterlage für die Vermuthungen der Archäologen über den Charakter der ältesten griechischen Kunst gemacht, so dass über diese Kypseloslade bereits eine eigene stattliche Literatur vorhanden ist. Ihrer Erscheinung nach werden auch die Reliefs dieser Lade schwerlich den unentwickelten Kunstleistungen

fern gestanden haben, die uns in olympischen Bronzeblechen getriebener Arbeit entgegentreten. Die geflügelte Artemis, die uns auf der Bronze Fig. 37 begegnete, sah Pausanias auch unter den Figuren der Kypseloslade, ebenso die alterthümliche Gestalt des Kentauren mit menschlichen Vorderbeinen.

Die Cella des Heraions diente wohl von Alters her zur Aufstellung von Statuen, welche als Weihgeschenke dargebracht, ihrem Materiale nach die Aufstellung unter freiem Himmel nicht vertragen konnten. Hier stand ehedem der gleich jener Lade von den Kypseliden geweihte uralte goldene Zeuskoloss in getriebener Arbeit, dessen Strabon und Pausanias gedenkt. Pausanias zählt zunächst eine Reihe von alten Kunstwerken der Gold-Elfenbeintechnik auf, Hera, Zeus und, wie Herr Dr. Purgold nachgewiesen hat, den Pelops. Also waren im Heraion die drei ältesten Vertreter des olympischen Cultus beisammen. Das Bathron, worauf diese drei Statuen standen, ist noch im Heraion vorhanden. Dann kommen die Horen vom Aigineten Smilis, Themis, die Mutter der Horen, von Dorykleidas; die fünf Hesperiden, welche ehemals im Schatzhause der Epidamnier gestanden hatten, von Theokles; eine aus dem Megarerschatzhause herversetzte kleine Athena mit Helm, Schild und Lanze von Dontas, dem Bruder des Dorykleidas: bis auf die Horen des Smilis also sämmtlich Werke des sechsten Jahrhunderts aus der Kunstschule des Dipoinos und Skyllis, der Begründer der Gold-Elfenbeintechnik.

Hierauf werden als Gold-Elfenbeinbilder unbekannter Meister aber ebenfalls sehr alten Stiles die Statuen der Kora und Demeter, Sitzbilder, die, einander gegenüber aufgestellt, Gegenstücke bildeten, genannt, in gleicher Weise disponirt die Standbilder eines Apollon und einer Artemis; endlich die Statuen der Leto, Tyche, des Dionysos und einer geflügelten Nike. —

Allen diesen Goldelfenbeinbildern einer sehr alten Epoche stellt Pausanias eine wegen Textlücken nicht vollständig herzustellende Reihe später in das Heraion gestifteter Statuen aus anderem Materiale gegenüber. Die erste in dieser Reihe ist ein „Hermes aus Marmorstein, er trägt den Dionysos als kleinen Knaben, ein Kunstwerk des Praxiteles".

Es ist das Werk, welches allein von allen aufgezählten Weihegeschenken im Heraion auf uns gekommen ist, der kostbarste Fund der ganzen Ausgrabungszeit, dem gerecht zu werden einer späteren Stelle dieses Buches vorbehalten sein wird.

Ferner werden genannt eine Aphrodite des sikyonischen Künstlers Kleon und vor ihrem Standplatze ein toreutisches vergoldetes Werk von

der Hand des Karchedoniers Boëthos, ein nacktes sitzendes Knäblein darstellend.

Es ist eine im vergangenen Jahre ausgesprochene, zugleich sehr ansprechende und sehr wahrscheinliche Vermuthung von Herrn Dr. Purgold, dass jener Umbau des Heraions, von dem die Rede war, zu einer Zeit stattgefunden hat, die einen solchen sehr nahe legt, und dass eben nach jenem Umbau die genannten Statuen hier aufgestellt wurden.

In der 104 ten Olympiade (364 v. Chr.) waren die Arkader in Elis eingefallen und hatten die Leitung der Spiele für das betreffende Jahr an sich gerissen. Die Eleer hatten sie nach hartnäckigem Widerstande vertrieben. Mitten in der Altis von Olympia hatte der Kampf getobt und die Baulichkeiten waren eine Zeit lang zu Festungen geworden.

Als die Eleer wieder Herren ihres Landes waren, richteten sie das verwüstete und ausgeraubte Heraion wieder zum Schatzhause ein und stellten nun in der Cella auch jene Säulen auf, zwischen deren zweiter und dritter (von Osten gerechnet und in ihrer Nordhälfte) die Hermesbasis genau in der Mitte steht. Plinius aber setzt das Zeitalter des Praxiteles gerade in die 104 te Olympiade.

Auch der sikyonische Künstler Kleon hatte sechs Olympiaden vorher eine der Zeusstatuen unter der Schatzhausterrasse gefertigt.

Der letzte unserer Künstler wurde bisher immer später angesetzt; ein directes Zeugniss über die Zeit seiner Thätigkeit besitzen wir nicht.

Aber in den Worten des Pausanias, die er einmal bei der Schilderung jenes sagenhaften Knäbleins anwendet, das in dem Kriege zwischen den Arkadern und Eleern den letzteren zum Siege verhalf, und denen, deren er sich an dieser Stelle bedient, findet Herr Dr. Purgold mit Recht einen Zusammenhang, der uns berechtigt in diesem nackten Knaben eben jenen Sosipolis zu erblicken.

Hier im Heraion wäre also Pausanias unabhängig gewesen von den Exegeten; er hätte die Lücken seines Wissens nicht durch eigene Vermuthungen auszufüllen vermocht.

Von Kunstgelehrten wie Overbeck und Brunn ist seiner Zeit die durch manche Gründe gestützte Vermuthung ausgesprochen worden, dieser Knabe sei das Originalwerk gewesen, auf welches die meisterhafte Figur des capitolinischen Dornausziehers zurückzuführen sei.

Von dem karthagischen Künstler werden uns nur drei Werke namhaft gemacht, von denen wir das eine in mehreren Nachbildungen in den Gallerien des Louvre, in München u. s. w. besitzen, den Knaben mit der Gans. Auch das andere war eine Knabenfigur, des Asklepios als Kind.

Ausser diesem vielbesprochenen Knäblein waren nach Pausanias' Angabe noch zwei Werke des Leochares aus dem Philippeion nach dem Heraion überführt worden: die Goldelfenbeinstatue der Eurydike, Mutter Philipps von Makedonien und, wie man wohl die Textlücke bei Pausanias ergänzen darf, das Bildniss von Alexanders Mutter, Olympias.

Neben dem Hermes des Praxiteles fanden wir im Heraion die wohlerhaltene Statue einer Römerin, die mithin entweder erst nach Pausanias' Zeit an Stelle eines früheren Weihegeschenkes hier Platz gefunden hatte, oder die er als unwichtig anzuführen unterliess.

Ausser den statuarischen Weihegaben bewahrte das Heraion auch denkwürdige oder kostbare Geräthe mancherlei Art: Hier stand unter Anderem ein kleines mit Elfenbein verziertes Bett, der Sage nach einst ein Spielzeug des pisäischen Fürstenkindes Hippodameia; hier stand der kostbare Tisch, auf welchem bei der Festfeier die Siegeskränze lagen, den Kolotes aus Gold und Elfenbein gefertigt und mit reichem figürlichem Schmucke mythologischen Inhalts ausgestattet hatte; hier bewahrte man auch die eherne Scheibe auf, auf der der Vertrag zwischen Iphitos und Lykurgos, die werthvollste Stiftungsurkunde des olympischen Festes, eingegraben war, und deren Schriftzeichen, wie Pausanias anmerkt, in alterthümlicher Weise nicht in gerader Linie, sondern im Kreise liefen, wohl ähnlich der Anordnung der Byboninschrift, die wir in Fig. 13 dargestellt haben.

Hier lagen ferner zahlreiche silberne Schalen, Kessel und Opfergeräthe, auch einige goldene Geschirre, darunter ein von Kyrene geweihter Mischkessel. —

Auch der Pronaos und die äussere Halle des Heraions hat im Osten und Süden zahlreichen Weihegeschenken zum Aufstellungsplatze gedient. Sie war keineswegs zum freien Umherwandeln bestimmt, sondern erfüllt von Statuen, deren Bathra theils noch an Ort und Stelle vorhanden, oder deren Standspuren sichtbar sind. Auch die Schäfte der Säulen selbst waren zum Einlassen von Weihegeschenken und Inschrifttafeln benutzt worden, vornehmlich an den dem Mittelpunkte der Altis zugewandten Seiten im Süden und Osten. So ist denn dieses hochinteressante Bauwerk durch alle Kennzeichen nicht als ein Cultustempel, sondern als das vornehmste und älteste Schatzhaus des olympischen Zeus charakterisirt. —

Mit dem wachsenden Ruhme des Festes stieg auch der äussere Glanz des Festplatzes. Zu dem eben besprochenen Schatzhause gesellten sich bereits im sechsten Jahrhundert Gebäude ähnlicher Bestimmung, von

Staaten oder reichen Machthabern gestiftete Weihgeschenke, zu deren Standplatz man den Abhang des Kronoshügels ersah, und zwar zunächst die Spitze, in die derselbe nach der Altis zu auslief.

Kann man auch eine sichere, sämmtliche Schatzhäuser umfassende Chronologie bis jetzt nicht aufstellen, so lassen doch einzelne gewisse Anzeichen auf eine frühe Entstehung einzelner schliessen.

So kann dasjenige der Stadt Sybaris mit Sicherheit zu den ältesten gezählt werden, weil dieser Ort bereits im Jahre 510 von seinen feindlichen Nachbarn, den Krotoniaten, von Grund aus zerstört ward.

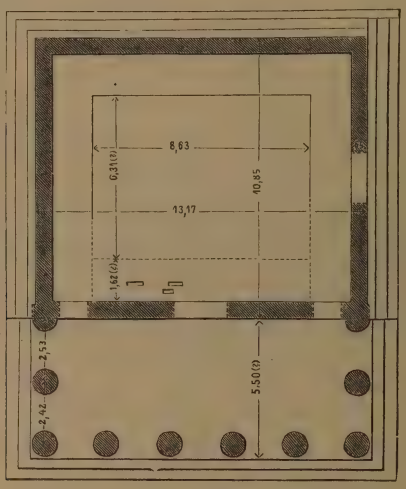
Wir werden mit grosser Wahrscheinlichkeit dieses Schatzhaus in Nr. VII des Situationsplanes zu erblicken haben. Mit voller Bestimmtheit lässt sich dies deshalb nicht entscheiden, weil die Zahl der Schatzhäuser, welche Pausanias aufführt, Zehn, mit unsrem Befunde nicht übereinstimmt, der mit Sicherheit zwölf, vielleicht auch noch ein dreizehntes, erkennen lässt. Zudem kann es als ziemlich ausgemacht gelten, dass die im Plane mit II und III bezeichneten Thesauren zur Zeit des Pausanias nicht mehr vorhanden waren; man hatte sie abgebrochen und über ihre Fundamente hinweg einen mit Steinbahn befestigten Weg nach dem Gipfel des Kronoshügels angelegt, dessen Spuren sich noch verfolgen lassen.

Als relativ alt werden wir ferner das Schatzhaus von Kyrene Nr. VIII anzusehen haben. Beide Schatzhäuser bieten die einfache Form eines „templum in antis."

Die nächste Stadt, die einen Thesauros gründete, griff hierzu nach einem besonderen Mittel.

Wie man nach Olympia kam nicht nur um zu sehen, sondern auch um gesehen zu werden, wie die zum Feste abgeordneten Gesandtschaften der einzelnen Staaten die kurze Zeit der Feier benutzten, um durch die Entfaltung möglichsten Glanzes das Ansehen ihrer Heimath erhöhen zu helfen, so sieht man auch bei den Stiftungen köstlicher Gaben, Tempel und Schatzhäuser mit dem frommen Sinne und der Opferfreudigkeit der Stifter nicht selten die Eitelkeit, die Sucht zu glänzen, Hand in Hand gehen. Die Wahl der Aufstellungsorte solcher Weihegeschenke, also wo es sich um Gebäude handelt, die Wahl der Baustelle, legt dafür deutliches Zeugniss ab. So wählte denn auch die Stadtgemeinde nicht ohne Bedacht den hochgelegenen Punkt am Kronionhange, und zwar wiederum nicht ohne bewusste Absicht denjenigen Punkt dieses Hanges, der sowohl von der Altis wie auch vom Stadion, vom heiligen wie vom profanen Bezirke aus gleich gut zu sehen war, die Höhe über der Grenze beider, über der Nordostecke der Altis und dem Eingange zur Rennbahn. Diese Stadt

war Gela, die um 690 gegründete dorische Colonie an der Südküste Siciliens, deren Wachsthum sich so kräftig entwickelte, dass bereits 582 die engen Grenzen nicht mehr zureichten, die Bevölkerung zu fassen, und dass ein Theil der Einwohner zu einer neuen Gründung schritt, dem reichen Akragas. Etwa um diese Zeit wird man die Erbauung des Schatzhauses in Olympia anzusetzen haben. Es bildete in seiner ursprünglichen Gestalt ein Haus von rechteckigem Grundriss, 13,17 Meter lang und 10,85 Meter breit, den einen Giebel dem Stadion, den anderen dem



Schatzhaus von Gela.
Fig. 45.

Heraion zugewandt. In späterer Zeit hat man der nach Süden gerichteten Langseite dieses Hauses eine Halle vorgelegt, welche nun mit ihren sechs dorischen Säulen eine neue, dritte Front des Gebäudes bildete. Architektonisch wurde sie dem alten Bau dadurch verknüpft, dass man vor die Mauerenden der Giebelseiten Halbsäulen legte und, der bedeutenden Tiefe der Halle von 5,50 Meter entsprechend, zwischen diese Halbsäulen und die Ecksäulen der Front noch je eine Säule stellte — das Schema der Vorhalle eines römischen Tempels (vgl. den Grundriss Fig. 45).

Obschon von dieser ganzen Architektur nur noch sehr geringe Reste an Ort und Stelle in alter Lage befindlich sind, vermochte man doch die Wiederherstellung des Gewesenen mit grosser Sicherheit zu gewinnen, da von sämmtlichen Bautheilen hinreichende Bruchstücke, in die byzantinische Festungsmauer eingebaut, vorgefunden wurden. Nur die im Situationsplane angedeutete Säulenstellung im Inneren des Hauses beruht auf einer nicht hinreichend gesicherten Vermuthung.

Die stark verjüngten Säulenschäfte der Vorhalle tragen ein hohes dorisches Capitell, welches durch die vier scharfkantigen Ringe unter seinem Halse von der allgemeinen üblichen Form abweicht. Ein ganz entsprechendes Capitell hat sich in Gela selbst vorgefunden.

Weist diese Uebereinstimmung im Verein mit anderen Anzeichen darauf hin, dass auch der vordere Anbau nicht etwa von den Eleern in später Zeit, sondern von den Geloern selbst hinzugefügt worden ist, so gewinnen wir daraus die Zeitbestimmung, dass dieser Anbau vor dem Jahre 405 errichtet wurde, wo Gela durch die Karthager zerstört ward. Diese Bestimmung interessirt weniger um des vorliegenden Anbaus selbst willen, als vielmehr wegen der dadurch ermöglichten Datirung der beiden neben dem Thesauros von Gela nach Westen zu folgenden Schatzhäuser. Denn ein Blick auf den Situationsplan genügt, um zu erkennen, dass die Erbauer dieser zwei Thesauren sich in deren Front nach derjenigen des ursprünglichen Geloer Schatzhauses gerichtet haben, dass der Anbau noch nicht stand, als sie gebaut wurden, denn sonst hätte man sie in die Front der Vorhalle gerückt. Somit müssen diese beiden Bauten sämmtlich spätestens während des fünften Jahrhunderts errichtet sein.

Wesentlich höheres Interesse als der jüngere Theil des Geloer Schatzhauses und die Consequenzen, die sich daran knüpfen, beansprucht der ursprüngliche Bau durch eine überaus folgenreiche Entdeckung: Mit den aus Kalkstein hergestellten Blöcken dieses Baues zusammen in den westlichen Zug der Byzantinischen Festungsmauer verpackt fand sich eine Anzahl von reich bemalten Terracottastücken, von denen die eine Form als Theil einer Traufrinne leicht kenntlich war, während eine zweite kastenartig gestaltete eine senkrechte Vorderfläche besass, von der ein oberes längeres und ein unteres kürzeres Seitenstück in rechtem Winkel abzweigte. Die Aussenfläche des oberen Kastenstückes war nicht bemalt und in regelmässigen Abständen mit Löchern versehen, durch welche Nägel getrieben werden konnten. Die Breite dieser Fläche entsprach der Unterfläche jener Traufrinne und erwies sich so als mit ihr zusammengehörig. Damit war als sehr wahrscheinlich erwiesen, dass diese kastenförmigen Thonstücke nichts anderes gewesen sein konnten als die Bekleidung des Kranzleistens (Geison), welcher sowohl an den Trauf- und Giebelseiten den oberen Abschluss eines Gebäudes über dem Gebälk, als auch an den Giebeln die Umrahmung der dreieckigen Felder bildet.

Die sorgfältigere Untersuchung der dem älteren Schatzhause zugehörigen Kranzleistenstücke ergab nun durch die auf ihrer Oberseite vorhandenen Nagellöcher wie durch die Falze, in welche die Unterseiten

der Terracottakasten genau hineinpassten, die überraschende Thatsache, dass diese letzteren in der That die äussere Bekleidung der steinernen Kranzleisten des Geloer Schatzhauses gebildet hatten. Es war damit ein erster und einzig dastehender Fall constatirt, dass man an einem griechischen Bau steinerne Gebälktheile wiederum mit Stein, mit gebranntem Thon, bekleidet hatte. Von der Construction wie von der Farbenwirkung des noch zu besprechenden Ornamentes dieser Geisa und Traufrinnen giebt die beigefügte Tafel V (nach der Aufnahme des Herrn R. Borrmann) ein anschauliches Bild.

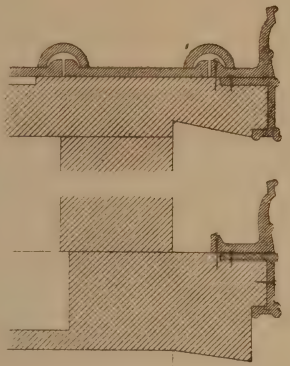
Die einmal gemachte Beobachtung reizte zu eingehenden Forschungen über das etwaige weitere Vorkommen dieser seltsamen Incrustationstechnik. Da man aus guten Gründen annehmen durfte, dass das Schatzhaus von Gela von einem sicilischen Architekten erbaut war, der seiner heimischen Bauweise auch in Olympia treu geblieben, die Technik seines Vaterlandes hierher verpflanzt hatte, so lag es am nächsten, zuerst in Gela selbst und sodann im übrigen Sicilien und dem stammverwandten Unteritalien Nachforschungen anzustellen. So traten denn nach Schluss der olympischen Ausgrabungen im Frühjahr 1881 die Herren Architekten Dr. W. Dörpfeld, F. Graeber, R. Borrmann und K. Siebold eine Untersuchungsreise dorthin an, und es gelang ihren nicht gering anzuschlagenden Bemühungen, die gleiche Technik nicht nur in Gela, Selinus, Akrai und Syrakus, sondern auch in den unteritalischen Städten Kroton, Metapont und Paestum nachzuweisen.

Es wurde durch diesen Nachweis an verschiedenen, in ihrer Entstehungszeit ziemlich weit auseinanderliegenden Bauwerken deutlich, dass die Incrustation von Steingebälken mit Thonkasten oder Thonplatten in Sicilien und Grossgriechenland in einem längeren, einer frühen Epoche angehörigen Zeitraum üblich gewesen ist. Ob es sich hier um eine auf die westlichen Colonien beschränkte Bauweise handelt, oder ob die Wurzeln derselben im Mutterlande, im alten Griechenland, zu suchen sind, das ist noch eine offene Frage, deren Beantwortung, nachdem sie einmal angeregt worden, hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Auf die zweite aufzuwerfende Frage, welche Beweggründe zu einer so seltsamen Praxis geführt haben können, dürfte die Antwort bereits gefunden sein. Sie ist von den oben genannten Herren, den Entdeckern und weiteren Bearbeitern der interessanten Thatsache, in der wissenschaftlichen Veröffentlichung ihrer Resultate „Ueber die Verwendung von Terracotten am Geison und Dache griechischer Bauwerke“ auch bereits gegeben worden. Es ist in dieser Schrift, nach welcher auch unsre Tafel V

TERRACOTTEN vom SCHATZ-HAUSE der GELOER.

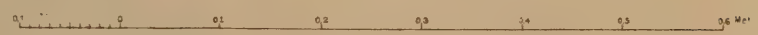
I. SIMA DER GIEBEL-SEITE.



II. SCHNITT DURCH DEN GIEBEL.

III. SIMA UND GEISON-VERKLEIDUNG DER TRAUF-SEITE.

IV. UNTER-ANSICHT DES VERKLEIDUNGS-STÜCKES.



GEZ. V. R. BORRMANN

Verlagsbuchhandlung v. Jul. Springer Berlin

Lith. Inst. u. Steindr. v. W. Greve, Kgl. Hoflith. Berlin

gefertigt wurde, darauf hingewiesen, dass es sich um einen blossen Schutz des freilich oft schlechten Baumateriales durch die wetterbeständigen Thonkasten nicht handeln konnte. Hierzu bediente man sich bereits in sehr früher Zeit eines Stucküberzuges von ausgezeichneter Güte, der noch jetzt auf das festeste an dem Stein haftet und seine Zerstörung unmöglich machte. Dieser Stuck bot zugleich einen sehr geeigneten Untergrund für die künstlerische Ausschmückung der Bauglieder durch farbige Bemalung und ist in reichlichem Maasse so benutzt worden. Es kann sich somit, da technische Gründe gänzlich fehlen, nur um das Festhalten an einer alten Tradition handeln, die aus einer Zeit stammt, wo die Bekleidung von Bautheilen mit Terracottakasten einen praktischen Werth hatte. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, dass die ältesten Gebäude Griechenlands, heilige wie profane sicherlich nicht in Stein, sondern in Holz hergestellt wurden; wir haben am Heraion gesehen, wie langsam und allmälich erst das Holz dem Steine wich. Von allen Bautheilen ist aber keiner schlechter gegen die Unbill des Wetters, Schlagregen und Sonnenbrand, geschützt, als eben das weit vorspringende Kranzgesims des Hauses oder Tempels, welches ja, selbst bestimmt, die niedriger liegenden Gebälktheile gegen das Wetter zu schützen, alles Ungemach desselben auf sich zu nehmen hat. Heutzutage umgeben die Baumeister dieses Gesims, sofern es aus Holz gemacht wird, mit einer schützenden Hülle von Metallblech. Im hohen Alterthum war dies eine viel zu kostbare Waare, um zu anderen als künstlerischen Zwecken beim Bau verwendet zu werden. So griff man zu dem wohlfeilen und doch einer künstlerischen Ausbildung vollkommen fähigen Material, dessen Bildsamkeit auch die älteste Kunstübung der statuarischen Plastik ermöglichen half, dem Thon.

So leitet auch diese neue Entdeckung am Schatzhause von Gela wiederum auf die Thatsache, dass das älteste griechische Haus, der älteste hellenische Tempel, ein Holzbau war, dass man erst allmälich den Stein verwenden lernte, dass man die für den Holzbau als praktisch erkannte Technik aus alter Gewohnheit auf den Steinbau übertrug und an dieser Praxis, wenigstens in bestimmten Bezirken, noch lange Zeit festhielt, als bereits anderwärts eine neue, dem Materiale besser entsprechende Technik gefunden war.

Ueber das für uns so interessante Bauwerk verliert Pausanias nur wenige Worte: „Das letzte der Schatzhäuser liegt bereits am Stadion. Eine Inschrift besagt, dass der Thesauros und die Bildsäulen darin Weihgeschenke der Geloer sind; jetzt aber sind keine Bildsäulen mehr

darin vorhanden". Man sieht an diesem einen wie an so vielen anderen Beispielen, wie weit über alles Erwarten lohnend die Arbeiten in Olympia gewesen sind, wie sie Licht über Gebiete verbreiten, über welche man sich, nach den vorhandenen Schriftquellen zu urtheilen, nicht die mindeste Aufklärung versprechen durfte, wie sie nicht nur anregend, sondern auch rgundlegend für fernere Arbeiten, einen Markstein in der Geschichte der Alterthumsforschung bilden werden.

Die Terracotten des Geloer Schatzhauses haben aber auch an und für sich noch manches Eigenthümliche, was sie näherer Betrachtung werth macht. Die Form der Traufrinne (Sima) verräth noch kaum eine Verwandtschaft mit dem edelgeformten Typus der Blüthezeit, sie erinnert nicht allein in der Form ihrer Hohlkehle, sondern auch in deren Bemalung an ägyptische Vorbilder. Diese Traufrinne ist nicht nur an den Traufseiten und längs der aufsteigenden Giebelgesimse angebracht, sondern sie bekrönt auch in ganz zweck- und sinnloser Weise den horizontalen Kranzleisten der Giebelseiten. In den spitzen Winkeln des Giebeldreiecks wird dann zu der (in der Zeichnung nicht sichtbaren) naiven, um künstlerische Gesetze gänzlich unbekümmerten Lösung des Zusammenstosses der wagrechten und der ansteigenden Gesimstheile gegriffen. Auch die übrigen Flächen dieser seltsamen Terracottaarchitektur lassen in ihrer fast ausschliesslich mit Lineal und Zirkel herzustellenden Ornamentik noch deutlich den Stempel des Hochalterthümlichen erkennen, wenn sie auch immerhin (wie in dem doppelten Flechtbandmuster) den Ornamentformen der classischen Periode bereits näher stehen als die Zierformen am Heraion. Eigenartig ist ferner die Form der Wasserausgüsse an den Traufseiten, für welche nicht die später allgemein gewordene Löwenmaske als künstlerisches Motiv gewählt wurde, sondern die man als einfache, von grossen Tellern umrandete Röhren aus der Wasserrinne austreten liess.

Auch in der Farbengebung und in der Technik derselben unterscheiden sich die Terracotten des Geloer Schatzhauses und deren in Italien aufgefundene Verwandte wesentlich von der der älteren Thonmalerei, die wir am Heraion kennen lernten. Während hier zunächst ein schützender dunkler Firniss auf den Thon aufgetragen wurde, welcher als Grund für aufgetragene Deckfarben diente, bildet den Untergrund der späteren Terracotten stets ein hellgelber Farbenton, auf den die Muster in zwei dunklen Tönen, schwarzbraun und roth, aufgesetzt wurden, um mit dem Materiale durch den Brand untrennbar verbunden zu werden.

Auch von dem Dache des Geloer Schatzhauses sind sämmtliche Bestandtheile aufgefunden worden. Es unterscheidet sich wie Fig. 46

[ein Schnitt durch die Ziegellage und eine Reihe Firstziegel] zeigt, von dem Dache des Heraion in seinen Regenziegeln, welche nicht mehr hohl gebogen sind wie dort, sondern bereits die später übliche Form flacher Ziegelplatten mit aufgebogenen Rändern besitzen. Die Deckziegel und die mit Palmetten geschmückten Firstziegel entsprechen dagegen in Form und Anordnung im wesentlichen noch denen des Heraion.

Dem Zwecke unsrer Darstellung gemäss werden wir uns auf diese allgemein gehaltene Kennzeichnung des Werthes beschränken müssen, welchen der Fund des Geloer Schatzhauses für die Alterthumswissen-

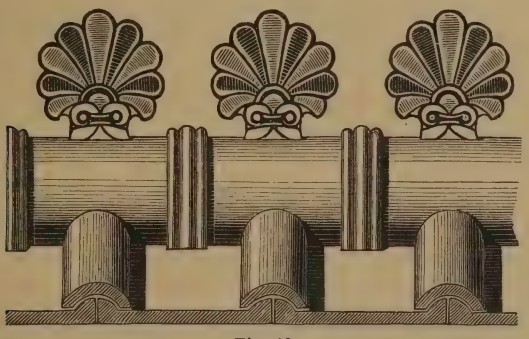


Fig. 46.

schaft besitzt, und den in seinem vollen Umfange zu erkennen vermuthlich erst einer spätéren Zeit vorbehalten sein wird. —

Terracottafragmente verwandter Art, welche wohl sicher zu den Schatzhäusern gehören, sich indessen einem bestimmten derselben nicht mit Gewissheit zutheilen lassen, geben davon Zeugniss, dass dem Beispiele von Gela schon in ziemlich früher Zeit andere Städte Siciliens und Grossgriechenlands nachgefolgt sind. Einem Schatzhause solchen Ursprungs (vielleicht dem der Stadt Metapont) dürfte eine in Olympia gefundene Terracottaverkleidung angehören, welche (nach der officiellen Publication des Herrn Borrmann) auf unserer Tafel IV unter dem Akroterion des Heraion abgebildet worden ist. Zwei Bruchstücke haben sich von derselben gefunden, welche, wenn nicht mit absoluter Gewissheit so doch mit hoher Wahrscheinlichkeit, als zusammengehörig betrachtet werden dürfen. Ihre Maasse sowohl wie ihre Ornamente stimmen so sehr überein, dass man keinen Anstand genommen hat, sie in der hier ersichtlichen Weise zu einem Ganzen verbunden darzustellen. Sowohl die Form des Profiles, welches in eine scharf umbogene Hohlkehle endigt, als auch der Schmuck dieser Hohlkehle mit einer Reihe steifer lothrechter Blätter erinnert lebhaft an ägyptische Vorbilder. Dazu gesellt

sich das beliebte orientalische Motiv der Rosette auf dem abschliessenden Randplättchen, ein Ornament, welches die Blüthezeit der griechischen Architektur gern in ähnlicher Weise zum Schmuck von Umrahmungen anwendete.

Das Schatzhaus von Gela besitzt noch eine gesonderte Futtermauer hinter seinem Rücken zum Schutze gegen die Rutschungen des Kronion. —

Nach seiner Erbauung ward nun die grossartige Terrassenanlage geschaffen, welche die Altis im Norden abschliesst. Man war genöthigt, sich damit dem Terrain anzuschliessen, daher ist die Terrasse zweimal geknickt.

Sicher hat diese bedeutende Anlage im Alterthume einen hervorragenden Eindruck gemacht.

Dem Schatzhause von Gela schliesst sich räumlich unmittelbar ein zweites an, dessen Gründung wir unbedenklich noch in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts setzen dürfen. Es ist dies das Schatzhaus der Stadt Megara, der Nachbarstadt von Attika wie von Korinth. Ein Sieg über das Letztere, das schon in früher Zeit zu hohem Reichthume gelangte Handelsemporium, hatte ansehnliche Beute eingebracht, von der ein Theil Zeus zu Ehren zur Stiftung eines Schatzhauses in Olympia verwendet wurde. Dieses Schatzhaus ist in der einfachen Form der „aedes in antis“ gebaut, und zwar wurden die Quader aus dem gewöhnlichen muschelreichen Poroskalkstein gehauen, während man für die feiner profilirten Werksteine sich eines gleich jenem in der Nähe von Olympia brechenden feinen Mergelkalksteines bediente, dessen Korn ihn selbst zu plastischen Werken einfacherer Art geeignét macht. Die Formen der Architektur, die Bemalung der thönernen, mit Löwenköpfen besetzten Traufrinne, deren roth und schwarzes, auf- und absteigendes Palmettenornament auf gelbem Grunde sich erhalten hat, kennzeichnen den Bau als einem entwickelteren Stile zugehörig, als dem, welchen wir bei dem Schatzhause von Gela kennen lernten. Während dieses in seinem älteren Theile nicht den für die dorische Bauweise charakteristischen Fries von Triglyphen und Metopen, ja, wie es scheint, auch keine Säulen besessen hat, mithin als ein dorischer Bau im strengeren Sinne kaum bezeichnet werden kann, zeigt das Schatzhaus von Megara den Triglyphenfries wenigstens in der Front, nicht dagegen an den Langseiten.

Was Pausanias als an diesem Gebäude bemerkenswerth bezeichnet, bildet auch für uns sein Hauptinteresse: der plastische Giebelschmuck desselben, den wir zum grossen Theile, wenn auch in sehr beschädigtem Zustande, wieder aufgefunden haben.

Gemeinschaftlich mit den Gebälktheilen dieses und des Geloer Schatzhauses fanden sich die aus Mergelkalkstein hergestellten Sculpturfragmente verbaut in dem südlichen Theile der byzantinischen Festungsmauer und wurden bei dem Abbruche der letzteren — zum Theil noch mit ihrem Farbenschmucke — ans Licht gezogen. Nachdem man die Bruchstücke zuerst für Theile eines Frieses gehalten hatte, den man sich an den triglyphenlosen Längseiten des megarensischen Schatzhauses angebracht dachte, ergab sich später, dass man es vielmehr mit eben dem Giebelfeldschmucke zu thun hatte, der nach Pausanias' Angabe in Relief gearbeitet, den Kampf der Götter mit den Giganten darstellte, dasselbe Thema, welches in so grossartiger Weise ausgeführt, den Vorwurf der Friescomposition des gewaltigen pergamenischen Altares bildet. Während aber hier zur Niederwerfung der himmelstürmenden Unholde der ganze Olympos, die vollzählige Schaar der Unsterblichen aufgeboten wurde, gestattete der beschränkte Raum des bescheidenen Gebäudes der Megarer nur die hervorragendsten Kämpfer aus den beiden feindlichen Lagern herauszugreifen. Das Giebelfeld bildete ein Dreieck von 5,84 Meter Länge und 0,73 Meter Höhe. Dieser enge Raum wird durch zwei gelagerte Eckfiguren und fünf Kämpferpaare von nicht ganz halber Lebensgrösse ausgefüllt.

Die älteste zur Zeit bekannte Giebelfeldcomposition Griechenlands, hat diese Gruppe vollen Anspruch auf die Theilnahme der Forscher und Kunstfreunde.

Von den zwölf Figuren, welche sie bildeten, sind neun in Bruchstücken erhalten. Am besten der Gigant in der Mitte des Giebels, welcher im Kampfe verwundet ins Knie gesunken ist. (Taf. VI nach einer Radirung des Künstlers Herrn Ludw. Otto.) Er ist vollständig gewappnet mit Panzer und Beinschienen, Rundschild und Helm; die Rechte führte das Schwert. Von seinem göttlichen Gegner, als welchen wir zweifellos Zeus zu erkennen haben, sind nur wenige Fragmente, darunter der vorgestreckte Fuss, erkennbar. Dieses Kämpferpaar bildete das Centrum der Composition. Zur Rechten und Linken befanden sich je zwei Kämpferpaare, von denen die göttlichen Streiter, nach Analogie zu schliessen, Poseidon und Athena, Herakles und Ares gewesen sein dürften. Als die berühmtesten Giganten werden Ephialtes und Enkelados unter den Gegnern nicht gefehlt haben. Die Ecken der Giebel scheinen von Thierfiguren ausgefüllt gewesen zu sein.

Bemerkenswerth sind die Spuren der einstigen Bemalung, welche hier offenbar nicht nur der Plastik zu Hilfe kommen sollte, sondern wohl

die ganze Composition bedeckte. Der Reliefgrund war blau ausgefüllt, an Haupt- und Barthaaren zeigten sich Spuren rother Bemalung, die selbst in der Blüthezeit — ein für uns ganz unbegreiflicher Geschmack — oft als Haarfarbe der Statuen, freilich auch wohl oft nur als Untergrund für Vergoldung, angewendet wurde. Auch auf dem Schilde und dem Helmbusche des mittleren Giganten fanden sich Reste rother Farbe vor.

Die Bildung des menschlichen Körpers, welche uns namentlich in dem am besten erhaltenen Giganten entgegentritt, verräth das hohe Alter unserer Gruppe. Noch viel ausgesprochener als an anderen archaïschen Werken tritt uns hier die starke Betonung des Schulterbaus entgegen, dessen Breite das bei den aiginetischen Kriegern bekannte Verhältniss weit überschreitet. Auch die dreieckige Form der nach den Hüften zu auffallend schmal werdenden Brust findet hier ihr Prototyp. Arme und Beine sind kurz und sehnig gebildet. Das feine anatomische Verständniss, welches trotz aller Missgriffe die Aigineten kennzeichnet, muss man bei den Megarensern leider vermissen: die Extremitäten, soweit erkennbar, sind geradezu schlecht gestaltet.

Bilden so die neu gewonnenen Sculpturen eine sehr werthvolle Bereicherung für die Geschichte der Formgebung, so ist ihr Werth doch ungleich höher für die Erkenntniss von dem künstlerischen Fortschreiten in der Composition. Abweichend von den uns bekannten älteren Giebelfeldgruppen besitzt die megarensische keine Einzelfigur als Mittelpunkt; das Centrum bildet vielmehr eine Gruppe zweier der Axe zugewendeter Figuren in fast völliger Profilstellung. Die andren Kämpfergruppen aber, gleichfalls ins Profil gestellt, wenden sich von dem Mittelpunkte ab; sie streben, der Sparrenneigung folgend, den Ecken zu, und begleiten folgerichtig so die Bewegung der beiden Dachtheile, welche das Alterthum sich als Fittige dachte und demgemäss mit dem Namen Aëtoi, Adlersflügel, bezeichnete.

Anders schuf die vorgeschrittenere Kunst nach dem Ende der Perserkriege: In den Giebeln von Aigina bildet eine einzelne Figur in Frontstellung den räumlichen wie den geistigen Mittelpunkt der Handlung. Die Uebereinstimmung, welche die ältere Kunst unbewusst zwischen der constructiven Anlage des Giebels und seinem Schmucke in der Richtung der Flügelfiguren gesucht hatte, ist aufgehoben. Die letzteren, auch noch sämmtlich in Profilstellung, sind dem Centrum zugewendet. Der bildnerische Schmuck, der zuvor eine blosse Beigabe des Bauwerks gewesen war, erhebt sich bereits zum selbständigen Kunstwerke.

Nicht minder bedeutend ist der Fortschritt, den wir über die aigi-

Gez. u. gest. v. Ludw. Otto

SCHATZHAUSGIEBEL VON MEGARA

GIGANT

Verlag von Julius Springer in Berlin.

netischen Künstler hinaus in den Giebelfeldern des Zeustempels von Olympia vollzogen sehen: Auf der Ostseite die fünf Hauptpersonen der Handlung sämmtlich in (nicht einförmiger sondern variirter) Frontstellung dem Beschauer zugewendet und so sein Interesse an sich fesselnd; diesen fünf Hauptpersonen folgen zu beiden Seiten Gruppen, welche einen Uebergang von der frontalen zur Profilstellung bilden; nach den Enden zu schliesslich wenden sich je drei ins Profil gestellte Figuren dem Mittelpunkte zu, wie sie zugleich den Blick des Beschauers dorthin zurückweisen.

Im Westgiebel desselben Tempels haben die langen Pferdeleiber der Kentauren für die analoge Gruppirung ein beträchtliches Hinderniss gebildet, das nichtsdestoweniger von dem Künstler überwunden worden ist. Noch allmäliger als im Ostgiebel leitet hier von dem de face stehenden Gotte Gruppe nach Gruppe von der Dreiviertelwendung zum vollen Profil der Endfiguren über. Um das Gesetz nicht zu durchbrechen, hat der Bildner es nicht einmal verschmäht, die langen Hinterleiber zweier Kentauren einfach wegzulassen und die Ungethüme wie aus der Bildfläche heraussprengend darzustellen.

In den Parthenongiebeln endlich ist jede Spur einer räumlichen Beschränkung durch das Giebeldreieck von dem Compositionstalente des Meisters getilgt worden. Bewegte Gruppen nach allen Seiten gewendeter Figuren füllen einen Raum, dessen Abmessung und Form nicht ihre Gruppirung bestimmt zu haben, sondern vielmehr von letzterer dictirt worden zu sein scheint. Die Einheit der Handlung ist nicht mehr durch das äusserliche Mittel der Figurenrichtung erstrebt, sie liegt auf rein geistigem Gebiete, und ihre Forderung erscheint für den jeder Befangenheit ledigen Meister auch nicht mehr so kategorisch, als dass er sich nicht auch gestatten dürfte, seinem Drange nach Schöpfung liebevoll behandelter secundärer Gruppen in freier Anordnung zu genügen. —

Es ist ein weiter Weg von den rohen Versuchen am Megarer-Schatzhause bis zu den köstlichen Schöpfungen am Parthenon. Die olympischen Ausgrabungen haben uns zwei feste Marksteine für die Erkenntniss seiner Bahn geliefert: ein Mittelglied in den Compositionen des Zeustempels und den bis jetzt frühsten Ausgangspunkt im Giebel des Thesauros von Megara. —

Es muss nun, wie wohl einleuchtet, von sehr hoher Wichtigkeit für die Kunstgeschichte sein, den Zeitpunkt festzustellen, an welchem die letztere Composition entstanden, und wenn möglich die Schule, aus welcher sie hervorgegangen ist. Dazu bietet uns Pausanias wider seinen Vorsatz und ohne sein Wissen die Möglichkeit. Er berichtet nämlich, dass in

dem Inneren des Schatzhauses als Weihgeschenke der Megarer kleine mit Gold ausgelegte Figuren aus Cedernholz zu sehen gewesen seien, die den Kampf des Herakles mit Acheloos darstellten. „Zeus steht dort und Deïaneira, Acheloos und Herakles, Ares aber dem Acheloos beistehend. Hier stand auch das Bild der Athena als Kampfgenossin des Herakles; diese steht jetzt neben den Hesperiden in dem Heraion."

Nun erzählt Pausanias weiter, dass an der Giebelspitze des Schatzhauses eine auf einem Schilde angebrachte Inschrift besage, dass Megara das Schatzhaus von korinthischer Beute errichtet habe, und er fügt hinzu: „Diesen Sieg haben die Megarer meiner Meinung nach davongetragen, als Phorbas in Athen Archont war, der dieses Amt auf Lebenszeit bekleidete." „Auch sollen es die Argiver mit den Megarern gegen die Korinther gehalten haben. Das Schatzhaus in Olympia machten die Megarer erst nach Jahren nach jener Schlacht; die Weihgeschenke dagegen müssen sie offenbar schon früher besessen haben, da sie der Lakedaimonier Dontas, des Dipoinos und Skyllis Schüler, gemacht hat."

Pausanias ist fast überall unglücklich, wo er eine eigene Muthmaassung versucht, und folgt nicht selten, wo er die Wahl hat, der verkehrtesten Meinung. Hat er sich schon in der Bezeichnung einer der Figuren im Schatzhause vergriffen — denn Zeus hat mit dem Vorgange nichts zu schaffen, wohl aber König Oineus, der Vater der Deïaneira, den wir auch in Philostrats Gemälden bei der Kampfscene gegenwärtig finden — so ist er wohl noch weit unglücklicher mit seiner chronologischen Muthmaassung, welche das Schatzhaus für jünger hält, als die Weihgeschenke in demselben: Denn der Gegenstand, welchen jene Weihgeschenke darstellten, war doch offenbar eine sinnbildliche Einkleidung für die Demüthigung eben der Korinther. Der Stromgott Acheloos hatte mit dem Vordringen korinthischer Macht an der Südküste von Hellas, mit den Gründungen von Molykreia in Lokris, von Chalkis in Aitolien, in Korinth Bürgerrecht erhalten, er stand in hohen Ehren und galt für den Vater der heiligen Quellnymphe Korinths, der Peirene. Seine Demüthigung und Ueberwindung durch den argivischen Heros darstellen, hiess den Korinthern eine schwere Kränkung zufügen, war eine deutliche, Jedermann verständliche Anspielung auf die Niederlage Korinths. So ist denn jene Gruppe des Dontas sicherlich ebenso gut wie das Schatzhaus in Erinnerung an den Sieg Megaras über Korinth und aus der korinthischen Beute gestiftet worden. Das Schatzhaus und sein Inhalt gehören ursächlich und zeitlich zusammen. Nachdem wir ersteres mit seinen hochalterthümlichen Sculpturen und seinen architektonischen Eigenheiten aus eigener An-

schauung kennen gelernt haben, kann daran kein Zweifel mehr aufkommen, dass es noch dem sechsten Jahrhundert, wenn auch wohl seiner zweiten Hälfte angehört.

Man wird nun wohl unwillkürlich zu der Annahme getrieben, dass auch der Schmuck des Giebelfeldes demselben Künstler übertragen wurde, welcher die statuarische Ausschmückung des Innern auszuführen hatte. Gewiss dürfen wir die Composition des Giebelfeldes, wenn nicht auf Dontas selbst, so doch auf seine Richtung und Schule zurückführen, von deren Eigenart wir nun zum ersten Male uns ein Bild zu machen vermögen. Einer der ältesten Künstlernamen, ein Schüler der berühmten Goldelfenbeinbildner Dipoinos und Skyllis, bisher ein leerer Klang, bei dem man sich nur sehr vage Vorstellungen machen konnte, hat in der Auffindung des megarensischen Giebelfeldes nun Leben und Gestalt gewonnen, für die Geschichte der Kunst gewiss ein Ergebniss, welches das Ausbleiben so mancher Antwort auf Fragen, die wir an den Boden von Olympia stellten, leichter verschmerzen lässt. —

Mit der Weihung korinthischer Beute in Gestalt des Megarer-Schatzhauses und seines Inhalts wird man geneigt sein eine andere Weihegabe in Verbindung zu bringen, welche im Jahre 1795 der Alpheios bei Olympia herausgab, und die von dort ihren Weg nach England genommen hat, jenen prächtigen Bronze-Helm, der die Inschrift trägt: „Die Argiver stifteten Dies dem Zeus von korinthischer Beute.“ Ihrer Zeit nach, etwa der 60. Olympiade, mag diese Stiftung mit der des Megarer-Schatzhauses ungefähr zusammenfallen. Voreilig aber möchte es sein, den Schluss darauf zu bauen, dass es sich hier um ein und denselben Feldzug handele, in welchem, jener von Pausanias missdeuteten Nachricht zufolge, Megarer und Argiver gemeinsam gegen Korinth gestanden hatten. Die Fehden zwischen den Nachbarländern waren so häufige, dass der Anlässe zu kleineren Stiftungen gewiss genug vorlagen. —

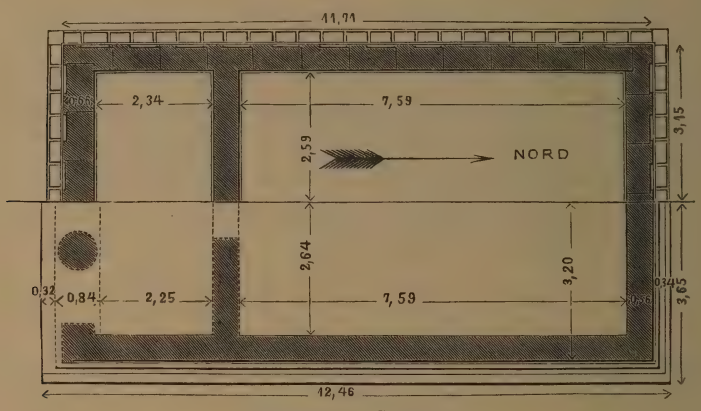
Neben dem Megarer Schatzhause liegt das der Stadt Metapont, Nr. X unseres Planes. Pausanias sagt hierüber nichts; nur ein erhaltenes Fragment des Polemon berichtet von dem reichen Edelmetallschatze, den es barg: hundertundzweiunddreissig silberne Schalen, zwei silberne Weinkrüge, ein silbernes Opfergeschirr und drei vergoldete Schalen.

Vielleicht besitzen wir unter den Fundstücken ein Capitell, welches wir diesem Bau zuschreiben dürfen. Es ist dorisch, gleich denen der anderen Schatzhäuser, aber es hat unter seinem Echinus noch eine sorgfältig gemeisselte Blattreihe, wie wir sie von Paestum her kennen. —

Von den übrigen Schatzhäusern, mit Ausnahme des westlichsten, ist

das Baumaterial nur in so geringen Bruchstücken aufgefunden worden, dass die Reconstruction derselben bis jetzt wenigstens nicht möglich gewesen ist. Nur die Grundrissform, die Planbildung, lässt sich aus den Fundamenten erkennen.

Von der westlichen Gruppe der Schatzhäuser gehört das der Stadt Sikyon, das erste von Westen aus gerechnet, so gut wie das von Selinus sicherlich nicht mehr dem sechsten Jahrhundert an, es fällt wohl kurz vor die Erbauung des Zeustempels. Es mag jedoch gestattet sein, das Wenige was hierüber und von den übrigen Schatzhäusern noch zu sagen bleibt, bereits hier vorwegzunehmen und damit die Darstellung der Schatzhausterrasse abzuschliessen.



Schatzhaus der Sikyonier.

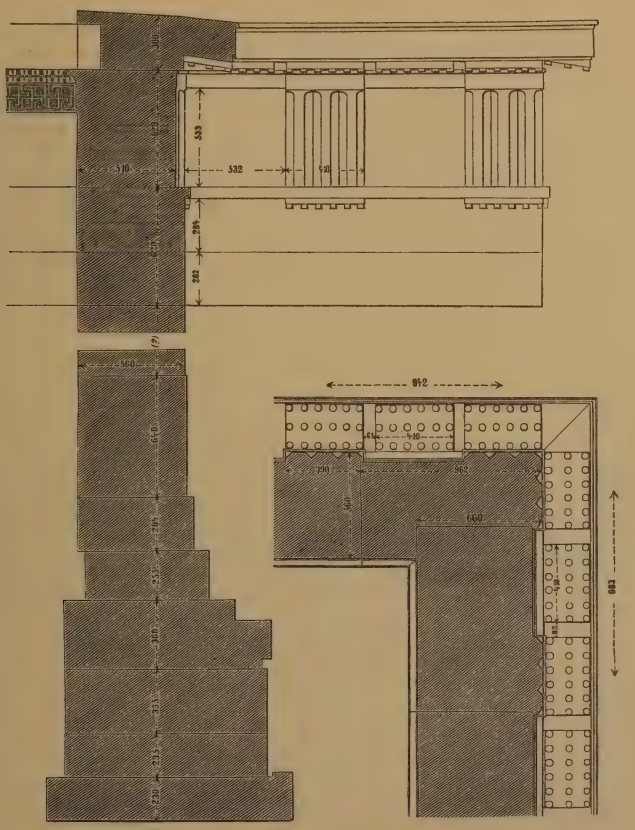
Fig. 47.

Nach Pausanias' Bericht wäre das Schatzhaus der Stadt Sikyon das älteste von allen gewesen. Er giebt an, dass Myron, der Tyrann von Sikyon, es gestiftet habe, nachdem er in der 33. Olympiade (648) in Olympia einen Sieg mit dem Viergespann errungen. Er habe auch zwei „Thalamoi" in diesem Schatzhause gemacht, den einen in dorischer, den anderen in ionischer Weise. Diese „Thalamoi" seien, wie Berichterstatter selbst gesehen, aus Erz gemacht, und auf dem kleineren der beiden stehe eine Inschrift, welche sein Erzgewicht auf 500 Talente (ca. 18 000 Kilogramm) und als Stifter den Myron und das sikyonische Volk angebe.

Dieser Bericht hat den Archäologen, die sich mit der Geschichte der Architektur beschäftigten, immer als ein sehr wichtiger gegolten. Er sollte den Beweis liefern, dass man noch in der Mitte des siebenten Jahrhunderts die Wände der „Gemächer" mit Erz bekleidete, ferner dass man bereits um diese Zeit in der Peloponnes in ionischem Stile zu

bauen begonnen hatte, wie das also ausgestattete „Gemach“ des Myron bewies.

Diese Annahmen sind durch die Aufdeckung des Schatzhauses hinfällig geworden. Keins von allen ist verhältnissmässig so wohlerhalten geblieben, als dieses westlichste, welches anscheinend ziemlich frühzeitig



Schatzhaus der Sikyonier.

Profil u. Gebälk. Längswand. Südwestecke des Triglyphon.

Fig. 48.

durch einen Erdrutsch des Kronoshügels verdeckt und der späteren Plünderung entzogen wurde. (Vgl. Figg. 47 u. 48.) Sämmtliche Bauglieder sind in wohlerhaltenen Exemplaren vertreten, und es hält somit nicht schwer, den Bau auf dem Papiere vollständig zu reconstruiren. Dass wir es wirklich mit dem Schatzhause der Sikyonier zu thun haben, beweist zum Ueberfluss noch eine Inschrift auf einer der Anten des Pronaos. Aber weder bestand die einfache Cella aus zwei Gemächern, noch waren ihre Wände je mit Erz bekleidet; ferner ist der Bau durch und durch

dorisch, und nirgends auch nur ein Anklang an ionische Bauweise zu entdecken; endlich aber verbieten die mit Bestimmtheit frühstens dem fünften Jahrhundert zuzuweisenden Bauformen und die Schriftzeichen, welche als Versatzmarken den Quadern eingemeisselt sind, diesen einheitlich aufgeführten Bau einer früheren Zeit, ja gar dem siebenten Jahrhundert, zuzuschreiben.

Die „Thalamoi", von denen Pausanias redet, waren also keine „Gemächer", sondern es waren tragbare Heiligthümer etwa in der Art unsrer portativen Altäre oder Reliquienschreine, wie solche unter gleicher Bezeichnung uns von anderen Orten des Alterthums, Athen, Epidauros u. s. w., bekannt sind. Stand nun auf dem einen dieser Erzgeräthe, und zwar wahrscheinlich auf dem dorischen, die Weihinschrift des Myron, so lag es für Pausanias nahe zu denken, dass der ganze Thesauros von jenem Machthaber gestiftet war, während doch in Wahrheit nur diese ältere Weihegabe in dem späteren Bau ihre Aufstellung fand. Der ionische Thalamos aber war wohl gar nicht von Myron gestiftet, sondern ein späteres Weihgeschenk. So behauptet der um 600 begonnene Tempel der Artemis zu Ephesos noch immer seinen alten Ruhm, das älteste von Hellenen gebaute Heiligthum ionischen Stiles zu sein, den ihm freilich vielleicht ein noch nicht lange von Homolle in Delos aufgedeckter, noch nicht veröffentlichter Tempel streitig machen könnte.

Von allgemeinerem Interesse an dem Schatzhause der Sikyonier dürfte nur die von den Entdeckern gemachte Wahrnehmung sein, dass dasselbe bis in kleine Einzelheiten hinein nach festen mathematischen Verhältnissen projectirt zu sein scheint. So verhält sich seine Breite zur Länge wie 1 zu 2, die Tiefe der Cella zu der des Pronaos wie 3 zu 1; so steigen die Maasse der diesem Bauwerke eigenthümlichen äusseren Mauerabsätze abwärts in den Verhältnissen 1 : 4 : 8 : 12 : 20.

Ferner besass dieser Thesauros ein Marmordach, das einzige unter allen vorhandenen.

Was uns das Schatzhaus von Sikyon interessant macht, ist die Wahrnehmung, dass es nicht an Ort und Stelle entstanden ist, sondern aus seiner Heimath, aus Sikyon selbst, fertig herübergebracht ist. Sein Material, ein gelblichrother Sandstein von feinem Korne, ist nicht bei Olympia, sondern in der Nähe von Sikyon zu Hause. Auch die Versatzmarken der einzelnen Steine sind in einem sikyonischen Alphabete abgefasst. Nur die Fundamentirung wurde aus olympischem Steine hergestellt.

Im Inneren des Schatzhauses befanden sich ausser den nunmehr ihrer wahren Bedeutung nach erkannten Thalamoi viele merkwürdige

Gegenstände: Da waren zunächst die drei Disken, welche bei dem Pentathlon gebraucht wurden. Ferner eine reiche Waffenrüstung, welche die Myoner gestiftet hatten; das Schwert des Pelops mit goldenem Griffe; das aus Elfenbein gearbeitete Horn der Amalthea, ein Geschenk des Miltiades, des berühmten Sohnes Kimon's, und nicht, wie Pausanias irrthümlich meint, des um nahezu ein Jahrhundert älteren Sohnes des Atheners Kypselos.

So sehen wir auch abgesehen von dem Thalamos des Myron in diesem Schatzhause eine Anzahl von Werken aufgestellt, die wohl gleich jenem erst später in den neuen Bau von einem anderen Platze her übertragen wurden.

Endlich wird als Schatz des sikyonischen Thesauros auch ein Apollonbild von Buchsbaumholz mit vergoldetem Kopfe aufgeführt, nach Pau- ein Werk des Krotoniaten Patrokles und eine Stiftung der epizephyrischen Lockrer. Freilich wird man auch hier wieder versucht eine Verwechselung anzunehmen, da man in einem sikyonischen Thesauros weit eher ein Werk des sikyonischen Künstlers gleichen Namens voraussetzen möchte. —

Zunächst dem sikyonischen Schatzhause nach Osten zu lag das der „Karchedonier", wie Pausanias sich ausdrückt, d. h. ein Thesauros, der aus der Beute der Schlacht bei Himera, in welcher Gelon von Syrakus die Karthager im Jahre 480 vernichtete, gestiftet worden war. Als Architekten dieses kleinen Bauwerks — wahrscheinlich Nr. IV unseres Planes, falls II und III zu Pausanias' Zeit bereits verschwunden waren — werden nicht weniger als drei genannt, Pothaios, Antiphilos und Megakles. Man sah in demselben ein grosses ehernes Standbild des Zeus und drei von Gelon gestiftete „linnene Brustharnische", sicherlich wohl Waffenröcke der leichten afrikanischen Soldaten, die in der Schlacht von Himera fochten. —

Der folgende Text des Pausanias ist lückenhaft; es geht daraus hervor, dass sich an das syrakusische Schatzhaus zwei Thesauren anschlossen, von denen das eine eine Stiftung der korinthisch-korkyräischen Colonie Epidamnos, das andre eine solche von Byzantion war. Pyrrhos, ein unbekannter Meister, und seine Söhne Lakrates und Hermon hatten das erstere gebaut; es schloss ein alterthümliches Werk ein, eine Darstellung des Altas mit der Himmelskugel und des Herakles mit dem Apfelbaum der Hesperiden. Die Letzteren, fünf an der Zahl, hatten früher ebenfalls diesem Werke des Theokles angehört, waren aber, wie bereits bemerkt, später in das Heraion übergeführt worden.

In dem Schatzhause der Byzantier stand, wie wir nicht aus Pausanias sondern aus einem erhaltenen Fragmente des Polemon wissen, ein aus Cypressenholz geschnitzter „Triton“, einen silbernen Becher in der Hand. Es ist dieselbe fischschwänzige Gottheit, die uns auf jenem argivischen Bronzebleche als „Meergreis“ entgegentrat. Der Meergreis erfreute sich in Byzanz eines ganz besonderen Cultes, von dem wir nicht wissen, ob er aus der Mutterstadt Megara stammte, oder ob er vom Orient direct nach Byzantion importirt war. Denn eine orientalische Mythenfigur ist jene, gleich dem babylonischen Fische Oannes die Zukunft wissende und Rath ertheilende Wassergottheit sicherlich, welche in dem Meergreise und seinen Variationen, Nereus, Proteus, Glaukos und Anderen, auch in Griechenland auftritt.

Da die von Polemon mit dem Namen Triton bezeichnete Bildsäule ein hölzernes Schnitzwerk war, so darf man wohl annehmen, dass dasselbe ein hohes Alter besass, freilich daraus noch nicht auf eine frühzeitige Gründung des Schatzhauses von Byzanz schliessen.

Neben dem Triton stand hier ferner eine silberne Sirene und ein reicher Schatz an silbernen und goldenen Gefässen. —

Seinen späten Ursprung verräth das zwischen dem Schatzhause von Metapont und demjenigen von Kyrene liegende Schatzhaus der Stadt Selinus. Die Thesaurenterrasse muss zur Zeit seiner Erbauung bereits so besetzt gewesen sein, dass man nur noch den beschränkten Platz zwischen jenen beiden Gebäuden frei fand, wo denn wohl oder übel der Bau hineingezwängt wurde, ohne dass man doch die Möglichkeit gewann, die beabsichtigten drei Stufen seines Unterbaus um das ganze Gebäude herumzuführen.

Hiermit haben wir die Aufzählung der Schatzhäuser erschöpft. Es ist aus der Vergleichung ihrer Grundrisse zu ersehen, dass sie mit Ausnahme dessen der Geloer, dem man durch die Vorlage einer offenen Eingangshalle die Form eines Prostylos gegeben hatte, wohl sämmtlich in der Form eines „templum in antis“ errichtet waren, einer einfachen oblongen Cella, welche die Kostbarkeiten barg, und deren Seitenwände über die Thürwand hinaus verlängert, mit zwei dazwischen gestellten Säulen eine Vorhalle bildeten. Das der Megarer besass in dem bildnerischen Schmucke seines Giebels eine lediglich dem heiligen Gotteshause zukommende Zierde. Wir verstehen nun, wie Polemon, der die olympischen Thesauren der Metaponter und Byzantier erwähnt, für diese Bauten schlechthin den Ausdruck Tempel, Naoi, gebrauchen konnte.

Andererseits sehen wir aus der Bauconstruction, dass die Schatz-

häuser nicht Bauwerke ersten Ranges waren. Bei keinem der vielen gefundenen Bautheile finden wir die in Griechenland für alle besseren Bauten verwendete Verklammerung der Steine mittelst Metall wieder. Es genügte hier ein einfacher Verband.

Die vor der Ausgrabung lediglich auf literarische Quellen gestützten bildlichen Reconstructionen der Altis stellten die Thesaurengrundrisse stets als Kreise dar, indem ihre Verfasser von der Annahme ausgingen, diese Gebäude seien den bekannten, in Bienenkorbform erbauten, sogenannten Schatzhäusern des Atreus in Mykenai und des Minyas in Orchomenos gleichartig gewesen. Wollte doch auch ein deutscher Gelehrter, der Olympia im Jahre 1853 besuchte, die Reste eines solchen den Thesauren angehörigen Rundbaus an der Südostseite des Kronion wieder aufgefunden haben. Sie waren auch bei unserer Ankunft in Olympia an der bezeichneten Stelle noch unversehrt erhalten, erwiesen sich indessen sogleich als das, was sie sind, und was nur ein Nichttechniker verkennen konnte: die Ueberbleibsel eines modernen Kalkofens, in welchen vielleicht manches Stück der wirklichen Thesauren hineingewandert ist, um in einem Bauernhause Druvas oder Mirakas als Mörtelspeise verwendet zu werden. —

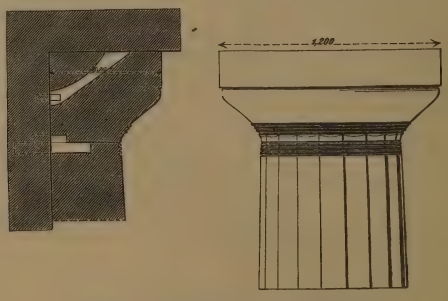
Kehren wir nun nach diesem Uebergriff in eine etwas spätere Epoche wieder zur Bauthätigkeit des sechsten Jahrhunderts zurück!

Die Bedeutung des Festes hatte gegen Ende des letzteren schon so zugenommen, dass die Behörden von Elis, welche ihre Obliegenheiten als olympischer Rath bis dahin in einem provisorischen Gebäude oder gar unter freiem Himmel erfüllt haben mochten, es für erforderlich erachteten, ihrer Würde in einem monumentalen Bauwerke, einem Regierungsgebäude Ausdruck zu verleihen. Man wählte als Bauplatz eine südlich der Altis belegene Stelle und schuf hier das Buleuterion, einen stattlichen Werksteinbau von 30,53 Meter Länge und 13,13 Meter Breite, der sich auf einem Unterbau von zwei Porosstufen erhob.

Für unsere Kenntniss der antiken Baukunst hat die Wiederauffindung dieses Baues einen hohen Werth, da bisher das Wort Buleuterion ein blosser Name war, mit welchem man mangels jeglicher Nachricht eine bestimmte Vorstellung nicht verbinden konnte, und dessen nun vorliegende Form durchaus von dem abweicht, was man sich etwa darunter gedacht haben mochte.

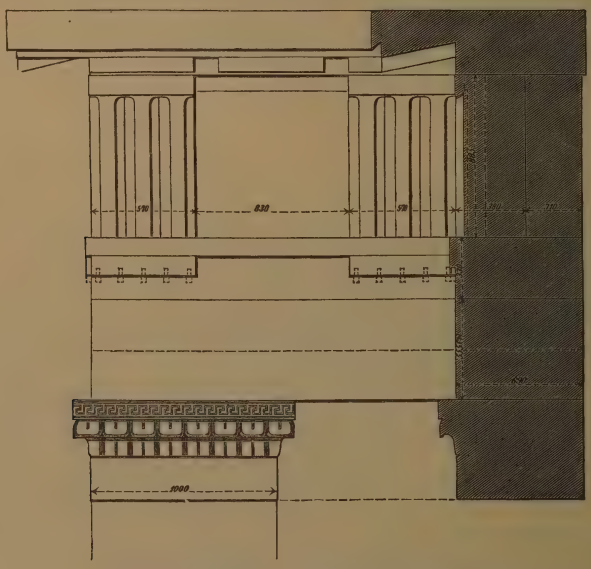
Der Bau, welchen der Situationsplan im Grundrisse zeigt, bestand

in seiner ursprünglichen Anlage nicht aus den drei durch eine gemeinsame Vorhalle verbundenen Gebäuden, welche dort sichtbar sind, sondern beschränkte sich auf das eine nördliche, während der ganz gleichartig disponirte südliche Flügel erst im folgenden Jahrhundert hinzugebaut, und



Säule und Halbsäule des Nordbaus.
Fig. 49.

wohl ziemlich gleichzeitig, wenigstens nur wenig später, auch der quadratische Mittelbau zwischen beide eingeschoben wurde.



Ante und Gebälk des Buleuterions. (Nordbau.)
Fig. 50.

Der nördliche Bau ist also als eine ganz selbständige Anlage und ohne Rücksicht auf die spätere Erweiterung für sich vorweg ins Auge zu fassen. Die Planbildung: ein langgestreckter, durch eine Stellung von sieben 4,60 Meter hohen dorischen Säulen in zwei Schiffe getheilter Saal

mit darangehängter halbrunder Apsis, in römischer Zeit häufig, im Mittelalter beliebt, findet sich hier zum ersten Male bei einem hellenischen Bau der Frühzeit. Der Zweischiffigkeit des Saales entsprechend musste die Hauptfront mit zwei Eingängen ausgestattet werden, und da ihre Länge eine mehrfache Gliederung forderte, so ergab sich zwischen den Anten der Seitenwände eine Stellung von drei Säulen. Eine ganz analoge Anordnung finden wir an einem zeitlich nahestehenden Bau, der sogenannten Basilika in Paestum: denselben durch eine Säulenstellung in zwei Schiffe getheilten Saal und die drei Säulen in der Eingangsfront; während aber hier noch eine Halle das Ganze einschliesst, steht das olympische Buleuterion ohne eine solche frei da und besitzt als durchaus neue und bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit den Abschluss der einen Schmalseite durch die runde Apsis.

Als architektonisches Motiv gelangt freilich dieser rund gestaltete Abschluss nur in der äusseren Erscheinung des Gebäudes zur Geltung, das Motiv der runden Nische zur Ausbildung eines Innenraums ist dagegen nicht ausgenutzt, denn eine starke Quermauer mit breiten Pforten trennt diese Nische von dem Saale und zerlegt so das Gebäude in zwei für sich bestehende, ohne künstlerischen Zusammenhang neben einander geordnete Räume. Und auch der kleinere halbrunde Nebenraum war wiederum in sich durch eine Scheidewand in zwei Gemächer von Viertelskreisform getrennt. Die Construction der Mauern lässt ersehen, dass diese Scheidewände nicht etwa nachträglich eingebaut sind, sondern dass sie zu dem ursprünglichen Bauprogramme gehörten. Die Säulen sind alle einzeln fundamentirt.

Was aber kann der Anlass zu einer so ungewöhnlichen Form gewesen sein, und worin bestand überhaupt das Bauprogramm? Herr Dr. Dörpfeld, der zuerst den Nachweis geführt hat, dass das vorliegende Gebäude das Buleuterion ist, und dem wir die specielle Untersuchung desselben verdanken, sieht mit zweifellosem Recht in dem grossen oblongen Saale den Sitzungs- und Repräsentationsraum des elischen Hohen Rathes. Seine Weiträumigkeit, 11 zu 22 Meter, eignete ihn sehr wohl zu einem solchen Zwecke, und die der Deckenconstruction wegen eingebaute Säulenreihe that seiner Zweckmässigkeit nur geringen Abbruch, da die Säulen beträchtlich weit aus einander stehen und eine eigentliche Trennung der beiden Schiffe nicht herbeiführen. In der Apsis, welche lediglich von dem Sitzungssaale aus zugänglich ist, und deren Thüren, wie die deutlichen Riegelspuren beweisen, sich eines besonders sorgfältigen, doppelten Verschlusses erfreuten, sieht Herr Dr. Dörpfeld die Schatzkammer von

Olympia. Er meint, dass für den Schatz in gemünztem Metall, der sich in Olympia befand, kein besser geeigneter Aufbewahrungsraum gefunden werden konnte, als eine in so starke Mauern eingeschlossene, so sorgfältig verwahrte und stets unter den Augen der höchsten Behörde liegende Abtheilung des Regierungsgebäudes selbst. Mit dieser Bestimmung würde sich nun, nach desselben Architekten Ansicht, auch eine Erklärung für die eigenthümliche Gestalt des Annexes ergeben: Insofern nämlich die ältesten hellenischen Aerarien die kreisrunde Grundform eines Tholosgewölbes besassen, habe man bei der Combination eines solchen Aerars mit dem Rathssaale sich an jene herkömmliche Form gehalten und wenigstens in der Grundrissbildung das oblonge Saalschema mit der Hälfte eines ringförmig umschlossenen Raumes gepaart.

Dass die vorliegende Erklärung eine ansprechende ist, wird man gewiss zugeben müssen; es stehen ihr jedoch nicht zu verschweigende lebhafte Bedenken entgegen. Sie steht und fällt mit der Deutung des Apsisraumes als Schatzkammer. Nun wissen wir aber aus mehr als einem Beispiele, dass die Schätze der Heiligthümer ihren Platz im Tempel selbst, in heiliger Hut der Gottheit und unter Aufsicht der Tempelwache hatten. Dass ein Tempel- oder auch nur ein Staats-Schatz je im Buleuterion aufbewahrt wurde, dafür ist mir wenigstens kein Beleg bekannt. In Olympia wird man an eine solche Maassnahme um so weniger denken dürfen, als der Hohe Rath der Eleer gewiss nicht seinen ständigen Sitz daselbst hatte, sondern nur zeitweise dorthin übersiedelte. Die Voraussetzung, dass das Aerar, das nur von dem Sitzungssaale aus zugänglich gewesen wäre, hierdurch sich einer besonderen schützenden Aufsicht der höchsten Behörde erfreut habe, trifft daher nicht zu.

Zum anderen ist darauf aufmerksam zu machen, dass der dem Nordflügel nachgebaute Südflügel genau dieselbe Eintheilung wiederholt, dass aber die Annahme zweier getrennter Schatzdépôts kaum gerechtfertigt sein dürfte. Lag es auch in dem Wunsche des Bauherrn, den Südflügel mit dem nördlichen äusserlich symmetrisch zu gestalten, so lag deshalb doch kein Grund vor, auch die innere Einrichtung zu wiederholen, was wenigstens, soweit es die Querwand anlangt, nachweislich geschehen ist.

Wenn ich somit die versuchte Lösung für das Problem der Planbildung des Buleuterions als geglückt noch nicht ansehen kann, so bin ich doch für jetzt leider noch nicht in der Lage, eine andere an ihre Stelle zu setzen.

Der Bau des Buleuterions bietet aber ausser dem eben besprochenen Problem seiner Raumeintheilung noch manches andere Räthselhafte. Die

genaue Aufmessung der späteren Südseite ergab, dass weder der Sitzungssaal ein richtiges Rechteck, noch die Apsis einen wirklichen Halbkreis bilden. Vielmehr gehen zunächst die beiden Langseiten von der Eingangsseite ab in einer continuirlichen Curve auseinander und nähern sich einander wiederum, nachdem sie ihren grössten lichten Abstand mit 11,07 Meter erreicht haben, in der nämlichen Curve, so dass die Quermauer vor der Apsis schon nur noch die Länge von 10,42 Meter besitzt. Die ganze Anlage einschliesslich der Apsis gleicht demnach einer langgestreckten Ellipse, deren eines, schmaleres Ende man abgeschnitten hat. Eine solche Anordnung, die wiederum gar kein Analogon in der hellenischen Baugeschichte besitzt, wird man leicht für zufällig, für die Folge einer Nachlässigkeit in der Bauausführung zu halten geneigt sein. Dem steht aber nicht nur die Erheblichkeit der Maassdifferenzen entgegen, sondern viel beweiskräftiger und entscheidender der Steinschnitt der Quadern des Gebäudes. Diese Quadern sind — auch die der Längswände — nicht mit parallelen Stossfugenflächen, sondern mit radialen gearbeitet, so dass jedesmal die Aussenfläche der Quader um ein messbares Minimum länger ist, als die innere.

Den ferneren Absonderlichkeiten des in dorischer Weise ausgeführten Bauwerks, die dasselbe in technischer wie stilistischer Beziehung zu einem sehr lehrreichen und für die Baugeschichte wichtigen machen, können wir hier, dem begrenzten Umfange unserer Arbeit entsprechend, nicht nachgehen. Auch sind die Consequenzen aus dem Material, welches sich hier darbietet, noch nicht gezogen, und werden, sobald sie gezogen werden sollten, vorerst der wissenschaftlichen Kritik anheimfallen, bevor man berechtigt sein wird, sie als gangbare Münze auszugeben.

Der ganz entsprechend angelegte Südflügel erweist sich durch seine structiven Einzelheiten als bereits dem folgenden, fünften Jahrhundert zugehörig und wurde offenbar nothwendig, als die olympische Festfeier auf ihrer Höhe stand, und somit eine Erweiterung der Geschäfte des Hohen Rathes eintrat.

Schliesslich führte man zwischen den beiden Flügeln einen quadratischen Mittelbau auf, in dessen Centrum sich ein viereckiges Fundament vorgefunden hat. War der Raum überdeckt, so wird man hierin das Fundament für eine Mittelstütze zu erblicken haben, welche den Unterzugsbalken der Holzdecke trug. Wahrscheinlich aber dürfen wir diesen Unterbau als die Basis für die von Pausanias im Buleuterion gesehene Statue des Zeus Horkios ansehen, bei welcher die Hellanodiken und die Kämpfer mit ihrer Sippe den Gesetzeseid zu leisten hatten, und

wir werden dann, da Eide nur unter freiem Himmel geleistet werden konnten, den quadratischen Bau uns dachlos, als einen oben offenen umfriedigten Raum zu denken haben.

Die ganze dreitheilige Anlage als eine einheitliche zu charakterisiren wurde endlich — vielleicht gleichzeitig mit der Errichtung des Mittelbaues — eine lange ionische Säulenhalle vor der Front aufgeführt, über welche das Gebälk der beiden Seitenflügel noch hinausragte. Den oberen Abschluss dieser beiden Flügelgebäude wird man sich nicht wohl anders als in der gewöhnlichen Dachform mit Giebelfronten denken können. Wenn in der officiellen Veröffentlichung des Bauwerks Zweifel hieran geäussert und damit motivirt sind, dass die ungerade Zahl der Frontsäulen dem entgegenstehe, so kann man erwidern, dass sowohl die „Basilika" zu Paestum ganz sicher ein Giebeldach besessen hat, als auch römische Tempel mit Giebelfronten bei ungerader Säulenzahl keine Seltenheit sind. Gerade bei einer mittleren Säulenstellung im Inneren lässt sich aber kaum eine zweckmässigere Eindeckung finden, als ein gewöhnliches Satteldach, dessen oberstes Sparrenlagerholz (Firstpfette) hier die naturgemässe Unterstützung findet.

Der grosse umsäulte Hof, welcher sich im Osten an die ionische Vorhalle anschliesst, gehört, wie die römischen Formen seiner Architektur erweisen, einer weit späteren Zeit an. Die byzantinische Bevölkerung Olympias hatte die noch in ihr Festungsviereck fallenden Gebäude des Buleuterion durchweg zu Wohnungen eingerichtet, wozu ihre Form und die in dem antiken Bau vorauszusetzenden Fenster sie besonders geeignet machten.

Was ausser den im vorhergehenden besprochenen Bauten der älteren Zeit angehört, lässt sich weder durch literarische Zeugnisse noch durch den Befund der Ausgrabungen erweisen, es lässt sich nur muthmassen.

Die beiden Rennbahnen für die Spiele müssen frühzeitig angelegt worden sein, wie weit ihnen aber etwa eine künstlerische Gestaltung bereits in älterer Zeit zu Theil geworden sein mag, muss im Ungewissen bleiben. Nicht einmal die gepriesene Einrichtung des Ablaufstandes für den Rosselauf vermögen wir zu datiren. Ihr Erfinder Kleoitas ist ein Künstler, über dessen Chronologie die Ansichten getheilt sind. Die Einen setzen ihn bereits in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts, die Anderen — und wie es scheint mit grösserem Rechte — in die Zeit nach Polyklet, um anderthalb Jahrhunderte später.

Die Umwallung des Stadions, welche die Ausgrabungen aufgedeckt

haben, gehört der diadochischen Epoche an, die Gesammtanlage aber sicher der Frühzeit.

Das olympische Stadion unterscheidet sich von der grösseren Zahl der uns bekannten Anlagen gleicher Bestimmung durch die Form seines Grundrisses. Während nämlich in der Regel die langgestreckte Bahn am Zielende in einen mit Stufen umgebenen Halbkreis, die sogenannte Sphendone, ausläuft, sind in Olympia die beiden Schmalseiten nicht untereinander verschieden. Das Stadion hat die Grundform eines einfachen Rechtecks von 211 Meter Länge und etwa 32 Meter Breite. Den Fuss der Wälle umsäumte eine schlichte steinerne Schwelle, die wohl kaum einen anderen Zweck hatte, als den, eben diesen Fuss zu markiren und

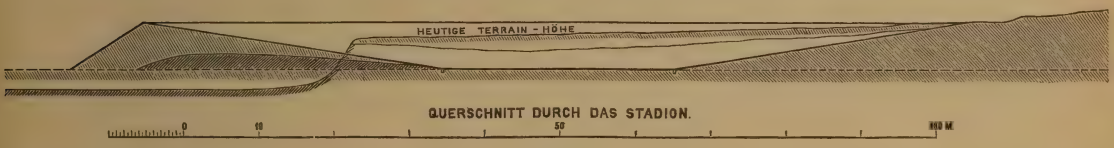


Fig. 51.

für die Wiederherstellung der bei dem Feste durch Tausende von Menschen niedergetretenen Böschungen als Richtschnur zu dienen. Behufs Aufschüttung der älteren Wälle hat man, um weitere Erdtransporte zu vermeiden, das Material dem Bahnraume entnommen und letzteren daher ziemlich tief in das Terrain eingeschnitten. Die Sohle des Stadions liegt somit etwa drei Meter unter dem angrenzenden Terrain der Altis. (Vgl. Fig. 51.) Wenn nun auch zur Zeit der Festspiele, im Hochsommer, die olympische Ebene wohl niemals von Regen heimgesucht worden ist, und die tiefe Lage der Laufbahn aus diesem Grunde keine Unzuträglichkeiten im Gefolge hatte, so muss doch zur Zeit der heftigen Herbst- und Winterregen trotz aller etwa vorhandenen Entwässerungsleitungen das Stadion nicht selten einem Teiche geglichen haben, und auch aus diesem Anlasse muss man die Tieferlegung seiner Sohle als eine praktische Anlage gelten lassen, die einer Ueberflutung der von Weihegeschenken und Statuen erfüllten Altis durch das im Stadion gesammelte Wasser verhinderte oder doch milderte. Die Entwässerungsanlagen für das Stadion haben wir nicht kennen gelernt, da nur ein kleiner Theil desselben aufgedeckt werden konnte. Dagegen sind wir über die Zuführung des Wassers, welche für Kämpfer und Zuschauer gleich nothwendig war, unterrichtet. Eine einfache offene Steinrinne lief in einem Abstande von etwa einem Meter von der erwähnten Grenzschwelle rings um die Laufbahn. In geeigneten Zwischenräumen waren in diese Rinne kleinere zum Schöpfen

bestimmte Bassins eingeschaltet. Das Wasser kam aus einem der Hochreservoirs am Fusse des Kronionhügels, deren wir später gedenken werden.

Wie der Situationsplan ersehen lässt, sind durch unsre Ausgrabungen die beiden Enden des Stadions freigelegt worden. Dabei wurde der Fund einer Einrichtung gemacht, der unsre im übrigen verhältnissmässig ausreichende Kenntniss von der Anlage eines antiken Stadions erfreulich bereichert, die beiderseitigen Ablaufsmarken. Wie in der Darstellung der Spiele ausgeführt ist, legte man bei dem einfachen Stadionlaufe die

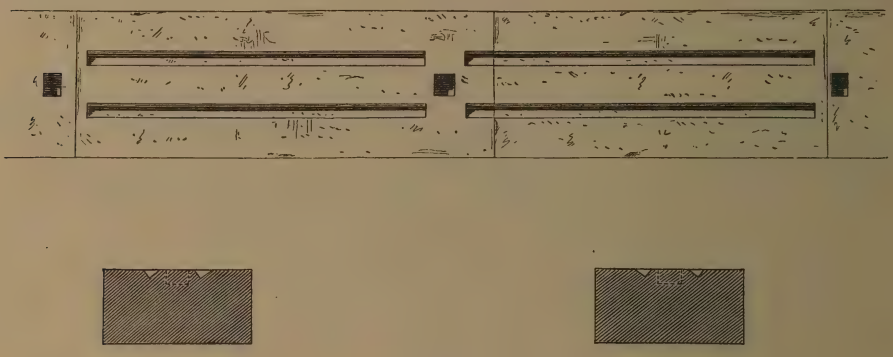


Fig. 52.

Bahn nur einmal, vom Ablaufe, der Apheteria, bis zum Ziele, zurück, während man bei dem Diaulos dieselbe zweimal durchmass. Die Preisrichter hatten ihren bestimmten festen Platz an dem Ende der Bahn, wo die Zielsäule stand. Daher mussten die Läufer im Diaulos — und auch wohl diejenigen im Dolichos, der aus einer geraden Zahl von Stadien bestand, — ihren Ablauf von der Zielsäule aus nehmen, um zu dieser zurückzukehren. So wurde auf beiden Seiten die nämliche Einrichtung für die Ablaufenden nöthig. Die Fig. 52 giebt eine in grossem Maassstabe gehaltene, der officiellen Publication entnommene Darstellung des Systemes. Eine Reihe aneinandergelegter 48 Centimeter breiter Steinplatten bildete das gemeinsame Bathron für die Aufstellung der Läufer, deren einzelne Standplätze durch Pfosten getrennt waren. Wir sehen die Zapfenlöcher für letztere in einer Entfernung von durchschnittlich 1,28 Meter, gleich 4 olympischen Fuss, wiederkehren; die Ablaufenden hatten also reichlichen Raum, um bereits beim Anlauf die heftigen Armbewegungen auszuführen, mit denen sie den Lauf zu begleiten pflegten. Solcher Standplätze befinden sich auf jedem Ende zwanzig.

Auf den Platten liefen zwei ihrer Längsrichtung parallele eingetiefte

Rillen, deren Profil aus dem Querschnitte der Platten in unserer Figur ersichtlich ist. Der Bahn zu flacher geneigt, nach der Rückseite steiler ansteigend, boten sie der Ferse des nackten Fusses einen festen Widerhalt für den Stoss bei dem Ablaufe. Sie markirten ferner für sämmtliche in Reihe gestellte Läufer die vor dem Laufsignal einzunehmende gleichmässige Ruhestellung der beiden Füsse. —

Aus dem Maasse zwischen beiden Ablaufschranken von Pfosten zu Pfosten ergiebt sich die Länge des olympischen Stadion und somit als ihr sechshundertster Theil diejenige des olympischen Fusses. Diese Maasse festzustellen ist seit langer Zeit das Bestreben der Metrologen gewesen, ohne dass es zu sicheren oder auch nur einigermaassen übereinstimmenden Resultaten gekommen wäre. Durch die genauen Maassvergleichungen, welche Herr Dr. Dörpfeld am olympischen Zeustempel vornehmen konnte, war nun das Maass von diesem gründlichen Forscher durch Rechnung festgestellt worden, es konnte kein Zweifel mehr über die wirkliche Grösse des olympischen Fusses bestehen. Nichtsdestoweniger erregte der im letzten Jahre der Ausgrabungen gemachte Fund der Stadionschranken lebhafte Freude und nicht geringe Erregung im olympischen Feldlager. Denn nun liess sich die Länge des Stadions durch wirkliche, directe Messung ermitteln, und diese Messung entschied zugleich über die Richtigkeit des durch Rechnung gefundenen Resultats. Das letzte hatte für den olympischen Fuss die Länge von 0,3206 Meter ergeben. Die Länge der Entfernung zwischen den Mitten der Ablaufschranken betrug nach einer (freilich nur mit dem Messbande) mehrfach wiederholten Messung 192,27 Meter. Dieses Maass durch 600 dividirt giebt für den olympischen Fuss die Länge von 0,3205 Meter, welche von der durch Rechnung gefundenen um nur ein Zehntel Millimeter abweicht.

Der attische Fuss beträgt 0,308, der römische 0,296 Meter, der olympische ist mithin weitaus der grösste. Dementsprechend konnte die Fabel entstehen, Herakles, der gewaltige Heros, habe das olympische Stadion mit seinem mächtigen Fusse abgeschritten und nur 600 Fuss gezählt. Sterbliche Menschen blieben hinter solchem Vermögen weit zurück. Nur von einem ging die Sage, dass er einen ebenso riesenhaften Fuss besessen habe, dem ersten Sieger im Pankration, als dieses in der 33. Olympiade eingeführt ward. Dieser Olympionike, Lygdamis, ein Syrakusier durchmass ebenfalls das Stadion, wenn er sechshundertmal einen Fuss vor den andern setzte.

Dass wir nunmehr den olympischen Fuss kennen, hat zunächst einen erheblichen Werth für die Geschichte der Architektur; wir werden durch

ähnliche Analysen, wie sie von Herrn Dr. Dörpfeld für den Zeustempel ausgeführt sind, erkennen, welche Gebäude oder Anlagen nach olympischem Fusse gebaut sind und welche nicht, wo dieser Maassstab eingeführt war und wo nicht, und wir werden hierauf weitere Schlüsse bauen dürfen.

Die genaue Kenntniss des Maasses wird sicherlich auch dazu führen, anstatt seiner mythischen Herkunft vom Fusse des Herakles seinen wirklichen Ursprung zu ergründen und damit voraussichtlich neue Beziehungen zwischen dem Osten und Westen zu entdecken oder bekannte zu bestätigen. Denn es kann kein Zufall sein, dass die persische Parasange gleich 30, der parthische Schoinos gleich 60 olympischen Stadien war, letzterer aber einem ägyptischen Maasse entsprach.

Sicherlich zu weit aber gingen die Hoffnungen, welche man bei Bekanntwerden der Feststellung des olympischen Fussmaasses, sanguinischer Weise für unsre Kenntniss der alten Geographie daran knüpfte. Denn soweit stand doch die Länge des Stadions bereits vor den olympischen Ausgrabungen fest, dass man sich die von einem Schriftsteller in Stadien angegebene Entfernung zweier Orte bis auf unwesentliche Fehler vergegenwärtigen konnte. Die genauen Maasse zu kennen würde erst in dem Falle von Werth sein, wenn man nachweisen könnte, auf welche bestimmte Route sich die Maassangaben beziehen, und wenn man diese Route mit ihrer Versteinung überall genau verfolgen könnte.

Dass man an den Baulichkeiten Olympias die Ermittelung ihres Projectmaassstabes überall versucht hat, liegt auf der Hand; es dürfte jedoch zweckmässig sein, die bisher gewonnenen Ergebnisse erst eingehender zu prüfen, bevor man sie als Grundlage fernerer Forschungen benutzt. Als wahrscheinlich darf es gelten, dass der älteste Bau Olympias, das Heraion, nach einem andren, als dem olympischen Fussmaasse gebaut ist, einem Ellenmaasse, welches ebenfalls auf ein ägyptisches Urbild, die Königselle hinweist. Auch in dieser Maasseinheit wird man einen neuen Beweis für die hohe Alterthümlichkeit des Heraion erblicken dürfen. —

Zu der ursprünglichen Ausstattung der Rennbahn gehörte sicherlich das Grab des Endymion, des mythischen Königs von Elis, welches bei dem Ablaufstand am Stadion lag, eine uralte Stätte des Heroencultus. Einen Marmoraltar der Demeter Chamyne, der gleichfalls am Stadion dem Sitze der Hellanodiken gegenüber lag, und von welchem aus die für jede Festperiode aufs Neue gewählte Priesterin dieser Göttin den Spielen zuschauen durfte — die einzige Frau, der dies gestattet war — diesen

Altar wird man sich hier von Alters her belegen denken müssen, auch wenn man nicht, wie Manche wollen, einen inneren Zusammenhang zwischen den Wettspielen und dem Mysteriendienste annimmt.

Am Ende derjenigen der beiden Längsböschungen des Hippodromes, die durch den natürlichen Berghang gebildet wurde, stand ein Tempel dieser Göttin an einer Stelle, an der sich die Erde geöffnet, das Viergespann des Hades verschlungen und sich darüber wieder geschlossen haben sollte. Der Ueberlieferung nach war er durch Pantaleon von Pisa (um 660 v. Chr.) erbaut worden. Wie wenig Wahres an der Sage sein mag, so viel beweist sie gewiss, dass dieser Tempel zu den ältesten Anlagen in Olympia gehörte. Die Namen von Priesterinnen dieses Tempels, Frauen vornehmer Würdenträger, haben wir durch Inschriften kennen gelernt. Noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. stand der Cultus in so hohem Ansehen, dass der Philosoph Herodes Atticus neue Statuen der Demeter und Kora von pentelischem Marmor in diesen Tempel stiftete.

Für noch älter wird man einen Tempel zu halten geneigt sein, welcher zu Pausanias' Zeit bereits in Trümmern lag. Wie aber eine einmal geheiligte Stätte für alle Zeiten heilig blieb, so opferte man noch inmitten der Trümmer auf den stehen gebliebenen Altären. Dies ist der Tempel der Aphrodite Urania, auf halber Höhe des Kronoshügels zwischen den Schatzhäusern und dem Gipfel. Es ist schon früher auf die Folgerung hingewiesen worden, welche sich aus der nachweislichen Verehrung dieser orientalischen Göttin für die älteste Geschichte Olympias ziehen lässt.

Auch in dem benachbarten Phrixa, dessen spitzer Hügel in die olympische Ebene herüberschaut, lag zu Pausanias' Zeit der Tempel der Athena Kydonia in Trümmern, nur der Altar war noch wohl erhalten. Diesen Tempel hatte nach der Sage, deren geschichtlichen Kern wir bereits erkannt haben, Klymenos von Kydonia, am Jardanes auf Kreta, errichtet.

Derselben kretischen, semitischen Einwanderung, welche sich an Klymenos' Namen knüpft, wird man unbedenklich auch die Erbauung des olympischen Astaroth- oder Aphrodite-Tempels zuschreiben dürfen.

Seinen Spuren nachzugehen konnte nicht in der Aufgabe der Deutschen Expedition liegen; doch weisen die Ueberreste von hohlen Dachziegeln sehr grossen Formates, welche sich auf dem Abhange des Kronions finden, darauf hin, dass die Auffindung der Grundmauern nicht zu den Unmöglichkeiten gehört haben würde.

Mit diesem uralten Bauwerke beschliessen wir die Reihe der architektonischen Anlagen, welche nachweislich oder muthmasslich den Bestand des ältesten Olympia bildeten, um unsre Betrachtung nunmehr den Werken der Plastik aus gleicher Periode zuzuwenden.

Einer nicht unbeträchtlichen Zahl kostbarer statuarischer Weihegeschenke der ältesten, sich eben erst aus dem Handwerk zu einer höheren Stufe erhebenden Kunst ist gelegentlich der Bauwerke Erwähnung gethan, in denen sie ihren Platz gefunden hatten. Auch unter freiem Himmel hatte man bereits in dieser frühen Periode Bildwerke aufgestellt, gewiss weit mehr als die spärlichen Nachrichten erkennen lassen. Die überwiegende Mehrzahl knüpft sich an olympische Siege, wenige nur scheinen aus anderem Anlass nach Olympia gestiftet zu sein. Unter diesen letzteren kennen wir als das älteste eine Gruppe, welche Aristokles von Kydonia gearbeitet hatte, dessen Blüthezeit man gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts angesetzt hat. Sie war ein Weihegeschenk des Euagoras aus Zankle, dem späteren Messina, und stellte Herakles dar, wie er mit einer reitenden Amazone um deren Gürtel rang. Etwa um dieselbe Zeit erwies man auch bereits einem Menschen die Ehre einer bildlichen Darstellung in der Altis. Es war dies jener Flötenspieler, der an sechs olympischen Festen, ein Vierteljahrhundert lang, den Kampf des Pentathlon mit seinem Spiele begleitet hatte, Pythokritos aus Sikyon, dessen Zeit wir aus seinen pythischen Siegen in den Beginn der fünfziger Olympiaden setzen können. Es war kein Vollbild, wie die späteren Siegerstatuen, sondern ein in eine Stele eingemeisseltes Relief kleinen Maassstabes, einen Mann mit Flöten in der Hand darstellend. Ihren Platz in der Altis hatte diese Stele auf der Terrasse des Zeustempels im Südosten desselben. Den Kunstwerth dieses Reliefs werden wir uns vergegenwärtigen können, wenn wir der älteren Metopenreliefs von Selinus gedenken, die etwa fünf Jahrzehnte früher entstanden, und gegen welche unser olympisches Relief gewiss schon einen nicht unmerklichen Fortschritt zeigte.

Als ein „alterthümliches“ Werk nennt Pausanias ferner die Statue eines Zeus, den die Einwohner der sicilischen Stadt Hybla geschenkt hatten. Gleich dem Herakles mit der Amazone stand dieser Zeus dem östlichen Eingange des Zeustempels gegenüber neben einem dritten aus Sicilien stammenden Denkmale, dem Wagen des Gelon.

Zu den ältesten Zeusstatuen wird ferner diejenige zu rechnen sein,

die von den Thessaliern geweiht und ein Werk des Thebaners Askaros war. Das Haupt mit einem Blumenkranze geschmückt und einen Blitzstrahl in der Rechten stand der Gott am Wege zwischen dem Buleuterion und dem Zeustempel. Eine vor die Zeit der Perserkriege fallende Fehde zwischen Thessalien und Phokis, in welcher letzteres unterlag, hatte den Anlass zu dieser Stiftung gegeben.

Der erwähnte Wagen des Gelon gehört bereits der Reihe derjenigen Bildwerke an, welche in Folge eines Sieges in Olympia sei es von den Siegern selbst oder von ihren Angehörigen aufgestellt wurden. Diese Sitte reicht nicht in eine sehr frühe Zeit hinauf; mehr als zweihundert Jahre hatte man olympische Spiele gefeiert, bevor man daran dachte, in Olympia ein Erinnerungszeichen an den errungenen Sieg zu errichten, das die Person des Siegers verherrlichte. Die Aufstellung der ersten olympischen Siegerstatue fällt zeitlich mit dem in seinen Motiven geistesverwandten Brauche zusammen, den Sieg durch die Gesänge hervorragender Dichter verherrlichen zu lassen. Ein von Pindar noch in seinem Enkel gefeierter Sieger ist es, Praxidamas aus Aigina, der nach einem in der 59. Olympiade errungenen Siege im Faustkampfe die erste Statue erhält. Wohl war schon mehr als hundert Jahre zuvor die Kunst des Erzgusses durch die samischen Meister Rhoikos und Theodoros in Aufnahme gekommen; auch der Marmor aus Paros war durch hervorragende Künstler wie Mikkiades und Archermos aus Chios, Bupalos in Argos, Dipoinos und Skyllis in Sikyon, bereits für die statuarische Kunst nutzbar gemacht. Dennoch hielt man sich für die Statue des Praxidamas an die uralte Technik des Schnitzens; ein ungenannter Meister, wohl mehr Handwerker als Künstler, fertigte sie aus Cypressenholz.

Zwei Olympiaden später fand das Beispiel Nachahmung: der Sieger im Pankration Rhexibios aus Opus erhielt ein Standbild aus Feigenholz.

Beide Holzbilder standen nach Pausanias Angabe noch zu seiner Zeit, doch hatte das letztere bereits erheblich gelitten, wie jene hölzerne Säule vom Hause des Oinomaos, in deren nächster Nähe die beiden alterthümlichen Schnitzwerke aufgestellt waren.

Nach der 65. Olympiade scheinen die Siegerstatuen bereits aus dem Materiale gefertigt worden zu sein, welches in der Folge vorzugsweise zu ihrer Herstellung diente, der Bronze. Eine so grosse Zahl der wiederaufgefundenen Postamente zeigt uns deutlich die Fussspuren von Bronzestatuen und anderen Bronzebildwerken, dass man kaum mehr zweifeln darf, der weitaus grösste Theil der nach Tausenden zählenden in Olympia aufgestellten Statuen und Weihegeschenke sei aus Bronze gewesen. So

wird es auch begreiflich, dass von dieser ungeheuren Menge nur so ausserordentlich wenig auf uns gekommen ist: ein so verwendbares und begehrenswerthes Material wie die leicht schmelzbare Bronze musste ja jede neue Bevölkerung Olympias herausfordern, sich anzueignen und zu verwenden, was ihre Vorgängerin noch übrig gelassen haben mochte.

Aus jener 65. Olympiade nennt Pausanias zwei Siegerstatuen von Wettläufern, die eine ein Werk des berühmten Ageladas aus Argos, des Lehrers der drei grössten griechischen Meister Myron, Pheidias und Polykleitos, die andere von den mit Ageladas gleichzeitigen argivischen Meistern Eutelidas und Chrysothemis gefertigt.

Man wird sich nicht täuschen, wenn man sich jene frühesten Siegerstatuen als noch ziemlich primitive Kunstleistungen denkt. Pausanias beschreibt eine Athletenstatue nicht viel älterer Zeit, die er auf dem Marktplatze von Phigalia sah, als eine solche alterthümlichen Aussehens: „Die Füsse stehen nicht weit von einander und die Arme liegen bis zu den Schenkeln herab an den Seiten an“. In der Statue des sogenannten Apollon von Tenea, auf welche jene Beschreibung in gleicher Weise passt, werden wir eine Vorstellung von dem steifen und befangenen Charakter gewinnen können, der jenen älteren Siegerstatuen eignete, und in welchem sich gewiss auch des gepriesenen Ageladas Kunst noch bewegte. Von diesem Meister, — den wir einer in Olympia gefundenen Inschrift zufolge besser Hagelaïdas zu schreiben haben — besass die Altis noch zwei andere Werke, die Statue eines delphischen Pankratiasten und ein grösseres Gusswerk, eine Quadriga mit den Statuen eines Siegers im Wagenrennen, des Epidamniers Kleosthenes, und seines Wagenlenkers. Es ist das erste Beispiel für diese in der Folge häufigere Darstellungsweise eines Wagensiegers und als solches von Interesse für die Geschichte der Kunst. Bereits zuvor war, in unbekannter Olympiade, von einem Sieger im Wagenrennen, dem Lakoner Euagoras, ein eherner Wagen, doch ohne Rosse und Männer, in die Altis gestiftet worden.

Auf dem Wagen des Kleosthenes stand die Weihinschrift:

> Mich hat der Pontier geweiht, Kleosthenes aus Epidamnos,
> Welcher mit Rossen in Zeus' herrlichem Kampfe gesiegt.

Auch die Rosse waren mit ihren Namen bezeichnet, Phoinix und Korax als Jochpferde, Knakias als rechtes und Samos als linkes Leinpferd, ein Beweis, welches Gewicht man bereits damals auf das einzelne Pferd, auf Züchtung und Abstammung legte.

Wenige Olympiaden später begann man auch einzelne Rosse aufzu-

stellen, die im Wettreiten gesiegt hatten. Das erste war jene früher erwähnte Stute des Pheidolas, Aura, welche ihren Reiter verloren hatte und dennoch unter Beobachtung aller Renngesetze als erste beim Ziele einlief; daneben stand ein Hengst desselben Besitzers, Lykos, der von Pheidolas' Söhnen geritten in Olympia und auf dem Isthmos wiederholt Preise gewonnen hatte.

Aus den ersten der siebziger Olympiaden schliessen sich diesen ältesten Siegerdenkmalen drei Werke des Aigineten Glaukias an, die Quadriga des syrakusischen Tyrannen Gelon und die Statuen zweier Faustkämpfer, des Kerkyreers Philon und des Glaukos aus Karystos. Ferner eine Statue des sonst nicht näher bekannten Bildhauers Stomios, die einen Sieger im Fünfkampf, Hieronymos aus Naxos, darstellte.

In diese Zeit muss auch die Errichtung der Statue des grossen Ringers Milon fallen, welche dessen Landsmann Dameas verfertigte. Sie war nach Philostrats Zeugniss noch sehr leblos, mit geschlossenen Füssen und steifen Händen gebildet.

Von den sieben Werken, mit denen laut Pausanias der Künstler Pythagoras von Rhegion in Olympia vertreten war, fällt eins, die Siegerstatue des krotoniatischen Wettlaufsiegers Astylos, sicherlich noch vor oder um Ol. 75, wo der Genannte seinen dritten und letzten Sieg erlangte. Wahrscheinlich ist auch die Siegerstatue des Hoplitodromen Mnaseas aus Kyrene in die früheste Zeit der Kunstthätigkeit des Pythagoras zu rechnen, da derselbe Künstler auch das Viergespann des Kratisthenes arbeitete, dessen Vater der Vorige war. Diese beiden Sieger müssen durch eine geraume Zeit von einander getrennt sein, da man sich Kratisthenes als selbständigen Rossezüchter wohl nicht anders als in reifem Mannesalter denken kann.

Die beiden Werke des aus Samos gebürtigen, nach Italien ausgewanderten Künstlers gehören indessen nur der Zeit nach zu den vorher aufgezählten. Was wir an Urtheilen der Alten über seine Kunst besitzen, berechtigt durchaus zu dem Schlusse, dass diese und die übrigen in die zweite Hälfte der siebziger Olympiaden fallenden Schöpfungen des Meisters erheblich über den Leistungen der Vorgänger standen.

Sowohl die Weihegeschenke wie die Siegerstatuen der ältesten Zeit bieten noch ein besonderes Interesse durch die Lage der Plätze, an denen sie standen. Seit die Altis von Olympia nach ihrer Aufdeckung nun vor uns liegt wie ein aufgerolltes Bild, sind wir im Stande, den Wanderungen des Pausanias fast überall nachzugehen. Nur wenige der von ihm auf-

gezählten Sehenswürdigkeiten giebt es, von denen wir nicht bis auf wenige Meter ihre Oertlichkeit bestimmen könnten. Zeichnen wir uns die Denkmäler in einen Plan grossen Maassstabes ein, so gewinnen die Beschreibungen des Wanderers eine zuvor nicht zu ahnende Klarheit; wir ersehen aber aus solcher graphischen Darstellung noch manches Andere, was aus der Beschreibung nicht ohne weiteres herauszulesen war. So ergiebt sich denn daraus, dass sowohl die ältesten unter freiem Himmel aufgestellten Weihegeschenke wie die ältesten Siegerstatuen alle ohne Ausnahme im Osten des Zeustempels aufgestellt waren. Dasselbe gilt von den Siegerstatuen der nachfolgenden Periode bis nach der 80. Olympiade.

Alle diese Bildwerke standen, von Nordosten beginnend und im Südosten endend, um die Ostfront des Tempels herum. Der Zeustempel, den wir kennen, ist aber nicht vor der 77. Olympiade begonnen und ist in der 81. Ol. vollendet gewesen. Wenn gleichwohl alle jene älteren Weihegeschenke und Statuen nicht zu der Altarstätte sondern zur Tempellage in Beziehung stehen, so dürfen wir wohl voraussetzen, dass vor dem Tempel, den wir kennen, hier ein älteres kleineres Heiligthum des Zeus gestanden hat, von dem uns literarische Kunde nicht geworden ist, und dessen etwa noch vorhandene Fundamentreste wir nicht finden konnten, weil sie innerhalb des späteren, ausgedehnteren Bauwerkes verborgen sein müssten. Ebenso hat man den kleineren Tempel, der 1884 in Sunion entdeckt ward mit einem späteren grösseren Mantel umkleidet.

Gegen diese Schlussfolgerung liesse sich geltend machen, dass ja die Aufstellung der Weihgeschenke und Statuen, welche wir aus Pausanias kennen, und welche mit den Ergebnissen der Ausgrabungen übereinstimmt, keineswegs die ursprüngliche gewesen zu sein braucht. Es sei ebensowohl denkbar, dass erst der Bau des grossen Zeustempels Veranlassung gegeben habe, die ursprünglich anderswo aufgestellten Bildwerke um dieses Heiligthum zu gruppiren.

Wir kennen aber durch die Tiefgrabungen in Olympia eine Anzahl von Postamenten, deren Fundirung unter dem deutlich erkennbaren Bauschutte des Zeustempels liegt, die mithin vor dem Bau der 77. Olympiade bereits standen und unverrückt auf ihrer Stelle geblieben sind. Da auch diese Postamente vor der Ostseite des Tempels, und nur dort, stehen, und zwar in einer sichtbaren Beziehung zu der Tempellage, so wird die Annahme, dass die übrigen älteren Bildwerke, die nach Pausanias im Osten derselben standen, sich ebenfalls von Alters her dort befanden, in hohem Maasse gestützt und damit die Voraussetzung, dass dem auf

unsere Tage gekommenen Zeustempel ein älteres Heiligthum auf gleicher Stelle vorausging, von dem uns eine geschichtliche Kunde nicht übrig geblieben ist.

Was aber ist nun aus jener alten Zeit Olympias an Denkmälern auf uns gekommen?

Wie die Ausgrabungen eine über alles Erwarten reiche Ausbeute aus den allerältesten, vorgeschichtlichen Tagen an kleinen Bronzen und Terracotten geliefert haben, ist früher ausgeführt worden. Aber auch aus der folgenden Periode der erwachenden Kunst, welche diesen Namen bereits mit Recht verdient, sind uns Denkmäler genug erhalten worden, um uns über das Bild der Altis um die Wende vom sechsten zum fünften Jahrhundert nicht in Zweifel zu lassen.

Fig. 53.

Jene kleinen figürlichen Bronzen gewinnen allmälich einen über das Handwerkliche hinausgehenden künstlerischen Charakter. Schon vollzieht sich langsam aber stetig aus den unförmlichen Idolen der Vorzeit die Gestaltung der einzelnen Typen der hellenischen Gottheiten. Nicht arm ist die olympische Sammlung an solchen kleinen archaischen Bronzestatuetten von Göttern. Wir vermögen mit voller Sicherheit die einzelnen Figuren zu benennen: Apollon, Artemis, Aphrodite; besonders häufig aber, wie das an einem Zeus geheiligten Orte nicht befremden kann, der Göttervater selbst. Namentlich ist die Gegend am Fusse des Kronoshügels bei dem Prytaneion reich an Zeusstatuetten gewesen. Wiederholt sehen wir ihn in der Stellung eines lebhaft ausschreitenden kräftigen Mannes, mit beiden Armen Blitze schleudernd.

Ein anderes Mal steht er, der Herrscher des Olympos, in voller königlicher Ruhe und Würde in langem faltenreichen Gewande da, welches nur die rechte Brusthälfte und den entsprechenden Arm freilässt. (Fig. 53 giebt diese 28 cm hohe Statuette in ein Drittel der wirklichen Grösse wieder.) Das Antlitz mit dem grossen, noch schräg nach innen gestellten Auge, der kaum merklich gebogenen Nase und der vollen Unterlippe umrahmt der spitze Vollbart, welcher für Götter und Menschen der älteren

Zeit typisch ist. Die Oberlippe wird von dem starken Schnurrbart verdeckt, der mit dem Vollbart zusammenfliesst. Das lange von einer Binde umschlossene Haar fliesst in fein gekräuselten Wellen in den Nacken nieder. Hier wie im Barte und in den Falten des Gewandes hat der Stichel des Ciseleurs dem Former wesentlich nachgeholfen.

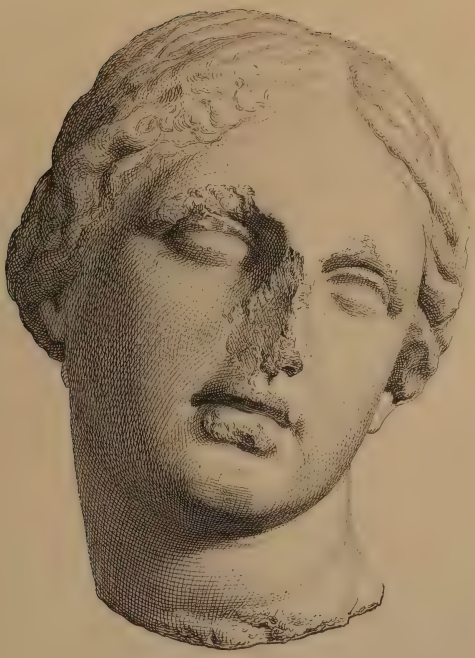
Die Linke scheint ein Blitzbündel gehalten zu haben; wie die Rechte beschäftigt war, muss dahingestellt bleiben; vielleicht hielt sie das Scepter.

Formell gehört dieses kleine Kunstwerk zu den besten olympischen Funden des gebundenen Stils.

Nahe verwandt mit dem Typus des Kopfes dieser Statuette ist der vortrefflich erhaltene, durch Eisendübel mit seinem Rumpfe verbunden gewesene, halblebensgrosse bronzene Zeuskopf, den unsre Tafel VII (unten links) wiedergiebt, einer der kunsthistorisch werthvollsten Funde. Schon schimmert unter der maskenhaften Starrheit des Antlitzes ein geistiger Ausdruck hervor, der Ernst und die Majestät des Herrschers, den der Blick der verloren gegangenen, vielleicht aus Edelsteinen eingesetzten Augen einst noch erhöht haben wird. Auch sie liegen noch nach der alten Weise schräg nach innen gerichtet.

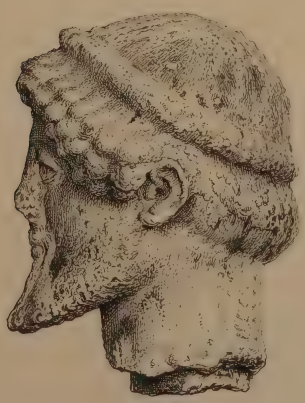
Ueber der niedrigen Stirn stehen zwei Reihen scharf gewickelter und weit abstehender Löckchen, das übrige Haar ist durch einen Reif zusammengehalten und fällt nun wie bei der Statuette in feinen Wellen nach hinten, wird aber dann in einen bandumwundenen doppelten Knoten aufgenommen. Auch hier hat der Stichel einen grossen Theil der Arbeit übernommen. Aus der Modellirung leuchtet ein sehr klares Verständniss der Knochenbildung hervor. Fast gänzlich fleisch- und fettlos spannt sich die dünne Haut unmittelbar über den Schädel, auf dessen Durchbildung das grösste Gewicht gelegt ist. Solches gewissenhafte Studium, eine so strenge anatomische Schule musste die Kunst von Hellas durchmachen, um zur Freiheit zu gelangen. In harter Arbeit musste zuvor das volle Verständniss von dem Knochenbau gewonnen werden, bevor sich die Gebilde mit Blut und blühendem Leben erfüllen konnten.

Noch einmal vollzieht sich dieser Process im Uebergange von der Kunst des Mittelalters zu der der Renaissance, in Italien so gut wie in Deutschland. Die Meisterschaft eines Michelangelo in der Darstellung des Muskelspieles wäre undenkbar ohne die Arbeit, welche seine Vorläufer, ein Verocchio und Donatello auf die Feststellung des Knochenbaus verwendet und womit sie den unverrückbaren Kanon des menschlichen Gerüstes gegeben hatten. Und was uns die oft harten und unerfreulich



APHRODITEKOPF

ZEUSKOPF
(BRONZE)



ZEUSKOPF
(TERRACOTTA)

Gest. v. Carl Leonh. Becker.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

erscheinenden Kunstgebilde der Frühzeit so lieb und theuer macht, das ist ja gerade der tiefe sittliche Ernst, mit dem wir den Künstler nach der Vollendung ringen sehen, die liebevolle Sorgfalt, mit der er das Kleinste treu und gewissenhaft wiederzugeben trachtet.

In diesem Sinne wird, wer offene Augen hat und keine pessimistische Brille trägt, auch die Bestrebungen der Gegenwart mit Freude begrüssen: Zu wenigen Zeiten hat man so mühsam und mit solchem Eifer danach gestrebt, die Dinge so darzustellen, wie sie wirklich scheinen, hat man so fleissig die Natur belauscht, nach dem Modell bossirt und gemalt, wie in der Gegenwart. Eine zukünftige Generation wird es den biederen Handwerkern unsrer Tage, die sich für Künstler halten, Dank wissen, dass sie wieder sehen und darstellen gelehrt haben. Auf ihren Schultern wird eine Künstlerschaft stehen, der nun wieder Zeit bleibt, ihre Gebilde mit geistigem Gehalte zu erfüllen.

Besässen wir mehr von den Kunstschöpfungen des Alterthums, namentlich von seinen Gemälden, als leider der Fall ist, so würden wir die Beobachtung machen können, dass auch der Antike Perioden des reinsten Realismus nicht gefehlt haben. —

Zu den zahlreichen Bronzefunden, mit deren blosser Aufzählung dem Leser schwerlich gedient sein möchte, während der Plan dieses Buches eine Vermehrung der Illustrationen ausschliesst, gesellen sich verschiedene beachtenswerthe Bildwerke in Terracotta. Auch sie beginnen mit einer Reihe von handwerklich gehaltenen Idolen, unter denen man das der Hera, der pisatischen Localgöttin, häufiger zu erkennen glaubt. Auf den Titel eines Kunstwerkes kann aus jener frühen Periode freilich nur ein Fundstück aus Terracotta Anspruch machen, dieses aber auch mit vollstem Rechte. Es ist dies der nahezu halblebensgrosse Zeuskopf, der auf Taf. VII neben dem Bronzekopf abgebildet ist, ein hochinteressantes Gegenstück zu diesem, weil er, einer etwas späteren Zeit entstammend, den starren Typus bereits wesentlich gemildert, den Ausdruck des Lebens merklich gesteigert zeigt. Schon steht das nicht mehr übergrosse ruhige Auge nahezu normal, den Mund umspielt ein Zug hoheitsvoller Milde, das Profil, so weit es die arge Beschädigung erkennen lässt, ist weicher und fliessender geworden, als das des Bronzekopfes.

Möchten wir uns den von Pausanias als alterthümlich bezeichneten Zeus von Hybla dem Typus des Bronzekopfes ähnlich denken, so wird der Terracottakopf dem leider verlorenen Haupte des Zeus aus dem Ostgiebel seines olympischen Tempels schwerlich sehr fern stehen, den wir uns, nach Analogie der aufgefundenen Köpfe, von dem Typus im Parthenon-

friese und vollends von dem des Goldelfenbeinbildes in Olympia wesentlich verschieden denken müssen. Beide Funde tragen sehr wesentlich dazu bei, die Entwickelung des Zeustypus in ihren früheren Stadien und vor der Umgestaltung durch Pheidias erkennen zu lehren, und bilden so ein werthvolles Material für die Geschichte der älteren griechischen Kunst.

Von den statuarischen Werken aus natürlichem Stein konnten wir bereits eines besonders interessanten Reliefs eingehender gedenken, der Giebelfüllung am Schatzhause von Megara. Aus demselben Materiale wie dieses, aus dem weichen tertiären Süsswasserkalk der olympischen Höhen, fanden wir noch eine Anzahl nicht minder alterthümlicher Reliefs, welche zum Theil vielleicht ebenfalls die Füllung des Giebels eines der zerstörten Schatzhäuser gebildet haben, denn es waren gleichfalls Reliefs, und das an einem Fragmente erhaltene Stück des Grundes scheint eine nach oben schräg zulaufende Begrenzung besessen zu haben, die wohl in den dreieckigen Rahmen eines Giebelfeldes hineinpassen würde. Wir erkennen in den Fragmenten Stücke von Thieren, vierfüssigen und Vögeln, unter den letzteren deutlich zwei Hähne. Ein Pferdevordertheil erregt die Aufmerksamkeit durch die reichliche Erhaltung seiner einstigen Bemalung: Der Reliefgrund war wie bei dem Giebel der Megarer blau, der Pferdeleib gelb, die Zügel rothbraun bemalt. In der Mähne zeigte sich rothe und blaue Farbe durcheinander geflossen; vielleicht wollte man sie mit farbigem Bande durchflochten darstellen.

Aus dem gleichen Mergelkalk gearbeitet fand sich zwischen der Palästra und der westlichen Altismauer ein über lebensgrosser Kopf, (Fig. 54 in $^1/_8$ der wirklichen Grösse) dessen Schmuck, der „Polos", seine Deutung auf Hera veranlasst hat. In der That darf man wohl hieraus wie aus dem Hornansatz auf seiner linken Seite schliessen, dass der Kopf einem Herabilde zugehörte. Wenn man indessen aus dem Fundorte, der dem Heratempel nahe liegt, und aus der Alterthümlichkeit des Kopfes den Schluss gezogen hat, es liege uns in diesem Kopfe ein Theil des von Pausanias im Heraion bezeugten „Cultusbildes" dieser Göttin vor, so scheint mir diese Vermuthung doch noch nicht begründet genug, um sie als gangbare Münze auszugeben. Dass das Heraion ein Cultustempel war, lässt sich nicht erweisen, so auch nicht, dass das von Pausanias in demselben erwähnte Bild der Hera ein Cultusbild war. Wird es doch mit vielen anderen dort aufgestellten Statuen zusammen und nicht einmal an der ersten Stelle aufgeführt. Zudem ist der Urtext in diesem Passus

unsicher und lässt die Schlüsse, welche man auf die schwerlich richtige vulgäre Lesart baut, deshalb von zweifelhaftem Werthe erscheinen.

Auch ohne das Interesse, welches unser Kopf durch die ihm beigelegte Bestimmung haben würde, bietet er uns in seiner Alterthümlichkeit des Bemerkenswerthen genug. Trotz aller Befangenheit und Unbehülflichkeit offenbart dieser kindliche Versuch doch deutlich das Bestreben,

Fig. 54.

die zugleich hoheitsvolle und doch mildfreundliche Herrin des Landes, die Beschützerin des häuslichen Glückes und die mütterliche Vorsteherin des olympischen Haushaltes in entsprechenden Zügen darzustellen. Es liegt trotz der Maskenhaftigkeit in diesem Antlitz ein Zug von mütterlicher Würde und Freundlichkeit, etwas Hausfrauenhaftes, das durch die Anordnung der anliegende Wellenscheitel, den Haarschmuck, ein braunrothes Band über dem ersteren, und den hohen Aufsatz noch gesteigert wird.

Die Augäpfel sind mit dem Zirkel vorgerissen, woraus wir auf eine einstige farbige Behandlung auch der gesammten Fleischtheile schliessen dürfen.

Die Augenbrauen sind plastisch angedeutet: Ganz ebenso sind sie es bei der geflügelten Nike des Mikkiades und Archermos aus dem hochwerthvollen delischen Fundmateriale, ein jedenfalls seltener Fall.

Auffallend ist die nahezu richtige Lage des kleinen runden fleischigen Ohres, während sonst die ältere hellenische Kunst durchgängig das Ohr zu hoch ansetzen lässt. Hinter dem Ohre hat sich auch noch ein Stück des Schleiers erhalten, der vom Haupte herabhing. Sicherlich dürfen wir in diesem Kopfe ein Werk des sechsten Jahrhunderts erblicken. —

Endlich hat uns die Ausgrabungsarbeit auch einige Marmorwerke beschert, deren Entstehungszeit an der Grenze des sechsten zum fünften Jahrhunderts liegen dürfte, darunter zwei Köpfe gewaffneter Krieger, von deren einem Fig. 55 ein Bild giebt. Beide sind etwas unter Lebens-

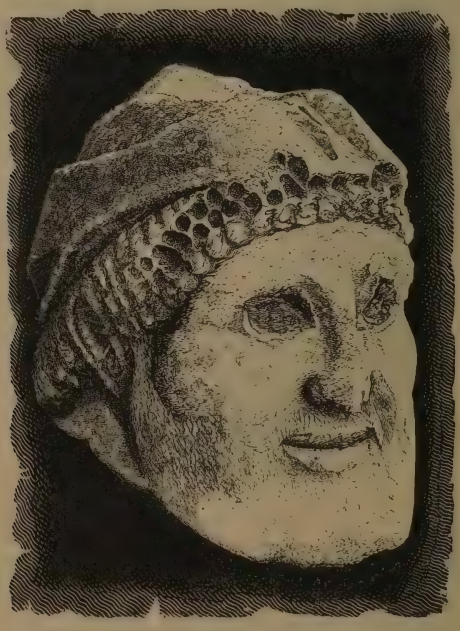


Fig. 55.

grösse. Der hier abgebildete, welcher in der Flucht der Nordterrassenmauer südlich vom Pelopion zu Tage kam und aus parischem Marmor gearbeitet ist, trägt über einer Lederkappe den peloponnesischen Visirhelm. Das unter der Kappe hervorschauende Haar ist zierlich in drei Reihen von feinen Löckchen geordnet, von denen zwei einzeln gearbeitet und in Bohrlöcher eingekittet waren, eine Anlehnung an die ältere Bronzetechnik, welche es liebte, die überfallenden Haare in einzelnen Drahtlocken an die Stirn zu löthen. Auch die Augenwimpern scheinen aus Metall eingesetzt gewesen zu sein. Gegenüber der offenbar alterthümlichen Auffassung des Portraits — denn ein solches liegt gewiss hier vor —

macht die lebensvolle Behandlung des Fleisches der Lippen und der Wangenpartien einen überraschenden Eindruck. Trotz der festen Behandlung der Schädelform, wie sie uns in dem bronzenen Zeuskopf entgegentrat, und auch hier ersichtlich wird, ist die Wangenform mit einer Weichheit und Zartheit gebildet, die an eine weit spätere Zeit gemahnt.

Man hat unweit dieses Kopfes einen schildtragenden Arm und Theile dieses Schildes mit seinem Wappenbilde gefunden, Stücke, die in Technik und Stil so sehr mit dem ersteren übereinstimmen, dass eine Zusammengehörigkeit der Fragmente in hohem Grade wahrscheinlich ist. Die Schlüsse aber, welche infolge einer Deutung des Schildzeichens auf eine bestimmte Benennung der Statue geführt haben, kann ich nicht für gegründet genug ansehen, um diese Benennung anzunehmen und weiterzutragen, so sehr ich die scharfsinnige Combination bewundern würde, falls sie sich als stichhaltig erwiese.

Bei der Besprechung des zweiten analogen Kopfes, der ein Gegenstück zu dem hier wiedergegebenen bildet, wenn auch ein etwas minderwerthiges, ist denn auch bereits in der officiellen Veröffentlichung auf die Möglichkeit einer Gruppendarstellung hingewiesen worden, welche beide Krieger vereinigte.

Neben der Architektur und der Sculptur ist auch die Epigraphik für das sechste und den Beginn des fünften Jahrhunderts nicht leer ausgegangen. Der alterthümlichen Inschrift des Bybonsteines ist bei der Beschreibung des Diskoswerfens gedacht worden. Meist freilich sind die ältesten Inschriften nur fragmentarische; ihre Form und ihr Dialekt ist für den Forscher oft von hohem Werthe, dessen Bedeutung nachzuweisen indessen ausserhalb des Rahmens unserer Aufgabe wie unseres Vermögens fällt. Eine zusammenfassende eingehende Darstellung dieser mehr vom philologischen Standpunkte aus zu würdigenden Funde wird in den hierzu berufenen Organen gewiss nicht ausbleiben, nachdem in der Archäologischen Zeitung und in der Veröffentlichung der ältesten griechischen Inschriften durch Röhl das Material nahezu abgeschlossen vorliegt. —

DIE BLÜTHE OLYMPIAS

VON DEN

PERSERKRIEGEN BIS ZUR ZEIT DER MAKEDONISCHEN HERRSCHAFT.

Bedürfte es noch eines neuen Nachweises dafür, einen wie gewaltigen, wenn freilich nicht andauernden, so doch für die nächsten Jahrzehnte wirksamen Einfluss die Zurückwerfung des Erbfeindes auf alle Verhältnisse in Hellas ausübte, so würde es nicht schwer sein, einen solchen lediglich aus der Chronologie der olympischen Denkmäler abzuleiten.

Auch die nationalen Feste in Olympia, deren Werth und Bedeutung doch über alles Vergleichen weit über die aller Turner- und Schützenfeste der Neuzeit hinausging, sie waren nicht im Stande, den Parteigeist und die kurzsichtige, selbstsüchtige Politik der einzelnen Cantone zu überwinden, einen starken, das ganze grosse Vaterland mit ernster Liebe umspannenden, opferfreudigen Gemeingeist zu schaffen. Es bedurfte des Kittes von Blut und Eisen, der Tage von Marathon und Thermopylai, von Salamis und Plataiai, um Hellas zu einem grossen Volke zu verbinden. Mit Stolz und Freude ward sich dieses Volk der gewaltigen Kraft bewusst, die in ihm geschlummert hatte, die es bei gemeinsamem Handeln besass, und die zuvor, in einzelne gegen einander wirkende Factoren vertheilt, gar nicht zur Erscheinung kommen konnte.

Dieses Kraftbewusstsein wird mit einem Schlage so mächtig, dass der Kampf an den Grenzen des Landes keinen Grund abgiebt, die olympischen Spiele auch nur ein einziges Mal auszusetzen. Während an den Thermopylen die dreihundert spartanischen Männer den Passweg des Landes mit ihren Leibern decken, wogt in Olympia eine freudig erregte Menge in Stadion und Hippodrom. Als von der Noth getriebene arkadische Ueberläufer vor Mardonios geführt gefragt werden: „Was beginnen jetzt die Hellenen?“ da erwidern sie: „Sie feiern das Fest der Olympien; sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu.“ „Und was ist der Preis solcher Kämpfe?“ fragt der persische Feldherr wieder. „Ein Reis vom Oelbaum“ ist die Antwort. Da wendet sich einer der persischen Grossen zu dem Heerführer und spricht: „Wehe uns,

Mardonios! Gegen welche Männer hast Du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!“

Das war das Fest der fünfundsiebzigsten Olympiade. In ihrem zweiten Jahre brach sich die Woge des persischen Heeres an dem Walle der vereinten Griechen bei Plataiai. Zum Gedächtniss dieser Befreiungsthat errichteten diese in Olympia ein ehernes Standbild des Zeus. Nördlich vom Buleuterion stand es, ein Denkmal an Griechenlands Einigung, an einem bedeutsamen Punkte der Altis aufgerichtet, dort wo die von Westen her kommende Processionsstrasse nordwärts zum grossen Altare umbiegt. Sein Antlitz war der aufgehenden Sonne zugewendet: so schaute es wachend und drohend dem Feindeslande entgegen. Eine Inschrift führte alle Staaten auf, welche an der Schlacht betheiligt gewesen waren, darunter auch die Eleer, die freilich, zu spät auf der Wahlstatt erschienen, in die Schlacht nicht mehr hatten eingreifen können. Die Herstellung dieses Bildwerkes hatte man einem Künstler übertragen, dessen Landsleute in der Schlacht bei Salamis die Wackersten gewesen waren, Anaxagoras aus Aigina. Vielleicht war die Rücksicht auf diesen Umstand nicht ohne Einfluss auf die Wahl gerade dieses Künstlers; blühte doch damals bereits auch in Athen die plastische Kunst in würdigen Vertretern wie Hegias, Kritios und Nesiotes. Das Zeusbild von Plataiai war den Griechen offenbar ein Symbol ihrer Eintracht: Noch dreissig Jahre nach der Schlacht stellte man unmittelbar davor, unter seinen Augen, die Urkunde auf, kraft welcher die alten Rivalen Athen und Sparta einen dreissigjährigen Frieden schlossen, den freilich der Ausbruch des peloponnesischen Krieges nach weit kürzerer Frist zerstörte.

In die ersten Jahre nach der Schlacht bei Plataiai fällt die Stiftung zahlreicher, oft sehr umfangreicher Weihgeschenke aus allen Theilen des alten Griechenland und der Colonien. Dahin gehört unter anderen die figurenreiche Bronzegruppe der Helden vor Troja, deren Basis wir östlich vom Zeustempel wieder aufgefunden haben. Ihre Fundamente reichen unter die Schicht des Bauschuttes hinab, der bei der Errichtung des Tempels das frühere Niveau in dessen Umgebung aufhöhte und so auch die unteren Theile der älteren Postamente verdeckte. Diese Gruppe des aiginetischen Künstlers Onatas stellte griechische Helden dar: auf gemeinsamer Basis neun Krieger aus der Schaar der vor Troja gezogenen Hellenen, welche um die Ehre des Zweikampfes mit Hektor loosten, und unter denen die Beschreibung des Pausanias drei, Agamemnon, Idomeneus und Odysseus namhaft macht. Ihnen gegenüber auf der kleinen im Situationsplane erkennbaren runden Basis stand als zehnte zugehörige

Figur Nestor, der die Loose der Anderen in seinem Helme gesammelt hatte. Die nicht namhaft gemachten sechs Helden lassen sich nach Homer leicht als Diomedes, die beiden Aias, Meriones, Eurypylos und Thoas erkennen. Auf dem Bathron stand die Weihinschrift:

Diese Gebilde hier haben dem Zeus die Achaier geweihet,
Tantalos' göttlichen Sohns, Pelops' Enkelgeschlecht.

Auf dem Schilde des Idomeneus hatte der Künstler seine Autorschaft bekundet:

Der schon Vieles geschaffen, der Aiginete Onatas,
Mikons leiblicher Sohn, hat auch Dieses gemacht.

Onatas schuf also dieses umfangreiche Werk wohl bereits in vorgerückterem Alter, nachdem sein Ruf durch viele andere Kunstwerke bereits so hoch gestiegen war, dass man ihn auch von Seiten der seiner Heimat ferner liegenden Staaten zu hervorragenden Arbeiten heranzog. Onatas, den man wohl mit gutem Grunde als einen der bei den berühmten Gruppen des aiginetischen Athenatempels betheiligten Künstler ansieht, war in Olympia noch mit mehreren Kunstwerken vertreten, die mithin annähernd gleich zu datiren sind: Für die Thasier hatte er einen „10Ellen" (5 Meter) hohen Herakles aus Bronze gefertigt, der eine Keule in der Rechten, einen Bogen in der Linken trug, und der dem erstgenannten Werke des Onatas benachbart stand. Es ist dieses Standbild, bei dessen Erwähnung Pausanias Gelegenheit nimmt, sich über die Vortrefflichkeit der Kunst des Onatas zu äussern, den er, „obschon seine Bilder aiginetischen Stiles sind, dennoch keinem der Künstler nachstellen möchte, die von Daidalos her aus der attischen Schule hervorgegangen sind." Für die Bewohner von Pheneos arbeitete Onatas ferner einen Hermes als Heerdengott, mit Hut, Chiton und Mantel bekleidet und einen Widder unter dem Arme tragend; sein Standort ist an dem westlichen Ende der Nordterrassenmauer zu suchen, wo diese Bildsäule in einer Reihe mit den später zu erwähnenden Weihgeschenken des Phormis dem Zeustempel zugewendet stand. Endlich hatte Onatas das eherne Viergespann verfertigt, welches zum Andenken an den dritten und letzten olympischen Sieg des Tyrannen Hieron von Syrakus (Ol. 78) von dessen Sohne Deinomenes in die Altis gestiftet wurde. Zum Andenken an die beiden früheren, mit dem Reitpferde errungenen Siege des Hieron standen zu beiden Seiten des Viergespannes die ehernen Bildnisse dieser von Knaben gerittenen Pferde, Werke des Kalamis. Diese Gruppe stand neben der Siegerstatue des Theagenes auf der Südterrasse dem Zeustempel gegenüber.

Aus der Nachricht, dass Kalamis der Schöpfer jener beiden Rennpferde war, sind wir den Schluss zu ziehen berechtigt, dass auch die beiden anderen in Olympia aufgestellten Werke dieses Künstlers der Zeit unmittelbar nach den Perserkriegen angehörten. Das eine, ein Weihgeschenk der Mantineier, stellt eine ungeflügelte Siegesgöttin dar und war dem Holzbilde dieser Göttin in Athen nachgebildet, welches damals wohl auch schon auf der Burg, jedenfalls aber noch nicht in dem uns erhaltenen kleinen Tempel dieser Göttin westlich der Propyläen stand, der frühstens im Jahre 435 entstanden sein kann. Diese Statue stand zu Pausanias' Zeit, wie es scheint, in der östlichen Säulenhalle des Zeustempels.

Ein drittes Erzwerk des Kalamis war auf der niedrigen Mauer der Altis aufgestellt; an welcher der beiden verfügbaren Seiten derselben ist nicht zu bestimmen. Es stellte mehrere Knaben dar, welche mit erhobener Rechten zum Zeus beteten, und war ein Weihgeschenk der Bewohner von Akragas. —

Die erhöhte Bedeutung des Festes, welche nun die Hellenen Europas und Asiens hier zusammenführte und in so reicher Ausstattung des heiligen Platzes durch kostbare, von nah und fern eingehende Weihgeschenke ihren Ausdruck fand, veranlasste die Eleer nunmehr auch ihrerseits ein Schaustück zu schaffen, welches des olympischen Zeus würdig und im Stande wäre, Alles, was es sonst an Sehenswerthem in Olympia gab, in den Schatten zu stellen. Kein geeigneteres Werk konnte hierfür gefunden werden, als ein prächtiges Haus des olympischen Gottes, ein Zeustempel, und in demselben ein Bildniss des Gottes, das von der Hand des grössten Meisters gefertigt war.

Es ist zuvor bemerkt worden, dass aller Wahrscheinlichkeit nach ein bescheidenes Heiligthum des Zeus bereits in älterer Zeit vorhanden war, das nun in seiner einfachen Gestalt und Ausstattung den Ansprüchen nicht mehr genügte.

An die Stelle dieses älteren und kleineren Heiligthums trat der neue weiträumigere Tempel und umschloss den Unterbau der ursprünglichen Anlage dergestalt, dass sie vollkommen von ihm bedeckt wurde.

Die Mittel für den Bau und das Bild lieferte, nach Pausanias, die Beute aus einem Kriegszuge, in welchem die Eleer die Bewohner der Pisatis und die umwohnenden Völker, welche sich gegen sie empört hatten, zu Boden warfen. Pausanias setzt an einer anderen Stelle diesen Feldzug in die 50. Olympiade. Demzufolge hatte man bis in die neuste Zeit angenommen, dass der Tempelbau bald nach dieser Zeit

begonnen, sich aber aus unbekannten Gründen unverhältnissmässig lange, über hundert Jahre, hingezogen habe, da nämlich seine Giebelfelder erst durch Alkamenes, nach Pausanias Zeugniss einen Genossen des Pheidias, und durch Paionios, den man ebenfalls für einen solchen hielt, ihren Schmuck erhalten hätten.

Ludwig Urlichs' Verdienst ist es, dem Pausanias eine Verwechselung des von ihm berichteten Feldzuges mit einem späteren nachgewiesen zu haben, den Herodot erwähnt, und der in das Ende der 76. oder den Beginn der 77. Olympiade fiel. In der 77. Olympiade (472—469) also ward der Tempel begonnen und in einheitlicher, ununterbrochener Arbeit zu Ende geführt. Wie wir die Zeit des Baubeginnes feststellen können, so auch die seiner Vollendung. Als fertig erwähnt wird er von Herodot um das Jahr 445, Ol. 83,3; aber schon zwei Olympiaden zuvor war der Bau vollendet. Hierauf lässt bereits die Nachricht schliessen, dass die Lakedaimonier nach der Schlacht bei Tanagra einen goldenen Schild nach Olympia stifteten, welcher an der Spitze des östlichen Giebels befestigt wurde. Die Schlacht fällt Ol. 80,4 (457); zu dieser Zeit muss der Tempel also mindestens ziemlich bis zum Dache fertig gewesen sein, wenn man auf den Gedanken kommen konnte, den Ehrenschild an seine First zu heften. Eine directe Bestätigung erhält diese Folgerung durch die Beobachtung der in der Umgebung des Tempels liegenden Statuenbasen, die, wie früher erwähnt, mit ihren Fundamenten theils unter, theils auf dem Bauschutte des Tempels beginnen. Unter den Letzteren befindet sich auch die Basis der zu erwähnenden Weihgeschenke des Mikythos, welche man nicht tiefer hinab datiren kann als Ol. 81; so muss also der Tempel in dieser Olympiade fertig gewesen sein.

In einem Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren ist also der Bau des olympischen Zeustempels ausgeführt worden, und zwar von einem einheimischen Meister, dem Eleer Libon, von dem andere Leistungen aus der Literatur nicht bekannt sind, den wir aber nach dem Befunde unserer Ausgrabungen als einen tüchtigen Architekten kennen gelernt haben.

Auch die Untersuchung der Tempelruine lässt uns den Bau als einen durchaus einheitlichen, in einem Gusse entstandenen erkennen. Als Material ist durchweg sowohl für die Fundamente, als für Mauern, Säulen und Gebälk, Poros, der muschelreiche, der jüngeren Tertiär-Formation angehörige Kalkstein verwendet worden, der in nächster Nähe zu haben war. Ein sehr bedeutendes Lager dieses Steines befindet sich in einer engen wildbewachsenen Schlucht, einem Querthale des Alpheios in der Nähe des Gehöftes Saráki. Man sieht, dass dieses Lager in früherer

Zeit als Steinbruch ausgebeutet worden ist, und dementsprechend heisst die Schlucht auch heute noch im Munde der Bauern Damária „Die Steinbrüche“. Hier brechen Stücke von genügender Grösse, um den hohen Anforderungen zu genügen, welche die Abmessungen des Zeustempels stellten.

Der durch Nachgrabung leicht bloszulegende Unterbau der äusseren Säulenhalle besteht aus sieben Schichten tüchtiger Porosblöcke in einer Gesammthöhe von durchschnittlich zwei und einem halben Meter, und ist nicht, wie man heutzutage verfahren würde, auf den festen Kies der Diluvialschicht, sondern auf das Alluvium gegründet. Die Fundamente des inneren Baus durchweg zu untersuchen, würde mit einer Zerstörung der Ruine verknüpft gewesen sein, doch sieht man auch so, dass hier, wie anderwärts, die Fundirung eine nicht ganz so sorgfältige gewesen ist wie die der Halle, die ja freilich auch die Hauptlast bildete. Immerhin ist sie noch weit besser ausgeführt als diejenige der Cella in dem früher erwähnten Tempel von Phigalia, deren Fussboden jetzt eine tiefe Mulde bildet. Die Forscher, welche diese Einsenkung für eine absichtlich hergestellte erklärt haben, dürften sich wohl nicht mit einer dort leicht ausführbaren Untersuchung der Fundamente beschäftigt, auch übersehen haben, dass die sorgfältige Durchforschung des Tempels durch die französischen Architekten Lebouteux und Louvet im Jahre 1853 bereits die Ursache jener Senkung constatirt hatte.

An die oberste Fundamentschicht des olympischen Zeustempels ist ein kleiner vorspringender Sockel für den Unterbau angearbeitet. Der Letztere besteht aus drei Stufen von durchschnittlich je 0,50 Meter Höhe, so dass dieselben nicht etwa direct als Treppe zum Ersteigen der Tempelhalle, sondern nur als Sockelbau dienten. Während nun gewöhnlich, wie z. B. bei dem Parthenon, vor den Eingängen zwischen diese hohen Sockelstufen niedrigere Treppenstufen eingelegt wurden, ist der Zeustempel durch einen besonderen Vorbau ausgezeichnet worden, eine quadratische Plattform von 6 Meter Seite, an deren östliches Ende sich die breiten Aufgangsstufen anschliessen, die sich an den Längsseiten der Plattform zu schmaleren Aufgangsstufen verkröpfen (s. Fig. 56). Dieser Vorbau scheint aber erst in römischer Zeit ausgeführt zu sein; wenigstens fand sich neben seinem Innern und von ihm vermauert eine noch unedirte Inschrift aus dem 3.—2. Jahrhundert vor.

Die oberste der drei Unterbaustufen, der Stylobat des Tempels, welcher mit dem des Heraions genau in gleiche Höhe gelegt worden ist, misst in ihrer Länge 64,12 Meter, genau 200 olympische Fuss, in der

Breite 27,66 Meter. Die Maasse, welche Pausanias für Länge und Breite des Tempels angiebt, 230 und 95 Fuss, sind nicht von der Oberstufe genommen, nach welcher wir zu rechnen gewohnt sind, sondern von der untersten Stufe einschliesslich des kleinen Vorsprunges über dem Fundament; rechnet man dieses Breitenmaass von 30,35 Meter in olympische Fuss um, so erhält man genau die 95 Fuss des Pausanias. Bei der Längenangabe ist von dem äussersten Vorsprunge an der Westfront bis zur untersten Stufe des Treppenaufganges gerechnet worden, die zur

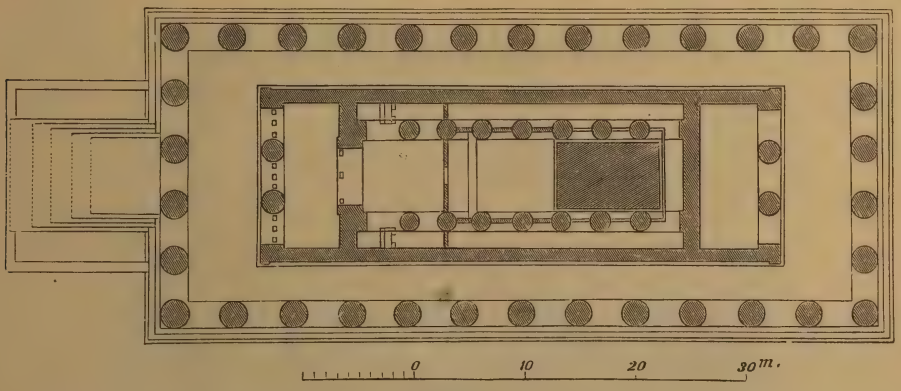


Fig. 56.

Plattform führt, mithin der ganze östliche Vorbau mit einbegriffen. Man sieht, dass es den Fremdenführern des Pausanias darum zu thun war, ein möglichst imposantes Maass für den Tempel herauszurechnen. So war denn auch das Höhenmaass, welches sie ihm angaben, 68 Fuss, offenbar mit Einschluss der auf der Giebelspitze stehenden Figur berechnet.

In seiner Gesammtanordnung entspricht der Zeustempel durchaus dem üblichen Schema des dorischen Peripteros: eines in drei Hauptabschnitte, Cella, Vor- und Hinterhaus, gegliederten Tempelhauses, umgeben von einer Säulenhalle; das Ganze unter gemeinsamem Dache, das sich von der Firstlinie zu beiden Längsseiten in flacher Neigung bis über die Halle hinaus absenkt, in den Fronten durch das geschmückte Giebeldreieck einen bedeutsamen Abschluss besitzt.

Gleich dem sogenannten Theseustempel in Athen hat der olympische Zeustempel 6 Säulen in den Fronten, 13 in den Flanken. Sie waren 10,43 Meter oder 32,5 olympische Fuss hoch und hatten einen unteren Durchmesser von 2,24 Meter oder 7 olympischen Fuss. Sie besitzen 20 Caneluren und stehen von einander um die Hälfte ihrer Höhe, also 16,25 olympische Fuss ab.

Darüber breitet sich das kräftige Gebälk, Epistyl, Metopenfries und Kranzleisten. Die Metopen der Halle besassen keinen plastischen Schmuck, waren aber gewiss durch Malerei geziert. Die marmorne Traufrinne besitzt ein alterthümliches Schema, einen lothrechten Streifen und ein nur sehr mässig ausgebauchtes Rinnenprofil. Der malerische Schmuck dieser Rinne besteht aus einem aufsteigenden Palmettenornament.

Aus den Längsseiten dieser Sima, der eigentlichen Traufe, trat das vom Dache fliessende Niederschlagswasser durch die Rachen mächtiger

Fig. 57.

marmorner Löwenköpfe aus, die durch die grosse Mannigfaltigkeit ihrer künstlerischen Behandlung unser Interesse erregen.

Der ursprünglichen Gründungszeit gehört eine Anzahl vortrefflicher Köpfe an, die mit grosser Sorgfalt künstlerisch durchgebildet sind. (Fig. 57.) Zu diesen Köpfen gehört ein Dach des Zeustempels aus flachen Regen- und dachförmigen Deckziegeln in parischem Marmor.

Eine zweite Art von Köpfen (Fig. 58) ist aus pentelischem Stein viel roher gemeisselt, und dieser Sorte entspricht auch ein Dach aus pentelischem Marmor. Sie gehören erst einer Erneuerung in römischer Zeit an.

Die Ecken der Giebel schmückten als Akroterien mächtige eherne Kessel. Ueber der Mitte der Ostseite stand die bereits erwähnte, von den Lakedaimoniern nach der Schlacht bei Tanagra gestiftete goldene

Siegesgöttin. Ueber der Spitze der Westseite wird man eine ähnliche Figur voraussetzen dürfen.

In Aufbau und Einzelformen steht der Zeustempel denjenigen Verhältnissen nahe, die wir an den attischen Monumenten dorischen Stiles, insbesondere am Parthenon, kennen, und die wir bisher als die glücklichsten anzusehen gewohnt waren.

Und doch unterscheidet er sich nicht unwesentlich von jenen, und zwar keineswegs zu seinem Nachtheile. Freilich ist bei dem Parthenon die Einzelheit weit durchgebildeter, die Abstimmung noch feiner als bei dem peloponnesischen Bauwerke. Dort bleibt nirgends der Blick an der

Fig. 58.

Einzelform haften, empfindet der Beschauer den Eindruck eines Kunstwerkes, das nicht aus einzelnen Bestandtheilen zusammengesetzt, sondern, ein organisch erwachsener Leib, völlig fertig aus dem Schoosse der Erde gestiegen — nein! ein Göttergeschenk aus olympischen Höhen auf den Burghügel von Attika herniedergeschwebt ist.

Bei dem Anschauen des olympischen Tempels geht der Blick nicht so vollständig in dem Ganzen auf; die Detailbildung drängt sich zwar nicht vor, aber sie macht sich doch noch bemerkbar. Man sieht es noch, wie diese straffen gewaltigen Säulen emporwachsen, wie sicher und festgefügt die mächtigen Architravblöcke auf ihnen ruhen, wie die schmalen Triglyphen des Frieses dem leichten Kranzleisten gefällige Stützen gewähren, je eine über jeder Säule und über jedem Zwischenraum. Darüber

breitet sich schirmend das Giebeldach, das Aëtoma, den Adlersfittigen gleich, nach denen es seinen Namen trägt.

Bei einem Vergleiche des olympischen Tempels mit dem Parthenon ist der erstere in erheblichem Nachtheile durch die Verschiedenheit der Erhaltung ihrer Ruinen. Von diesem ragen die herrlichen Fronten mit der goldigen Patina ihrer Säulen noch hoch hinauf in die blaue Luft; dort bezeichnen nur noch armselige Stümpfe die Stelle, wo sich die stolzen Hallen und Mauern erhoben (vgl. Taf. II). Wer mithin bei einem Vergleiche der beiden Schöpfungen nicht ungerecht gegen Meister Libon verfahren will, der muss bei beiden nur die in gleicher Manier hergestellten Zeichnungen mit einander concurriren lassen. (Vgl. Taf. VIII, eine Lichtdruckwiedergabe des von Herrn Bildhauer Grüttner modellirten olympischen Tempels mit der Curtius'schen Wiederherstellung der Ostgiebelgruppe.)

Wer so eine der zahlreichen Abbildungen des Parthenon mit der Darstellung des Zeustempels vergleicht, dem wird nicht verborgen bleiben, dass die grössere Anmuth, Zartheit und Eleganz freilich auf Seiten des attischen Werkes zu finden ist, dass aber aus der Erscheinung des olympischen Heiligthumes ein weit tieferer Ernst, eine königlichere Würde und göttlichere Heiligkeit spricht, als aus jenem. Nach dieser Seite hin steht der olympische Zeustempel unübertroffen da, der König unter den Tempeln, wie sein Bewohner der König war unter den Göttern.

An diesem mächtigen Eindruck seiner äusseren Erscheinung trug einen erheblichen Antheil der bildnerische Schmuck der beiden Giebelfelder und der zwölf Metopentafeln der Friese über dem Pronaos und dem Opisthodome. Ein nicht hoch genug zu preisendes Geschick hat uns die Ueberbleibsel dieser Sculpturen in so reichlicher Fülle wiederauffinden lassen, dass wir über die Compositionen der beiden Giebelfelder völlig ins Klare kommen können, und dass auch von den Metopen die Mehrzahl erkennbar ist.

In den Bauten von Hellas ist der figürliche Schmuck nicht wie vielfach in unseren Tagen eine blosse Beigabe, die man beliebig hinzufügen oder weglassen darf. Der bildnerische Schmuck namentlich der Giebelfelder hängt auf das engste mit dem Bauwerke zusammen. Hier sind nicht zufällig entstandene Flächen, die beliebig bemalt oder mit plastischen Gebilden geziert werden, sondern diese Zierde wächst in Form und Farbe organisch zusammen mit dem architektonischen Kerne. So bietet der letztere ohne das Werk des Bildhauers und Malers nur ein Unfertiges, oft ein Unverständliches. Denn die architektonische Form

ist für die Tempel aller Götter dieselbe; erst der Sculpturenschmuck verräth in seinem Inhalte die nähere Bestimmung des Gebäudes. Es ist daher kaum anzunehmen, dass irgend ein hervorragendes Gotteshaus der classischen Epoche ohne diesen symbolischen Figurenschmuck bestanden habe.

Bei diesen engen Beziehungen des Sculpturenschmuckes zum olympischen Tempel würde es sich nicht ziemen, den ersteren in der Reihe der anderen olympischen Sculpturenfunde abzuhandeln; wir müssen ihn vielmehr gleich jetzt im Zusammenhange mit dem Bauwerke, dem er zugehörte, betrachten, wollen wir nicht das Gesammtbild des letzteren beeinträchtigen. Tafel IX—X bietet die beiden Compositionen mit den theils völlig gesicherten, theils sehr wahrscheinlichen Ergänzungen. Die Darstellung macht ersichtlich, welche Theile wirklich gefunden, und welche ergänzt wurden.

Für die Deutung muss zunächst wiederum Pausanias unser Führer sein; wir beginnen mit dem Giebelfelde der östlichen Hauptfront, über welche unser Gewährsmann Folgendes berichtet: „Was die Bildwerke in den Giebeln anlangt, so ist vorn der noch bevorstehende Rossewettkampf des Pelops gegen Oinomaos (dargestellt), und der Act des Wettlaufes beiderseitig in Vorbereitung. Das Bild des Zeus steht genau in der Mitte des Giebels, zur Rechten des Zeus ist Oinomaos, das Haupt mit einem Helm bedeckt, neben ihm seine Gattin Sterope, (auch) eine der Töchter des Atlas. Myrtilos aber, der des Oinomaos Wagen führte, sitzt vor den Pferden. Die Pferde sind vier an der Zahl. Nach ihm sind zwei Männer da; Namen besitzen sie nicht, auch ihnen aber war von Oinomaos die Wartung der Pferde übertragen. Nach dieser Ecke zu liegt dann Kladeos ausgestreckt, der Flussgott, den auch sonst nächst dem Alpheios die Eleer am meisten in Ehren halten. Zur Linken vom Zeus aber ist Pelops und Hippodameia und der Wagenlenker des Pelops und die Pferde, ferner zwei Männer, die ebenfalls Pferdeknechte des Pelops sind. Und wiederum schrägt sich der Giebel in die Enge und längs dieser in dem Winkel ist der Alpheios dargestellt."

„Der Wagenlenker des Pelops heisst nach Angabe der Troizener Sphairos, der Erklärer in Olympia nannte ihn dagegen Killas. Diese Vorderseite der Giebel ist ein Werk des Paionios, seiner Herkunft nach aus Mende in Thrakien."

Die sagenhafte Begebenheit, um die es sich handelt, ist bereits auf S. 82 kurz angedeutet worden: Ueber das elische Pisa herrschte einst der König Oinomaos, ein Sohn des Ares und der Harpina. Nachdem

ein Liebesabenteuer mit der spröden Nymphe Daphne seinem Sohne Leukippos das Leben gekostet hatte, besass er nur noch ein einziges Kind, die schöne Hippodameia. Auf sie musste dereinst die Herrschaft von Pisa übergehen, eine willkommene Mitgift für den künftigen Gemahl.

Aber Oinomaos war nicht gewillt, seine Tochter zu vermählen. Nach der einen Version der Sage hatte die ausserordentliche Schönheit der Tochter seine väterlichen Gefühle derart in die eines Liebenden verwandelt, dass er die eifersüchtig gehütete Jungfrau keinem Bewerber gönnte. Nach einer anderen Ueberlieferung aber war ihm die Weissagung geworden, dass sein einstiger Eidam ihn tödten werde, und so weigerte er zwar Niemand die Hand seiner Tochter, stellte aber die Bedingung, dass der Werber sich die Braut in einem Wettfahren mit ihm selbst erringen müsse, im Falle des Unterliegens aber das Leben verlöre. Diese Bedingung bedeutete für die Freier sicheren Tod, denn Oinomaos besass ein Paar windschneller Rosse übernatürlicher Herkunft. So konnte er, scheinbar grossmüthig, dem Freier noch einen beträchtlichen Vorsprung lassen. Während dieser von dem Ufer des Kladeos aus davonjagte, begann Oinomaos erst ruhig dem Zeus Areios einen Widder zu opfern. Dann erst eilte er dem Unglücklichen nach, ereilte ihn bald und stach ihn mit der Lanze vom Wagen.

Trotz des sicheren Verderbens meldeten sich immer neue Freier, und schon hatten dreizehn ihre Kühnheit mit dem Leben gebüsst und lagen in unansehnlichen Gruben von des Oinomaos Hand verscharrt, als Pelops der Lyderfürst, des Tantalos Sohn, auf dem Plan erschien und um die Hand der jungen Fürstin warb.

Ueber seinen Wettkampf mit Oinomaos gehen die Ueberlieferungen auseinander. Pindar, der überall bemüht ist, seine Götter und Heroen von Makel frei zu halten, lässt Pelops einfach durch des Poseidon Hilfe siegen:

„Als ihm nun zu blühendem Wuchs
Dunkler Flaum umkränzte die Wange,
Gedacht' er ziemenden Ehebunds,
Vom Vater in Pisa zu heischen die
Edle Hippodameia.
Einsam wandelnd in Finsterniss
Naht' er der grauen Meerfluth,
Rief er laut dem schwerdreinschlagenden
Dreizackschwinger, und alsbald
Stand ihm vor dem Fuss der Gott.

So nun bat er: „Wenn der Kypris holde Gaben
Je dich erfreu'n, hilf Poseidon mir!
Zähme du des Oinomaos ehernen Speer!
Mich aber bring' auf eilendem Wagen
Nach Elis hin, verleihe mir den Sieg.
Schon dreizehn Männer hat er umgebracht,
Verliebte, und noch weigert er die Ehe
Der Tochter. Grosse Gefahr ergreift
Den schwachen Sterblichen nicht. Doch wem
Sterben Verhängniss, wie sollte der im Dunklen
Namenloses Alter müssig sitzend verbrüten,
Untheilhaftig alljeglichen Ruhms?
Wohlan! ich will diesen Kampf bestehn!
Du aber gieb erwünschten Erfolg!“
So sprach er, und nicht unerfüllt
Blieb ihm die Bitte. Ihn zu verherrlichen,
Gab der Gott ihm den goldenen Wagen
Und nie ermüdende Flügelrosse. —
Er brach des Oinomaos Gewalt,
Nahm zur Ehe die Jungfrau,
Und sie gebar ihm sechs
Führer der Völker, wetteifernd in Mannestugend.“

So löst sich bei Pindar der Conflict friedlich und auf allen Seiten schuldlos.

Wesentlich anders hat die volksthümliche Darstellung den Mythos gestaltet. Sie führt Momente von hohem psychologischen Interesse und eine Gestalt von lebendigem dramatischem Gehalt in die Erzählung ein.

Diese letztere ist Myrtilos, der Wagenlenker des pisatischen Königs. Nicht die mit übernatürlicher Kraft begabten Rosse des Oinomaos verleihen Diesem den Sieg, sondern die Kunst des Wagenlenkers. Und die Macht, kraft deren Dieser seine Geschicklichkeit immer aufs neue bewährt, die seinen anscheinenden Diensteifer schürt, ist — die Eifersucht. Er selbst liebt seit langer Zeit Hippodameia heimlich; jeder Freier ist ihm ein Nebenbuhler, auf den er wie der Schweisshund Jagd macht, damit sein Herr ihn abfange.

Wohl hätte er selbst sein Auge zur Fürstentochter erheben können, denn er ist nicht gemeiner Abkunft: Götterblut fliesst in seinen Adern, er ist ein Sohn des Hermes. Aber er fürchtet den Wettkampf mit dem grausamen Fürsten, und so ist er, der heimlich Geliebten nahe zu sein,

in dessen Dienst getreten, den er in eigenem Interesse vortrefflich wahrzunehmen versteht.

Als der lydische Fürstensohn erscheint, hat sich in Myrtilos eine Wandelung vollzogen. Er hat eingesehen, dass er auf dem bisherigen Wege zum erwünschten Ziele nicht gelangen kann, und so ist er entschlossen, dies Ziel niedriger zu stecken. Kann er die Braut nicht dauernd für sich gewinnen, so will er sich wenigstens einmal ihrer Liebe ersättigen. So verräth er seinen Herrn und schliesst einen schändlichen Vertrag mit Pelops. Er will die Pferde des Oinomaos durch einen Zauber unruhig machen (oder, nach anderer Ueberlieferung, einen eisernen Theil der Radbefestigung durch einen wächsernen ersetzen); dann wird Pelops siegen und Hippodameia heimführen, dann soll ihm — später — der Lohn zu Theil werden, der sein jetziges Lebensziel bildet.

Und so geschieht es: Oinomaos wird durch Myrtilos' List vom Wagen geschleudert und von Pelops mit dem Speere durchbohrt; der Lyderfürst gewinnt die Braut und das Land.

Aber Myrtilos zieht aus seinem Verrath keinen Gewinn. Schon damals scheint es den Mächtiggewordenen unnöthig, ein Wort einzulösen, das sie dem Helfershelfer vor der Erreichung ihres Zieles verpfändet hatten. Als auf einer Meerfahrt Myrtilos den neuen Herrn allzu dringlich an sein Versprechen mahnt, stösst ihn Dieser über Bord. Den Leichnam tragen die Wogen in den korinthischen Golf und legen ihn am Strande von Arkadien nieder, dessen Gebiet damals bis an das Meer reichte. Hier finden ihn die Bewohner von Pheneos, der Stadt, in der Hermes die höchste Verehrung genoss, und neben dem Tempel dieses Gottes bereiten sie seinem Sohne ein Grab und bauen ihm ein Heiligthum, in welchem alljährlich ein nächtliches geheimnissvolles Fest gefeiert ward. Hermes aber versetzt seinen Sohn unter die Gestirne des Himmels, wo er noch heut als „der Fuhrmann" seinen Wagen lenkt, das schöne Fünfgestirn mit der glänzenden Capella.

Es ist sehr zu beklagen, dass uns die dichterische Behandlung dieses hochdramatischen Stoffes, den sowohl Sophokles wie Euripides zum Vorwurf einer Tragödie gewählt hatte, nicht erhalten ist. Vielleicht würde sie über die Bedeutung einiger Figuren des Ostgiebels Licht verbreiten können, welche bis jetzt noch einen Gegenstand der Controverse unter den Gelehrten bildet. Damit würde wahrscheinlich auch die Einordnung der aufgefundenen Figuren in das Giebelfeld eine völlig gesicherte Basis gewinnen.

Für die Feststellung derselben bieten sich neben dem literarischen

Zeugniss bei Pausanias mancherlei andere Anhaltpunkte. Zunächst die Maasse der einzelnen Figuren und deren Vergleichung mit den an den einzelnen Stellen des Giebeldreiecks zu Gebote stehenden Höhen. Das relative Verhältniss des Giebels, Höhe zur Grundlinie wie 1 zu 8, war bekannt, bald auch die absolute Länge der Grundlinie. So konnte man denn auf dem Papiere sich das entsprechende Dreieck herstellen; die Figuren wurden in gleichem Maassstabe gezeichnet, mit der Scheere ausgeschnitten, und man konnte nun durch Verschiebung dieser Modelle innerhalb des gegebenen Rahmens auf die einstige Aufstellung Schlüsse ziehen. Die fünf Mittelfiguren sowie die beiden gelagerten Eckfiguren standen durch Pausanias Zeugniss fest, die Stellung der beiden Rossegespanne ermittelte man auf die eben angegebene Weise.

Es bleiben nun noch sechs Figuren übrig, von denen zwei, die beiden Wagenlenker, vor den Gespannen, je zwei andere hinter denselben ihren Platz finden müssen.

Für die Vertheilung derselben ist zunächst die Bearbeitung der Figuren maassgebend. Die Giebelfiguren des Parthenon sind bekanntlich auf der Rückseite kaum minder ausgearbeitet als auf der Vorderseite; der Künstler hatte seinen Gegenstand mit solcher Liebe erfasst, dass es ihm ganz gleichgiltig schien, ob ein menschliches Auge je die Herrlichkeit sehen würde, die es ihn zu schaffen drängte. Erst nachdem durch Lord Elgins Hand die köstlichen Figuren von ihrer Höhe herabgeholt waren, entdeckte man diese ausgezeichnete Behandlung der verdeckten Theile.

Anders in Olympia. Hier sind nur die sichtbaren, dem Beschauer zugewendeten Seiten der Figuren durchgearbeitet, die Rückseiten nur leicht angelegt oder gänzlich roh gelassen. Hiernach wusste man also bestimmt, nach welcher Seite hin die Statuen gewendet waren und vermochte darauf Schlüsse zu bauen. Hierzu kamen bisweilen technische Eigenthümlichkeiten, Bohrlöcher, welche auf eine Befestigung der Figuren an der Rückwand oder am Rahmen deuteten. Fand sich ein solches Bohrloch in einem Kopfe, so vermochte man mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen, dass dieser Kopf unmittelbar unter dem ansteigenden Kranzleisten gesessen haben musste, woraus sich dann durch die Höhe der Figur ihre Stelle im Giebel ergab. So ist z. B. der Standort des knieenden Jünglings neben dem Flussgotte in der linken Ostgiebelhälfte ermittelt worden.

Ein letztes Hilfsmittel für die Aufstellung lieferte die Fundstelle der Bruchstücke. Freilich waren viele grosse und kleine Statuentheile von ihrer Fallstelle verschleppt, viele in das armselige Mauerwerk der späteren

Bewohner Olympias als willkommenes, zur Hand liegendes Material verbaut worden. Von anderen Stücken dagegen liess sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, dass sie an der ursprünglichen Fallstelle liegen geblieben waren. Damit ist nun freilich auch für diese nur ein sehr unbestimmter Hinweis auf die ursprüngliche Stellung im Giebel gegeben, denn es wäre sehr voreilig zu meinen, dass die letztere nothwendig über der Fundstelle gelegen habe. Der Stoss, der die Bildwerke herabwarf, war ein überaus heftiger und nach Ansicht Sachverständiger ein centraler, direct von unten nach oben wirkender. Es ist daher durchaus nicht undenkbar, dass die zunächst in die Höhe geschleuderten Figuren bei ihrem Niederfallen auch einmal über Kreuz zu liegen kamen. Ja, dieser Fall musste mit mathematischer Gewissheit eintreten, sofern eine der Verklammerungen, welche die einzelnen Platten der gemeinsamen Basis der Gruppe zusammenhielten, auch nur einen Augenblick länger festhielt als die anderen. In diesem Falle musste der hochgeschleuderte Block eine Drehung um den festen Punkt machen und folglich die auf ihm ruhende Figur in weitem Bogen zur Seite schleudern.

Ueber die Einordnung der fraglichen sechs Figuren des Ostgiebels sind die Archäologen zur Zeit noch in zwei Heerlager getheilt. Unser Kupferstich (Taf. IX—X.) giebt diejenige Anordnung wieder, die Herr Professor Georg Treu, welcher vier Jahre lang als archäologischer Leiter den Ausgrabungen vorgestanden hat, nach eingehendstem Studium der Funde aus vollster Ueberzeugung feststellen konnte. Unser Lichtdruck enthält die Anordnung von Herrn Prof. Curtius.

Das Anpassen der einzelnen Fragmente und das Ausprobiren der gegenseitigen Stellungen der Figuren konnte in Olympia bei der Beschränktheit der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten und bei der Unhandlichkeit der schweren Marmorblöcke nur mit grossen Schwierigkeiten ins Werk gesetzt werden. Diese Arbeit ist deshalb hauptsächlich während der sommerlichen Arbeitspausen in Berlin mit den leichter zu bewegenden Gipsabgüssen ausgeführt worden und so haben neben Herrn Professor Treu, der die Aufstellung persönlich leitete, einen hervorragenden Antheil an dem Verdienste der letzteren die Herren Bildhauer Joseph Koch und Formereibeamter Max Scheschonka sowie der Bildhauer Herr Freres, deren Findigkeit der grundlegende Nachweis der Zusammengehörigkeit verstreut gefundener Theile mehr als einmal gelungen ist. Namentlich gilt dies von dem Westgiebel.

Die Ergänzung der fehlenden Stücke ist zunächst an Modellen in

$^1/_{10}$ der natürlichen Grösse durch einen Schüler Prof. Schaper's, den Bildhauer Herrn Grüttner in Berlin erfolgt. Unsere jener Wiederherstellung nahestehenden Ergänzungen sind den Aufnahmen der Funde nach den Gipsabgüssen durch die Künstlerhand des Kupferstechers Herrn Carl Leonhardt Becker in Berlin hinzugefügt und als solche erkennbar gemacht.

Wenden wir nun unter Zuhandnahme der Zeichnung unsere Betrachtung dem über dem Haupteingange befindlichen östlichen Giebelfelde zu.

Das Thema der Handlung ist von Pausanias richtig bezeichnet worden: es ist der Moment gedacht, wo Oinomaos und Pelops im Begriff stehen, die harrenden Gespanne in den Wettkampf zu führen, nachdem so eben der Abschied von den Zurückbleibenden, der Gattin, der zukünftigen Braut und dem Gefolge genommen wurde. Die Oertlichkeit der Handlung ist durch die beiden Flussgötter Alpheios zur Linken, Kladeos zur Rechten deutlich bezeichnet, es ist die von beiden Gewässern eingeschlossene Ebene von Olympia, von der aus die Wettfahrt angetreten werden soll.

Welche Rolle aber spielt bei dieser Handlung Zeus, den wir nicht nur aus Pausanias' Zeugniss, sondern eben so deutlich aus der Erscheinung des aufgefundenen Torso in der Mittelfigur erkennen müssen? In weit grösserem Maassstabe als die übrigen Figuren gebildet, steht er inmitten der beiden Gruppen in ruhiger königlicher Majestät da; die prächtigen, starken aber nicht übervollen Glieder der Brust und der Schultern sind unbekleidet, nur um den Unterkörper ist ein faltiger Mantel geschlagen, den der linke Arm aufnimmt. Die diesem Arme zugehörige Hand ist durchbohrt, sie wird ein Scepter von Metall gehalten haben. Die Rechte fasst — ein für Zeus befremdliches Motiv — einen Zipfel des Gewandes. Das Haupt war, wie der Halsansatz erkennen lässt, leicht nach der rechten Seite des Gottes hingewendet.

Bevor die Giebelfiguren Olympias ans Licht gezogen waren, hatte man nach dem Text des Pausanias schliessen zu sollen geglaubt, nicht der Gott selbst, sondern nur eine Bildsäule desselben auf höherem Postamente sei dargestellt gewesen, bei welcher die beiden Wettkämpfer den Eid auf ehrlichen Kampf ohne Tücke und Hinterlist leisteten. Auch als der Zeustorso als solcher erkannt war, behielt man diese Auffassung der Handlung bei. Nun aber die ganze Composition vorliegt, wird man genöthigt sein, sie aufzugeben. Denn von sämmtlichen gegenwärtigen Personen nimmt keine einzige auch nur die geringste Rücksicht auf den Gott. Es bleibt somit nur die Annahme, dass diese Personen ihn nach

der Absicht des Künstlers gar nicht sehen. Unsichtbar steht er mitten unter ihnen und wird er bei ihrem ferneren Thun gegenwärtig sein. Und schon hat er den Ausgang des Kampfes in seinem unwandelbaren Rathschlusse festgestellt: zu seiner glückverheissenden Rechten steht der Mann, der als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen soll; von dem Unterliegenden hat sich sein Haupt ab- und dem jugendlichen Freier zugewendet.

Jener, der mächtige Herrscher von Pisa, eine kraftvolle reife Mannesgestalt mit vollem Barte, unbekleidet bis auf den um die Schultern geworfenen Mantel, hat die Rechte trotzig in die Seite gestemmt, die Linke hielt den Speer umfasst, mit dem er schon dreizehn Freier getödtet und den er nun dem vierzehnten bestimmt hat. Das Haupt ist, wie Pausanias erwähnt, mit dem ehernen Helme bedeckt.

Auf der anderen Seite des Zeus, das Gegenstück zu Oinomaos, steht Pelops, der frische, blühende Heldenjüngling, noch jugendlicher gedacht, als ihn Pindar darstellt, denn noch umkränzt auch nicht der leiseste Flaum die Wangen, er ist völlig bartlos. Seine Haltung ist ruhiger, als die des trotzigen Aressohnes: ist er sich doch des Sieges im voraus gewiss. Die Darstellung des kräftigen Jünglingskörpers war dem Künstler so anziehend, dass er möglichst wenig davon durch Gewandung verdecken mochte. Pelops' Gestalt wird nur in ganz geringem Maasse von dem Schilde verdeckt, den er an dem linken Arme trug. Die Rechte hielt, gleich dem Oinomaos, einen Speer.

Neben den Helden der Handlung stehen beiderseitig die ihnen zugehörigen Frauen, die der Ausrüstung ihrer Lieben beigewohnt haben, bei Oinomaos seine Gattin Sterope, die Tochter des Atlas, welche die Sage nach ihrem Tode als Plejade unter die Sterne versetzte. Wie sie in ihrem langen, bis auf die eben noch sichtbaren Füsse herabfliessenden Gewande hochaufgerichtet würdevoll dasteht, erkennen wir in ihr wohl die Tochter und Gemahlin eines Fürsten, aber in die königliche Hoheit mischt sich ein Zug leiser Trauer, der seinen Ausdruck in der Stellung der Arme findet. Der rechte ist quer über die Brust gelegt und stützt den Ellenbogen des linken, dessen Hand an das Kinn gelehnt ist. Sie hat das Haupt von ihrem Gatten weggewendet, dessen Treiben sie längst abhold sein mochte und es jetzt doppelt ist angesichts des stattlichen Freiers aus dem fernen Osten; vielleicht geht durch ihr Gemüth eine Ahnung des herben Geschickes, das ihren Gemahl ereilen, sie zur freudelosen Wittwe machen wird.

Das Gegenstück der Sterope, ihre vielumworbene Tochter Hippoda-

meia, hat eine künstlerische Licenz bereits vor der Entscheidung des Sieges dem zukünftigen Gatten zugesellt. Noch ruhiger und regungsloser, fast in säulenartiger Starrheit steht diese Figur da. Der schwere, steif in langen Parallelfalten herabhängende ärmellose Doppel-Chiton verhüllt die menschliche Form fast vollständig, nur eine leise Biegung der Falten lässt errathen, dass der Körper fest auf dem linken Fusse ruht, während das rechte Bein leicht nach aussen gebogen ist. Dieses lange, die Füsse vollständig verhüllende Gewand ist über den Hüften leicht geschürzt und fällt in kleinen ziemlich leblosen Fältchen über den Gürtel zurück.

Ueber dem Chiton trägt Hippodameia die über der Brust in breite grosse Flächen geordnete Diploïs, die in schweren Falten zu beiden Seiten herabhängt. Der Kopf ist minder jugendlich gebildet als man erwarten sollte; er ist leicht zur linken Schulter gewendet. Hippodameia wandte unter dem hinter das Haupt gezogenen Gewande, das die Linke zurückschlug, den Blick nach Pelops hinüber. Die rechte Hand war vorgestreckt, ein Gestus, der, bei Bräuten häufig, eine symbolische Bedeutung besessen zu haben scheint.

Die Gesammterscheinung der Figur, insbesondere die Anordnung der Gewandung, besitzt so viel Verwandtes mit der bekannten Vesta Giustiniani, die der Fürst Torlonia, seit langer Zeit für Niemand zugänglich, in seinem römischen Palaste hütet, dass man Anfangs, ehe die Zugehörigkeit zu dem Ostgiebel erkannt war, sie selbst für eine Hestia hielt, welche nach Pausanias in der Tempelhalle vor dem Pronaos stand, und von der später die Rede sein wird.

Diese fünf Hauptgestalten der Composition sind sämmtlich dem Beschauer de face gestellt und beanspruchen schon durch diese Stellung seine Aufmerksamkeit in höherem Maasse als die nun folgenden, welche den Uebergang zu den ins Profil gestellten Endfiguren bilden.

Zunächst folgen die Wagenlenker mit ihren Gespannen. Derjenige des Pelops ist seinem Herrn entsprechend jugendlich dargestellt, ja in fast knabenhaftem Alter. Die Glieder sind schlank und schmächtig, Füsse und Hände beträchtlich gross wie bei einem im Wachsthum Begriffenen. Ganz besonders zart ist die kaum merkliche Halsgrube angedeutet, Brust und Hals gehen so flach in einander über wie bei einem zwölfjährigen Knaben. Weswegen dem Sphairos oder Killas diese überaus jugendliche Bildung zukam, ist durch die Tradition nicht ersichtlich, die von dem Wagenlenker des Pelops nichts als das Grab in Troizen kennt.

Sphairos sitzt müssig vor den Pferden, die einstweilen der Obhut eines

Knechtes anvertraut sind. Das rechte Bein unter das linke geschlagen, dessen Knie bis zur Brust heraufgezogen ist, leicht auf den rechten Arm gestützt, hockt er auf seinem langen Wagenlenkermantel, der nur den Rücken und einen kleinen Theil der linken Körperhälfte bedeckt.

Der linke Arm hängt schlaff herab und seine Hand spielt gedankenlos mit der grossen Zehe des entsprechenden Fusses — ein überaus realistisches, dem Leben abgelauschtes Motiv.

Der Kopf ist leider verloren; er hatte ihn, wie der Halsansatz sicher erkennen lässt, leicht vornüber gebeugt, während die Augen sich vermuthlich der Mittelgruppe zuwendeten.

Hinter ihm stehen in ruhiger Haltung die Rosse; mit ihnen beginnt die Reihe der ins Profil gestellten Figuren. Nicht ohne Absicht bemerkt Pausanias, dass es ihrer vier seien: Die ältere Sage weiss nur von einem Zweigespann, aber zur Zeit, wo in Olympia das Wettjagen von Viergespannen die beliebteste Leistung der Festspiele bezeichnete, mochte dem Künstler ein einfaches Paar zu dürftig erscheinen. Nun vermochte er freilich in der Tiefe des Giebels, die nur 80 Centimeter beträgt, vier volle Rosse nicht nebeneinander unterzubringen. Er verschob deshalb zunächst die vier Pferde perspectivisch coulissenartig nebeneinander, so dass das hinterste am weitesten nach der Mitte zu steht. Aber auch dieses Hilfsmittel wäre nicht ausreichend gewesen und hatte auch wohl noch mehr den Zweck, alle vier Rosse deutlich zu zeigen, als den, sich mit dem gegebenen Raume abzufinden. Hierfür griff der Bildner zu dem Mittel, nur das vorderste Pferd in voller Körperlichkeit, die drei anderen aber in flacherem Relief aus einer Platte zu arbeiten.

Die Pferde, in der rechten Giebelhälfte wesentlich besser erhalten als in der linken, sind, wenn auch nicht mit der Meisterschaft der Parthenonrosse, so doch mit grossem Verständniss gearbeitet. Trotz der ruhigen Haltung verräth sich ihr Feuer und ihre Leistungsfähigkeit in dem lebensvollen Kopfe, dem sprühenden grossen Auge und dem Ausdrucke des Maules. Die Ohren sind gegen den Nacken zurückgelegt, nach Art bösartiger oder tückischer Pferde. Doch soll hier wohl nichts anderes als die Erregung der edlen Geschöpfe vor dem nahen Wettkampfe ausgedrückt werden.

Leider hat sich meines Wissens bisher noch kein sachverständiger und mit den Pferderassen der Alten vertrauter Hippolog mit den olympischen Pferden beschäftigt. Die Merkmale der verschiedenen Rassen, welche die Alten kannten, sind des öfteren behandelt worden, doch dürfte der Archäolog hier wohl gut thun, den Pferdeverständigen das erste und

letzte Wort sprechen zu lassen. Unbeachtet aber wird der Kunstforscher kein Moment lassen dürfen, welches zur Klärung der Frage nach der Heimat des oder der an den Giebelfeldern betheiligten Künstler irgendwie beizutragen vermöchte. Dass aber die Bestimmung des Rassentypus der olympischen Pferde in dieser Frage von Wichtigkeit sein kann, wird sich nicht in Abrede stellen lassen.

Die fast kreissegmentförmige Basis des jugendlichen Wagenlenkers lässt erkennen, wie die Figur des Hockenden genau dem beschränkten Raume angepasst war, der vor den acht Vorderbeinen der Pferde verblieb. Dennoch scheint bei der Aufstellung der Gruppe die Figur des Wagenlenkers sich noch zu stark erwiesen zu haben, denn man hat um sie hineinzupassen die ganze Rückseite mit dem Meissel abgestemmt. Mit Recht sieht Herr Professor Treu gerade in der Form der Basis und in dieser raumsparenden Abarbeitung des Rückens einen Beweis für die Richtigkeit des Platzes, den er der Figur angewiesen hat. Hätte dieselbe einen vollen Platz für sich gehabt, so bliebe bei dem reichlichen Maasse von 80 Centimeter unbegreiflich, zu welchem Ende man sie so ausserordentlich schmal gemacht hat.

Hinter den Pferden folgt nun zunächst der Knecht, welcher sie an den Leitseilen hält. Der Giebel ist hier schon so niedrig, dass nur noch eine knieende Figur Platz fand: der zügelhaltende Rossknecht kniet auf dem rechten Beine. Um den Unterkörper ist ein Gewand geschlagen, dessen einer Zipfel den Rücken hinaufläuft und über die linke Schulter nach vorn überfällt. Der Oberkörper dieser Figur bildete den ersten statuarischen Fund der Ausgrabungen (15. Dec. 1875); die über die Schulter fallende Gewandung gab die Veranlassung, den Torso zuerst für einen Zeus zu halten, was erst durch den späteren Fund der Unterhälfte berichtigt wurde. Aber auch die Formen des nackten Oberkörpers würden eine solche Bezeichnung nicht gerechtfertigt haben, wenn damals bereits irgend etwas über den Charakter und das Vermögen der betreffenden Künstler bekannt gewesen wäre. Sie haben es sehr wohl verstanden, den göttlichen Leib des Olympos herrschers von dem Körper eines Stallknechtes zu unterscheiden. Der Letztere ist allerdings ein schöner Manneskörper aber keineswegs ein idealisirter, mehr sehnig als blühend, mehr trocken als fleischig, die Brust wohl breit und kräftig aber nicht hochgewölbt, der Körper eines von Natur wohlgebildeten Mannes, der aber im Stall und nicht in der Palästra gross geworden ist.

Hinter ihm kniet in fast gleicher Stellung ein noch jugendlicher Gehilfe, völlig unbekleidet. Will man ihm eine Beschäftigung zuweisen,

so mag er nach Treu's Vorschlage den Stachelstab oder die Mastix zum Antreiben der Pferde halten, um sie dem abfahrenden Lenker zu reichen.

Den Beschluss bildet hinter dieser etwas trockenen Jünglingsgestalt die behaglich hingelagerte Figur des Alpheios, ein Mann in der Vollkraft der besten Jahre. Er liegt lang ausgestreckt, das rechte Bein so weit über das linke geschlagen, dass dieses letztere nur noch wenig sichtbar bleibt. Der linke Ellenbogen war auf die Erde gestemmt und diente dem bartlosen (unser Künstler hat den Alpheios mit einem Barte dargestellt. Dass auch er bartlos war, hat sich erst später erwiesen.) Kinn als Stütze. Die Rechte fasste das Gewand, welches nur die Füsse bis über die Knie hinauf und die Rückseite bedeckt.

Die Körperbildung hat noch nichts von jener Weichheit und Verschwommenheit der Formen, die in späterer Zeit das Kennzeichen der Flussgötter bildete und auf die Natur des weichen, fliessenden Elements hinweisen sollte, das sich in der menschlichen Gestalt personificirte. Alpheios ist ein kräftiger, reifer Mann von nicht übermässig aber reichlich vollen Fleischformen, welche den Knochenbau völlig überkleiden ohne doch ihn unkenntlich zu machen.

In der rechten Giebelhälfte entsprechen den zuvor betrachteten Nebenfiguren durchaus analoge Gegenstücke; zunächst dem Gespanne mit seinem Lenker Killas das ganz gleichartig dargestellte des Oinomaos mit dem davor gelagerten Lenker Myrtilos. Ein bedauerliches Geschick hat die Figur dieser so besonders interessanten Persönlichkeit in erheblich beschädigtem Zustande auf uns kommen lassen. Bei keiner anderen des Ostgiebels bleibt so viel Willkür für die Vervollständigung des Torso als gerade hier. Wir sind darin der Ergänzung des Herrn Professor Treu gefolgt, welche uns die wahrscheinlichste däucht.

Auch hier ist der knappe Raum vor den Pferden die Veranlassung gewesen, den Körper möglichst zusammenzuziehen und ihn auf eine in die dreieckige Lücke passende, möglichst kleine Basis zu stellen. Auch er ist sichtlich mit dem Meissel auf der Rückseite abgearbeitet. Myrtilos sitzt auf dem linken Schenkel, das rechte Knie ist etwas emporgezogen. Er hält mit beiden Händen die Zügel der Rosse, zu denen er den Oberkörper hinwendet und den Kopf aufrichtet. Vielleicht ist dies der Moment, wo er sie in den Bann des heimlichen Zaubers zwingt, der ihrem Herrn verhängnissvoll werden soll. Der Ausdruck der Gesichtszüge würde uns gewiss darüber belehren können, wäre von dem Haupte mehr erhalten als ein armseliges Fragment. Wir lernen daraus in Uebereinstimmung mit der Bildung des Körpers den Wagenlenker als einen über

die Blüthe der Jahre fortgeschrittenen aber noch rüstigen Mann kennen, in einem Alter, das eine spät gefasste Leidenschaft mit energischer Zähigkeit festzuhalten pflegt. Das eine erhaltene Auge hat einen ernsten, fast düsteren Blick. Das noch volle Haupthaar ist in der Mitte gescheitelt und scheint mit einer breiten Binde oder einem Tuche umwunden zu sein.

Hinter den Pferden sitzt ein weit bejahrterer Mann, einer der beiden, die nach Pausanias Angabe ebenfalls mit der Fürsorge für die Rosse betraut waren. Er hat das rechte Knie emporgezogen und stützt darauf den Ellenbogen des entsprechenden Armes, in dessen Hand sich das Haupt lehnt. Das linke Bein war mit leichter Beugung vorgestreckt, der linke Arm, der sich auf den Boden stemmte, gab der Figur einen weiteren Haltpunkt. Das lange faltenreiche Gewand ist auf den Unterkörper herabgeglitten und lässt die Formen des Oberkörpers frei. Sie sind wesentlich verschieden von denen der übrigen Giebelfiguren. Die Fülle des behäbigen Alters verhüllt den Knochenbau fast vollständig. Schwere Fettpolster liegen auf der Brust, und stattliche Querfalten ziehen sich in voller Breite über den Vorderleib.

Das tadellos erhaltene Haupt ist bis zur Mitte des Scheitels völlig kahl, nach hinten aber fallen noch reichlich lange Locken in den starken Nacken hinab. Den wohlwollenden Mund mit den vollen sinnlichen Lippen umrahmt ein kräftiger Vollbart. Die schwachen Falten der Stirn sehen nicht danach aus, als ob schwerer Kummer sie gezogen habe, sie sollten wohl nur die Last der Jahre zum Ausdruck bringen. Die tiefliegenden Augen verrathen, dass der Geist in sinnende Betrachtung versunken ist, sie haben offenbar kein Ziel, sondern schauen vor sich hin, ohne eigentlich etwas zu sehen. Einen trüben Ausdruck, den Andere in den Zügen des Greises sehen, vermag ich nicht darin zu entdecken. Eine volle fleischige Nase vervollständigt die Physiognomie, die, wie jeder Beobachter schnell herausfand, etwas durchaus Individuelles, Portraitartiges besitzt. Die Mehrzahl der Besucher Olympias wollte eine Aehnlichkeit mit den Zügen des Helden von Caprera entdecken, Andere fanden andere Analogien heraus; immer bleibt sicher, dass unser Greis einen Kopf besitzt, der über das Typische der übrigen hinausgeht.

Es ist leicht begreiflich, dass diese interessante Figur mannigfache Erklärungen herausforderte. Die ernste Greisengestalt wollte Manchem für einen blossen Rossewärter zu vornehm erscheinen, auch die Greisenhaftigkeit fand in dem Berufe keine Motivirung. So wurden denn diese Gestalt und die unseres Myrtilos als Gegenstücke aufgefasst und als

„Seher“ erklärt. Offenbar liegt einer solchen Erklärung die irrthümliche Auffassung zu Grunde, es handle sich um den Schwur vor Zeus, bei welchem man sich wohl jene Priester gegenwärtig denken mag. Aber wie wir gesehen haben, ist eine Opferhandlung gar nicht im Spiele, Zeus ist gegenwärtig aber unsichtbar gedacht, nicht als Empfänger eines Eidschwures sondern als allmächtiger Lenker der Geschicke.

Mir scheint die Einführung der Greisengestalt bei dem Künstler genau aus demselben Beweggrund hervorgegangen zu sein, welcher ihn veranlasste, den zweiten Rossewärter auf der linken Giebelhälfte als unausgewachsenen Jüngling, den Sphairos fast knabenhaft darzustellen. Die Composition gewann durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Altersstufen; die Darstellung derselben gab dem Künstler Gelegenheit zu zeigen, wie er der Behandlung des Nackten durch die ganze Altersscala hindurch gerecht zu werden verstand. Bei den benannten Personen war er an die Ueberlieferung gebunden; um so freier konnte und wollte er schalten, wo ihm die Charakteristik freistand, bei den seiner Phantasie entsprungenen namenlosen Nebenpersonen.

So scheinen mir denn auch alle die Züge, die von Anderen auf trübe Gedanken, Vorahnung des für Oinomaos verhängnissvollen Ausganges gedeutet worden sind, nichts Anderes als das hohe Alter des Mannes anzeigen zu sollen. Die Furchen in der Stirn, das gestützte Haupt, der in sich gekehrte Blick, sie sollen nicht Anderes bedeuten, als die kahle Stirn und die Fettbildung des Leibes. So werden wir auch für diese Persönlichkeit wohl an der Ueberlieferung des Pausanias festhalten dürfen, dass wir einen mit der Rossewartung betrauten Alten vor uns haben.

Für die nun nach rechts hin folgende Figur passt die Beschreibung des Pausanias nicht. Was er oder der Gewährsmann, dem er nachschreibt, für einen Stallknecht gehalten hat, ist — ein Mädchen. Vielleicht führte die enganliegende Kleidung den kurzsichtigen Berichterstatter in den Irrthum. Die Gestalt war, wie die Bearbeitung nachweist, nach links, also gleich den anderen Eckfiguren der Mitte zugewendet. Auch in ihr werden wir das Streben des Künstlers nach Mannigfaltigkeit erkennen dürfen, dem es wünschenswerth erschien, noch eine weibliche Figur in seine Composition zu bringen. Unschwer wird sie sich als eine Dienerin aus dem Gefolge der Königin Sterope deuten lassen.

Den Beschluss bildet der Flussgott Kladeos, jugendlicher, straffer und magerer gebildet als sein Gegenstück Alpheios, wie es für den frischen aber unbedeutenden Gebirgsbach gegenüber dem vollwallenden

Strome passend war. Er hat sich auf die rechte Seite gelagert und stützt den aufgerichteten Oberkörper auf beide Arme, von denen der rechte anscheinend eine Bewegung ausführt, während der gespannte Blick und der halbgeöffnete Mund den regen Antheil verräth, welchen der Flussgott an dem Vorgange nimmt, der sich von seinem Ufer aus abspielen soll.

Somit haben wir den Gegenstand der Handlung und die Theilnehmer an derselben im einzelnen besprochen und würden auf die Composition und den Stil einzugehen haben, wenn es nicht rathsam schiene, diesen Theil der Besprechung so lange zu verschieben, bis wir in gleicher Weise von dem Westgiebel und von den Metopenbildern Kenntniss genommen haben.

Zuvor aber werden wir nicht umhin können, der Reconstructionsversuche für den Ostgiebel zu gedenken, welche dem von uns angenommenen entgegenstehn.

Diese Versuche stützen sich fast einzig und allein auf die Beobachtung der Fundorte der einzelnen Figuren und ihrer Fragmente.

Vor der rechten Ecke der Ostseite des Tempels fanden sich nämlich dicht zusammenliegend die Theile des Kladeos, des Greises und unseres Sphairos, des hockenden Knaben. Die Lage, in welcher die einzelnen Torsen gefunden wurden, und die dazu gehörigen in der Nähe umherliegenden Splitter machen es überaus wahrscheinlich, dass sie noch auf der ursprünglichen Fallstelle liegen.

Die Vertreter der von unserer Anordnung der Figuren abweichenden Ansicht, an ihrer Spitze Herr Professor Curtius, glauben nun aus dieser Lage des Befundes schliessen zu sollen, dass die drei genannten Figuren auch in derselben Reihenfolge im Giebel gestanden haben, dass also auf die Eckfigur des Kladeos zunächst unser hockender Knabe gefolgt sei, dem Herr Curtius die Bedeutung einer Quelle beigelegt und der seiner Höhe nach auch gut an diese Stelle des Giebels passt. Dann folgt wie bei uns der Greis, das Rossegespann und als deren Lenker der Pferdewärter, der in unserer Anordnung die dritte Stelle von links einnimmt. Dem knienden Jüngling, der hier an der zweiten Stelle steht, wird dann die Rolle des Wagenlenkers Sphairos zugetheilt. Unser Myrtilos kommt hinter die Pferde zu sitzen und wird sammt dem als Gegenstück aufgefassten Greise als „Prophet“ gedeutet. Das kniende Mädchen endlich erhält ihre Stelle in der linken Giebelhälfte neben dem Apheios und wird für dessen spröde Geliebte, die Quellnymphe Arethusa, oder die Quelle Pisa gehalten.

Ohne auf die Schwierigkeiten einzugehen, welche sich gegen diese Reihenfolge erheben, — ist es doch kaum denkbar, dass der Künstler die Nymphe, welche von der Gunst des Alpheios Nichts wissen will und ihn beständig flieht, in traulichem Gespräche mit dem Verhassten dargestellt hätte — wollen wir gleich auf die bestimmende Hauptfrage eingehen: Bedingt die Lage, in welcher der Hockende gefunden wurde, den Schluss, dass er über der Fallstelle aufgestellt gewesen sei?

Diese Frage ist schlechtweg zu verneinen. Die Curven, welche die einzelnen Figuren bei ihrer Abschleuderung aus dem Giebelfelde beschrieben haben, sind für uns völlig unberechenbar. Hielt auch nur ein Stück des Gebälkes einen Augenblick länger mit seinem Nachbar zusammen, so trat nothwendig eine Drehung ein, welche der darüber befindlichen Figur eine ganz abnormale Fallrichtung mittheilte. Auf mathematischem Wege, mit Hilfe der Gesetze der Mechanik, lässt sich hier durchaus Nichts ausrichten, weil man die Voraussetzungen nicht besitzt, die man einer Rechnung zu Grunde legen könnte. Das Einzige, was zur Klärung der Sache beitragen kann, ist das Experiment. Ich habe nun mit kleinen Modellen eine längere Reihe von Versuchen angestellt, welche völlig überraschende Resultate ergaben. Die Wirkung eines centralen, möglichst gleichmässig eine grosse Fläche erschütternden Stosses liess sich durch mechanische Hilfsmittel unschwer erreichen. Die Modelle wurden dabei je nach dem stärkeren oder schwächeren Stosse oder bei nur leise veränderter Angriffsstelle in immer neuen unvorherzusehenden Combinationen auf den weichen Boden geschleudert. Figuren aus der linken Seite des Giebelfeldes wurden noch über die Ecke der rechten hinübergeworfen und umgekehrt; solche, deren Falllinie viel länger war als die anderer, kamen gleichwohl unter die letzteren zu liegen: ja gleich der allererste Versuch warf zwei Figuren der linken Seite unmittelbar neben die Eckfigur der rechten, welche ihrerseits gerade unter ihrem Aufstellungspunkte lag, ergab also die Combination, die von unseren wissenschaftlichen Gegnern als beweisführend für ihre Ansicht angesprochen wird.

Unser Sphairos ist in ganz analoger Weise von links nach rechts hinübergeschleudert worden, er ist dabei auf den Oberkörper des vor ihm zur Erde gekommenen Greises gefallen und in zwei Theile zerbrochen, von denen nun naturgemäss der eine links, der andere rechts von dem Torso zu liegen kam, auf den er aufschlug und den er selbst wiederum in zwei Theile brach, wobei natürlicher Weise Splitter von ihm abflogen. —

Eine dritte Anordnung ist von Herrn Professor Kekulé vorgeschlagen worden.

Er belässt die rechte Hälfte des Giebels in der Curtius'schen Weise, nur setzt er anstatt des Knienden das Mädchen an die Stelle. Auf diese Weise bleibt das Viergespann rechts, das doch die Bohrlöcher für Bronzezügel zeigt, einfach ohne Führer sich selbst überlassen.

Auf der linken Seite lässt er den Curtius'schen Wagenlenker unter dem vorderen Pferde sitzen und dessen Huf reinigen oder prüfen, eine Geberde die auf Tarentinischen und anderen Didrachmenstücken vorkommt. —

Ueber die Gruppirung des Westgiebels herrscht vollkommene Einigkeit, trotzdem man hier an der Beschreibung des Pausanias einen noch weit geringeren Anhalt besitzt als für die Wiederherstellung des östlichen, ja trotzdem diese Beschreibung zu Missgriffen geradezu verführen musste.

Pausanias berichtet über das westliche Giebelfeld Folgendes: „Das an der Rückseite ist ein Werk des Alkamenes, der ein Zeitgenosse des Pheidias war, und in der Kunst Bildwerke herzustellen den zweiten Platz einnahm. In diesem Giebelfelde ist die Schlacht der Lapithen gegen die Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos dargestellt. In der Mitte des Giebels steht Peirithoos, neben ihm auf der einen Seite Eurytion, der das Weib des Peirithoos geraubt hält, und Kaineus dem Peirithoos beistehend; auf der anderen Theseus, der die Kentauren mit einem Beile abwehrt. Ein Kentaur hat eine Jungfrau, ein anderer einen schönen Knaben geraubt. Meiner Meinung nach hat Alkamenes dies deshalb gemacht, weil er aus den Gedichten Homers gelernt hatte, dass Peirithoos ein Sohn des Zeus war, und weil er wusste, dass Theseus im vierten Gliede von Pelops abstammte."

So unrichtig wie die Erklärung der Figuren, so falsch ist sicherlich das Motiv, welches Pausanias dem Künstler unterlegt. Die Verwandtschaft zwischen Peirithoos und Zeus, zwischen Theseus und Pelops, konnte keinen Grund abgeben, das Giebelfeld des elischen Zeustempels mit der Darstellung einer Kentauromachie zu schmücken. Der Gegenstand war ein namentlich in Attika sehr beliebter, weil er sowohl dem bildenden Künstler reichliche Gelegenheit zur Entfaltung seines Könnens in lebendig bewegten Gruppen darbot, als auch in seiner symbolischen Bedeutung der Eitelkeit des hellenischen Volkes schmeichelte. Nach der Sage waren sowohl Lapithes wie Kentauros, die Stammväter beider Geschlechter, Söhne des Apollon. Die Rüstigkeit, der Muth und die Kriegstüchtigkeit, welche beide Familien in gleichem Maasse auszeichnete, artete bei den

halbmenschlichen Kentauren bald in Ungeschlachtheit, Trotz und rohe Kampflust aus. Durch einen Erbschaftsstreit geriethen die ursprünglich verbrüderten Geschlechter in offene Fehde, die jedoch wieder beigelegt ward. So kam es, dass zu dem grossartigen Hochzeitsfeste, das der Lapithenfürst Peirithoos mit Deidameia, des Lapithen Atrax Tochter, feierte, auch die stammverwandten Kentauren geladen waren. Hier berauschen sich die Unholde und fallen in ihrer Trunkenheit über die anwesenden Weiber und Knaben her. Ein heftiger Kampf entbrennt, welcher Dank dem kräftigen Eingreifen des Heros Theseus mit der endlichen Niederlage der Kentauren endigt. Die spätere Zeit hat sich schwerlich mehr des göttlichen Ursprungs der Kentauren erinnert. Ihr sind sie, mit Ausnahme Weniger, wie des weisen Cheiron, ein Geschlecht gewaltiger aber barbarischer, halbthierischer, lüsterner Trunkenbolde. Ihnen gegenüber repräsentiren die Lapithen, die im Bunde mit dem attischen Helden und seinen Genossen stehen, das gesittete Element, welches mit jenem Barbarenstamme im Streit, schliesslich als Sieger hervorgeht. Die Grundidee des oft variirten Themas ist mithin der Sieg des geistig höher stehenden Elementes über das rohere. Dieser Gedanke hatte allgemeine Giltigkeit, er war keineswegs ein specifisch attischer.

Wie einst die Megarer die Thatsache ihres Sieges über Korinth in die Darstellung des Mythos von der Besiegung des Acheloos gekleidet hatten, so schien den Eleern das beliebte Thema des Kentaurenkampfes geeignet, denjenigen ihrer Siege zu verherrlichen, aus dessen Beute der Zeustempel erbaut wurde, die Niederwerfung der aufständischen Pisaten, welche, wie Xenophon bezeugt, in der Werthschätzung der Peloponnesier als rohe bäurische Naturen galten, denen man eben dieser Eigenschaft wegen die historische Befugniss, den olympischen Spielen zu präsidiren, mit Recht vorenthielt. So konnte die Niederwerfung der rohen Kentauren durch die gesitteten, das Culturelement darstellenden Lapithen recht wohl als ein Sinnbild der Unterjochung vermeintlich niedrigerer Rassen durch die höher gearteten Eleer gelten. —

Für die Zusammensetzung der Gruppen des Westgiebels standen dieselben Hilfsmittel zu Gebote wie für den Ostgiebel; insbesondere war hier, nachdem man sämmtliche Figuren und Fragmente gehoben hatte und kannte, die Höhe der Gestalten durchaus bestimmend für die Stellung in dem gegebenen Rahmen. Wenn für den Ostgiebel die Weiterführung der Forschung eine Veränderung der jetzt angenommenen Anordnung immerhin noch ergeben kann, so wird ein solcher Fall für den Westgiebel schwerlich noch eintreten können.

Wie drüben so wird auch hier die Axe des Giebels von einer imponirenden Einzelfigur eingenommen. Pausanias nennt sie Peirithoos. Aber die gewaltigen, über menschliches Maass und menschliche Körperschönheit hinausgehenden Formen, die vollkommene Ruhe der Gestalt inmitten des Getümmels der Streitenden, deuten darauf hin, dass auch hier nicht ein Sterblicher sondern ein Gott die Mittelstelle der Composition füllt. Das Haupt, welches tadellos erhalten ist, lässt keinen Zweifel darüber, wer dieser Gott ist. Der bartlose aber reife Jüngling mit den grossen Augen, den vollen Lippen, den lebendig erregten Nasenflügeln, dem das gelockte Haar, nur durch einen leichten Reif zusammengehalten, vom Scheitel in Stirn und Nacken wallt, es kann kein Anderer sein als Apoll, der Stammvater beider sich bekriegender Geschlechter, dem wir auch im Tempelfriese von Phigalia als der waltenden Gottheit in diesem Streite begegnen. Zu Olympia stand der Gott als Apollon Thermios, der Hüter des Gottesfriedens, und dem Mythos von der Festgründung zufolge auch als erster göttlicher Sieger in den Festspielen, in besonderer Beziehung.

Gleich dem Zeus im Ostgiebel ist auch er für die Personen der Handlung unsichtbar gedacht.

Uns zeigt der Gott die ganze Pracht seines Gliederbaus unverhüllt; seine Chlamys hängt über der rechten Schulter und wird an einer anderen Stelle durch den linken Unterarm aufgenommen. Die Linke hielt, dem Bohrloch nach zu schliessen, einen Gegenstand, wohl den Bogen; aber der Gott verschmäht es, von einer Waffe Gebrauch zu machen. Er streckt mit ruhiger, grossartiger Geberde den rechten Arm aus wider die rohen Geschöpfe, die den Frieden und die Heiligkeit des Festes stören, eine sichere Gewähr, dass Jene den Vertheidigern des Rechtes und der Sitte erliegen werden.

Noch freilich ist der Kampf keineswegs entschieden, aber die Aussicht auf den endlichen Sieg der Lapithen spricht sich in den schweren Verwundungen der Halbmenschen doch schon weit klarer aus, als in dem Friese des sogenannten Theseion, wo die Erfolge anscheinend für beide Parteien gleich stehen.

Zu beiden Seiten des Gottes füllt je eine dreigestaltige Gruppe die höheren Flächen des Giebelfeldes. In derjenigen der linken Giebelhälfte dürfen wir zweifellos den Kentauren Eurytion erkennen, welcher mit dem linken Arme und den beiden Vorderbeinen die Braut Deidameia umschlungen hat, und mit seiner schönen Beute davonsprengen will. Aber das beherzte Weib giebt sich nicht so leichten Kaufes gefangen. Mit

festem Griffe hat ihre Linke den Bart des Unholdes gepackt, die Rechte ist ihm in das Haupthaar gefahren.

Ihr zu Hülfe eilt der junge Gatte Peirithoos, den nächst der natürlichen Stellung neben der Braut auch das bartlose Antlitz und das festlich geordnete Haar, mit einer schmalen Binde umwunden, als solchen kennzeichnen. Ist auch von dem Oberkörper dieser Gestalt nur Geringes erhalten, so lässt sich doch aus der Stellung der Figuren die Handlung klar erkennen. Peirithoos hat eine Waffe ergriffen, die er mit beiden Händen gegen den Kentauren schwingt. Letzterer, von seiner Beute hart bedrängt, will sie gleichwohl nicht fahren lassen. Er hält sie mit dem linken Arme umschlungen, während die unbewehrte Rechte den Gegner fern zu halten sucht.

Dieser Hauptgruppe zu wendet der Gott sein Errettung verheissendes Haupt und den schirmenden Arm, ein Analogon zu der leiseren Zuneigung des Hauptes, mit welcher im Ostgiebel Zeus den Sieg im Voraus dem Pelops verleiht.

In der rechten Giebelhälfte entspricht dieser Gruppe die Darstellung der von Pausanias angedeuteten Scene, wie ein Kentaur eine Jungfrau raubt. Hier ist die Errettung thatsächlich schon eingetreten. Der Kentaur hat eine tiefe und klaffende Wunde in der Stirn, die das Beil des Theseus ihm geschlagen hat. Noch hat er seine sich sträubende Beute mit beiden Armen und mit dem einen Vorderbeine umklammert. Aber die halb noch weinselig grinsenden Züge verzerren sich schon zum Todeskampfe und im nächsten Augenblicke wird die geängstete Jungfrau befreit sein. Von Theseus sind nur einige geringe Fragmente erhalten. Da er den tödtlichen Streich gegen den einen Kentauren schon geführt hat, wird er sich nun gegen den zweiten ansprengenden Gegner wenden, der zur Rechten der beschriebenen Gruppe den „schönen Knaben“ gepackt hat. Dieser Kentaur ist einer der beiden, welche der Raumersparniss halber nur in ihren Vorderhälften ausgeführt sind, und deren fehlende Hinterkörper von den folgenden Gruppen ohnehin verdeckt werden würden. Von seinem Kopfe ist nur der obere Theil, die in Fältchen gezogene Stirn erhalten. Man hat daraus geschlossen, dass er gleich seinem Seitenstück in der linken Giebelhälfte die Zähne gebraucht habe. Da dies nicht wie dort einem Angreifer, sondern seiner zarten Beute gegenüber geschehen sein würde, möchte ich diese Deutung kaum für wahrscheinlich halten.

Das erwähnte Gegenstück stellt einen Kentauren und einen Lapithenjüngling in wildestem Kampfe dar. Beide sind in die Knie gesunken

und ringen halb am Boden weiter. Der Lapith hat mit der Linken den Kopf des Halbmenschen an sich herangerissen, der rechte Arm umschlingt den Hals und sucht hier den Gegner zu erwürgen, der seinerseits bestrebt ist, sich von der Umschlingung zu befreien, und zugleich seine Zähne in viehischer Weise tief in das Muskelfleisch des würgenden Armes eingehauen hat. Deutlich prägt sich in dem Antlitz des Lapithen der Schmerz aus, den ihm der Biss und der Griff in das Haar verursacht.

Auf diese beiden zweifigurigen Gruppen folgt wiederum beiderseits eine dreigestaltige.

Zur Linken hat ein Kentaur sich auf die Vorderbeine niedergelassen, um wie sein Gegenstück in der rechten Giebelhälfte eine Frau, die er mit dem linken Hinterbein in roher Weise niederhält, und deren Haupt er mit der Faust an dem vollen Haare niederreisst, auf seinen Rücken zu schwingen. Aber er hat diesen Wurf nicht vollenden können. Auch seine Beute hat ihn in das borstige Haar gepackt und stösst ihn kräftig von sich, während der knieende Lapithenjüngling mit beiden Armen das Haupt des Gegners niederzwingt. Auch hier kann kein Zweifel sein, dass der Unhold seinen Raub fahren lassen muss, wenn er sein Leben retten will.

Das Gegenstück zu dieser Gruppe ist in fast allen seinen Theilen vortrefflich erhalten; es bildet eine dem Zwange des Raumes vortrefflich angepasste Gruppe von höchst dramatischer Bewegung. Hier ist es dem Kentauren schon beinahe gelungen, das frische blühende Weib auf seinen Rücken zu setzen. Es ist so gut wie wehrlos gegen den Angreifer, der mit der Linken ihren Fuss und mit der Rechten das Gewand vor der Brust gepackt hat, um sie hoch zu heben. Aber auch hier ist der Retter noch zu rechter Zeit genaht. Er hat sich die breite Brust des Kentauren zum tödtlichen Stoss ersehen und, um diese Stelle zu treffen, auf die Knie niedergelassen. Während er mit der Linken den Kopf des Kentauren niederbeugt, führt die Rechte den Stoss mit solcher Gewalt, dass das breite Schwert an der Schulter wieder herausfährt. Es hat die Lunge des Gegners durchbohrt, dessen Mund sich schmerzlich verzerrt, während die Augen schon von dem Schatten des Todes umnachtet werden. Im nächsten Augenblicke wird es dem Weibe ohne Mühe gelingen, die Hand des Angreifers von ihrer Brust loszumachen und sich vom Boden zu erheben.

Nach den Ecken zu folgt nun auf diese dreifigurigen Gruppen je eine weibliche Einzelgestalt. Wie in dem Friese von Phigalia in der Begleitung der Deidameia ihre Amme erscheint, die häufige Genossin und Ver-

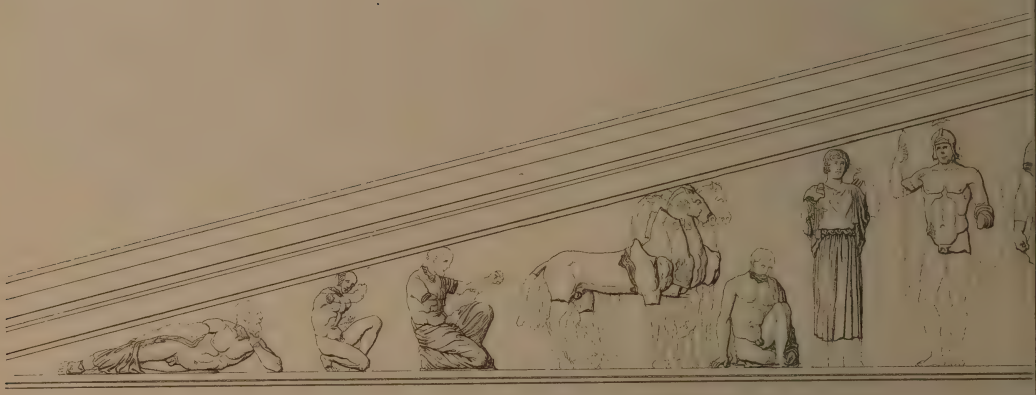
traute der Heldinnen in der antiken Tragödie, so hat man auch diese beiden älteren Weiber wohl mit Recht auf Ammen oder Wärterinnen der Braut gedeutet. Sie besitzen einen ausgeprägt nichthellenischen Gesichtstypus, die Eine halbbarbarische, fast männliche Züge, wie denn in der That Ammen und Wärterinnen gern von nichthellenischen Nachbarvölkern gewählt wurden. Sie sind liegend dargestellt, und da sie ihrer Stellung im Giebel gemäss höher hinaufreichen mussten als die äussersten Eckfiguren, so hat der Künstler zu dem einfachen und ziemlich wohlfeilen Auskunftsmittel gegriffen, sie auf Polster hingestreckt darzustellen, wie solche ja zur Bequemlichkeit der Gäste bei dem Hochzeitsmahle zur Stelle sein mussten. Im Uebrigen scheint nichts auf die näheren Umstände gedeutet zu haben, unter denen der Kampf vor sich ging. Auch das nahe liegende Motiv, den Kämpfenden zufällig zur Hand liegende Gegenstände, metallne Trinkgeschirre und Aehnliches, als Waffe in die Hand zu geben, scheint durchaus verschmäht worden zu sein, will man nicht das Beil des Theseus als eine solche vom Zufall in die Hand gegebene Waffe auffassen.

Auf die Oertlichkeit, an welcher die Scene sich abspielt, deuten die beiden weiblichen Gestalten in den Giebelecken. Sie liegen behaglich ausgestreckt und gänzlich unberührt von dem Getümmel, das um sie her tobt; es sind offenbar die Ortsnymphen der Localität, an welcher die Hochzeit gefeiert wurde. So entsprechen sie durchaus den beiden Flussgöttern des östlichen Giebelfeldes. Selbst in der Geberde der Arme lässt sich eine gewisse Uebereinstimmung mit diesen nicht verkennen: die dem Kladeos entsprechende Nymphe ist auf den linken Arm gestützt und scheint mit dem Rechten leicht zu gesticuliren. Die andere ist auf beide Arme gelehnt, mit der Linken fasst sie den Zipfel des über die Schulter gezogenen Gewandes. Den beiden Nymphen bestimmte Namen zu geben, verbietet die Unbestimmtheit der Oertlichkeit, über welche die Angaben der Alten auseinandergehen. An thessalische Quellnymphen wird man am ehesten zu denken haben. —

Bevor wir auf die stilistischen Eigenthümlichkeiten, den Kunstwerth und die Schöpfer der beiden Giebelfeldgruppen eingehen, wird es zweckmässig sein, zuvörderst des weiteren bildnerischen Schmuckes zu gedenken, welcher die beiden Vorhallen über deren Säulenstellungen schmückte, der Metopen. Sie sind in jeder Hinsicht so eng verwandt mit den Giebelfiguren, dass füglich eine gemeinsame Behandlung beider Erscheinungen am Orte ist.

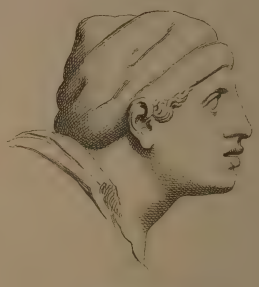
Der Fries des dorischen Gebälkes ist bekanntlich nicht ein glatter

GIEBELFELDGRUPPE

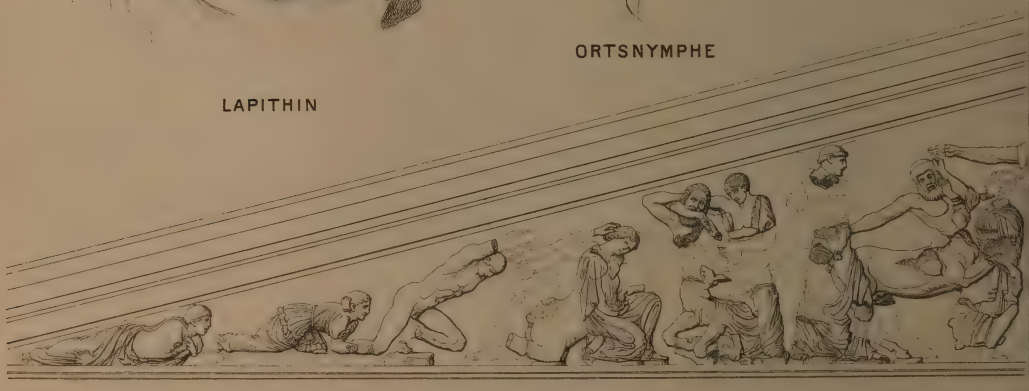


OST

LAPITHIN



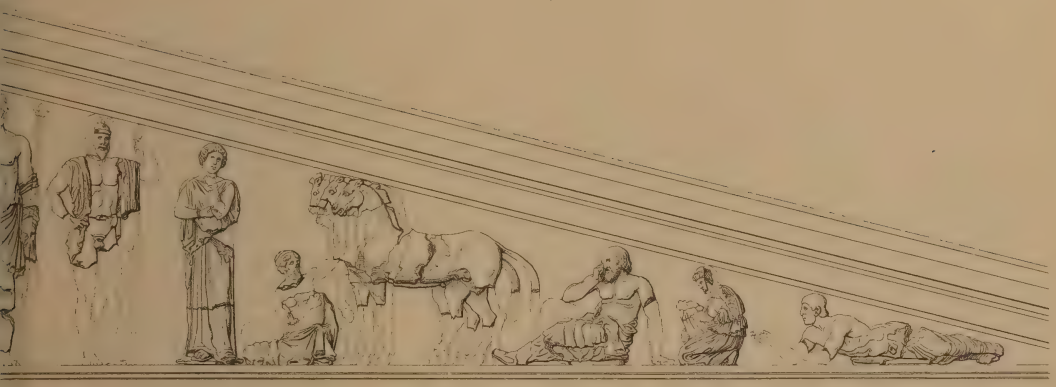
ORTSNYMPHE



WES

Verlag von J

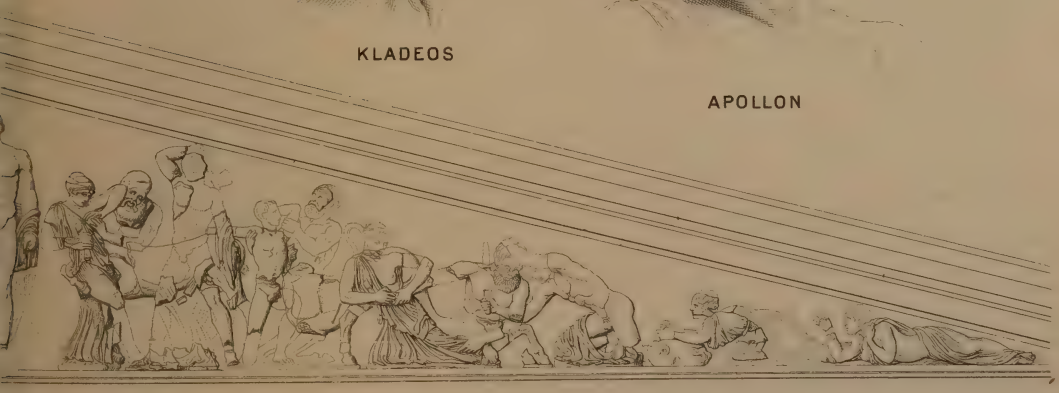
DES ZEUS-TEMPELS



RONT.

KLADEOS

APOLLON



RONT

Gez. u. gest. v. Carl Leonh. Becker.

pringer in Berlin.

Balken, sondern er besteht aus alternirenden Elementen, den pfeilerartigen Triglyphen, welche das Kranzgesims tragen, und den zwischen dieselben eingeschalteten, dünneren und meist ziemlich quadratischen Platten, welche als Füllung dienen, den Metopen. Das Feld der letzteren ist schon in früher Zeit von dem bildenden Künstler mit Beschlag belegt worden. Der quadratische, kräftig umrahmte Raum erschien durchaus angemessen, einzelne Gruppenbildwerke in Reliefdarstellung aufzunehmen. Als Thema derselben erwiesen sich die Grossthaten der Heroen, eines Herakles und Theseus, Einzelkämpfe zwischen Lapithen und Kentauren, zwischen Amazonen und attischen Kriegern besonders geeignet. Für ein olympisches Bauwerk lag es besonders nahe, die Thaten des Herakles als Vorwurf zu wählen, des Stifters der olympischen Spiele des leuchtenden Vorbildes für alle athletischen Kämpfer. Die bekannten „zwölf Arbeiten", welche der Held im schmachvollen Frohndienste bei dem unwürdigen Halbbruder Eurystheus durch Hera's Hass zu verrichten gezwungen war, bildeten den Vorwurf für die Reliefdarstellungen an den zwölf Metopen, welche sich über den Eingängen zum Pronaos und zum Opisthodom befanden.

In früherer Zeit, vor den deutschen Ausgrabungen, bestand zwischen den Alterthumsforschern eine lebhafte Controverse über den Platz dieser von Pausanias beschriebenen Metopen. Die eine Partei meinte, es seien diejenigen Metopen mit den Bildwerken geschmückt gewesen, welche zu dem äusseren Friese, unter den Giebelfeldern, gehörten; die andre nahm die inneren Metopen über den Säulen der Tempelthore für die bevorzugten. Die Ausgrabungen haben erwiesen, dass die letztere Recht behält. Die Metopen des Aussenfrieses waren ohne bildnerischen Schmuck, die inneren, in ihren Abmessungen etwas kleineren, trugen die Reliefs. Die Tafeln sind 1,60 Meter hoch, so dass die Figuren nahezu Lebensgrösse besitzen. Pausanias zählt die Darstellungen in der Reihenfolge auf, wie sie am Tempel angebracht waren, versäumt freilich den Ausgangspunkt namhaft zu machen. Die von allen Seiten durch Architekturtheile umschlossenen Metopentafeln hatten aber bei ihrem Falle weit weniger Wahl, als die frei stehenden Giebelfiguren; sie konnten nicht sehr weit von ihrem Standorte verschleudert werden. Und so vermögen wir durch Combination der schriftlichen Ueberlieferung mit den Fundumständen jeder Metope ihren einstigen Platz anzuweisen. Wie die Giebelcompositionen so verdanken auch die Metopen ihre Reconstruction Herrn Prof. Treu und Herrn Bildhauer Grüttner.

Die Reihe nahm ihren Anfang an der nördlichen Ecke des Opisthodom,

auf den die ersten sechs Metopen entfallen, und setzte sich am Pronaos von Süden nach Norden zu fort.

Die erste Tafel (Fig. 59) zeigt Herakles mit dem erlegten Löwen von Nemea. Die Befreiung des argolischen Landes von diesem Ungethüm war des Helden erste That. Vergebens hatte er das unverwundbare Thier, das sich in eine Gebirgskluft mit zwei Eingängen zurückgezogen hatte, mit der Keule und mit Pfeilschüssen zu erlegen getrachtet. Da verrammelte der Jüngling den einen Eingang, betrat furchtlos die

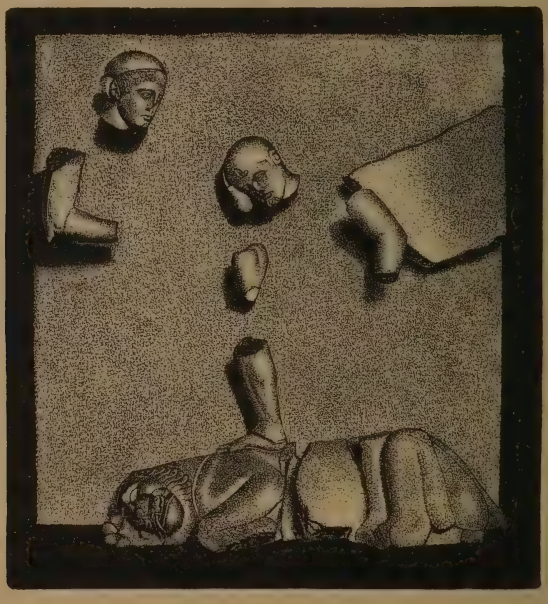


Fig. 59.

Höhle durch den anderen und erwürgte den Gewaltigen in seinen Armen.

Unsre Darstellung zeigt den Helden nach vollbrachter That. Der erlegte Löwe liegt am Boden, das mächtige Haupt auf eine Vorderpranke gelehnt. Der jugendliche bartlose Held ist von dem schweren Kampfe — der ihm der Sage nach auch einen Finger gekostet hatte — ermüdet. Mit dem linken Fusse steht er neben dem Hinterbein des Erlegten, den rechten hat er auf dessen Schulter gesetzt und stützt auf das Knie den Ellenbogen und in die Hand das Haupt, ermattet und sorgenschwer der ihm noch bevorstehenden Arbeiten gedenkend. Die Linke ruht auf der Keule, von der ein Stück noch am Hinterschenkel des Löwen sichtbar wird.

Ihm zur Seite hat eine weibliche Figur gestanden, von welcher nur das Haupt und der rechte Arm gefunden wurde. Man kann sie als seine göttliche Beschützerin Athena deuten, die auf anderen Metopen durch ihre Attribute unzweifelhaft kenntlich gemacht ist. Aber auch an eine Localgottheit, etwa an die Nemea selbst, zu denken, wird so lange unbenommen sein, bis sich sichere Anzeichen für eine bestimmte Benennung etwa finden.

Der Löwe war bereits von der französischen Expedition 1829 gefunden worden; er bildet ein werthvolles Stück der Sammlung des Louvre.

Den Herakleskopf fanden wir wohl erhalten unter einer Eckquader des Zeustempels. Noch waren die Spuren der rothen Bemalung von Haar, Lippen und Augensternen sehr deutlich zu erkennen. Das Haar ist bei allen unsren Metopenköpfen entweder gar nicht oder nur durch eine gleichförmige erhöhte Masse plastisch angegeben; die Bemalung erst gliederte diese Masse in einzelne Locken. Die Herakleskköpfe machen daher, nun die Bemalung verschwunden ist, alle mehr oder minder den Eindruck von Kahlköpfen. Das Ohr des vorliegenden Kopfes ist das früher besprochene „Pankratiastenohr", dessen Muschel durch die Schläge des vielgeübten Faustkampfes verschwollen und verunstaltet ist.

Von dem Reliefgrunde, der eigentlichen Tafelfläche, ist nur ein kleines Stück erhalten. Auch diese oft sehr kleinen und gänzlich unscheinbaren Steinfragmente mussten sorgfältig aufgesucht und gesammelt werden. Sie geben nicht selten die wichtigsten Aufschlüsse über die Stellung der Figuren, wie hier von der Bewegung des linken Armes, oder wohl sogar über die ganze Composition; so liess sich z. B. die Zusammengehörigkeit der beiden in Fig. 61 vereinten Gestalten mit Bestimmtheit nur durch die beiden zwischen ihnen liegenden Fragmente des Hintergrundes beweisen. —

Die zweite Metope der Westseite (Fig. 60) hat den Kampf des Heroen mit der Hydra zum Gegenstande, jenem neunköpfigen Ungethüm, welches in dem Sumpfe von Lernai (Nauplia gegenüber) hauste, und dessen Häupter sich immer wieder erneuten, ein Symbol des unausrottbaren Sumpffiebers, welches erst der Sonnengott — Herakles in seiner ursprünglichen Bedeutung — zu vertilgen vermochte.

Die Platte ist überaus schwer beschädigt. Aus einer grossen Anzahl verstreuter kleiner Bruchstücke hat man zusammenfinden müssen, was noch davon erhalten ist. Es ist wenigstens so viel, dass man die Composition einigermaassen verfolgen kann. Die Hydra ist abweichend von den sonst bekannten Darstellungen gebildet: Aus einem dicken, in einen

Crocodilschwanz endigenden Rumpfe wachsen eine Anzahl von Schlangenhälsen hervor, mit denen der Held zu kämpfen hat. Wie und mit welchen Mitteln dieser Kampf geführt wird, ist nicht mehr ersichtlich.

Herakles scheint mitten in das Gewirr der Schlangen hineingetreten zu sein. Der verschiedenartigen Ueberlieferung nach führte er die Streiche entweder mit der Keule oder mit einer Sichel, während sein treuer Waffengefährte Iolaos die Hälse, aus deren Blute das neue Haupt sich bildete, nach des Helden Streichen schnell mit der brennenden Fackel todtglühte. Hier scheint für eine dritte Figur kein Raum mehr zu sein,

Fig. 60.

Herakles scheint allein kämpfend gedacht. Indessen darf man sich nicht verhehlen, dass das Bindeglied, welches zwischen den beiden Hauptmassen der Composition liegt, die beiden Schlangenfragmente, doch nicht eine ausser jedem Zweifel stehende Combination bildet. Darf man aber den Rumpf der Hydra drehen und dem Herakles nähern, so gewinnt man den Raum für eine verlorene Figur, eben den Iolaos, den man ungern entbehren möchte. Der Sage nach wurde der Kampf mit der Hydra als eine nicht mitzählende, ungültige Arbeit erklärt, eben weil sie der Heros nicht allein, sondern mit Hilfe eines Genossen ausgeführt hatte. Diesen Genossen hätte daher der Künstler schwerlich aus seiner Darstellung weglassen dürfen. —

In der dritten Metope, welche unsre Figur 61 wiedergiebt, ist, wie in der ersten, die Kampfhandlung bereits vollendet. Herakles tritt mit seiner Beute vor eine sitzende weibliche Figur hin, wohl auch Athena, die ihm bei der gefährlichen Jagd unsichtbar beigestanden hat. Es galt die Stymphaliden auszurotten, jene wilden arkadischen Vögel mit ehernen Krallen, ehernen Stossschnäbeln und ehernen Fittigen, deren einzelne Federn sie Pfeilen gleich abzuschiessen vermochten, geflügelten Ungeheuern, die jede andere Kost als Menschenfleisch verschmähten. Athena hatte ihm eine Klapper geliehen, sie von ihren Nestern aufzuscheuchen, und die Pfeile, sie zu erlegen. Darum erscheint es billig, dass er ihr die Jagdbeute darbringt. Das oberste, an seinem Saume ausgezackte Gewand ist durch Bemalung gewiss als die mit dem Gorgonenhaupte geschmückte Aigis charakterisirt gewesen. Einen Helm trägt die Göttin nicht, auch fehlt ihr jegliches sonstige Attribut, welches sie als Athena kennzeichnen könnte. Man hat daher diese Figur, welche ebenfalls schon 1829 gefunden wurde und im Louvre aufbewahrt wird, oft als „Nymphe“ bezeichnet. Auch der ernste Kopf des Herakles gehörte bereits den französischen Funden an. Wir fanden dazu den Körper, den man zunächst für einen Iolaos hielt, bis die beiden Fragmente des Hintergrundes die Zusammengehörigkeit der beiden Figuren erwiesen. Der Körper des Herakles gehört zu den schönsten, die in Olympia gefunden sind; sein Bau ist kräftig, muskulös ohne Ueberfülle, schlank ohne Magerkeit. Der Holzschnitt ist nicht geeignet, solche Schönheit wiederzugeben, auch der Gypsabguss vermag dies nicht. Wer von dem Werth und von den stilistischen Eigenthümlichkeiten unserer plastischen Funde eine richtige Vorstellung gewinnen will, der muss die in den grösseren Bibliotheken zugänglichen Photographien nach den Originalen einsehen. Auch die Lichtdruckausgabe giebt eine durchaus ungenügende Vorstellung.

Von der vierten Metope (Fig. 62), welche die Bändigung des kretischen Stieres darstellt, ist das Hauptstück gleichfalls in Paris. Die deutschen Ausgrabungen brachten dazu nur den dort fehlenden Kopf des Stieres und das untere Plattenstück mit den Spuren seiner Hinterbeine. Poseidon hatte um einen Frevel der Kreter zu strafen, diesen Stier rasend gemacht; er verwüstete das Land, und Herakles ward die Aufgabe gestellt, das wüthende Thier lebend einzufangen. Das gewaltige Ungethüm mit dem mächtigen Nacken bäumt sich hoch auf vor seinem Bändiger, der, wie es scheint, ihm eine Schlinge um den rechten Vorderfuss geworfen hat und im nächsten Augenblicke mit der Rechten das Horn oder die Nüstern des Thieres packen wird. Unser Holzschnitt lässt die

Stellung des linken Vorderbeines nicht deutlich genug erkennen; der Fuss macht keinen Galoppschritt, wie man wohl gemeint hat, sondern

Fig. 61.

Fig. 62.

das Unterbein ist dicht an den Oberschenkel herangebogen; das kann nur durch den Strick geschehen, an welchem Herakles linke Hand zieht.

Von seinem linken Arm ist die obere Umrisslinie deutlich erkennbar. Sie zeigt, dass auch nicht — wie man aus einem Bohrloch am Maule geschlossen hat — die Schlinge um den Kopf des Thieres geworfen ist, denn bei dieser Stellung könnte der Arm den Kopf nur drängen, nicht aber ziehen. So wird man, da es galt, den Stier lebend zu fangen, auch nicht leicht eine Keule in der Rechten des Heros voraussetzen dürfen. Die gewaltige That wird noch hervorragender, wenn der Held sie ohne jede Waffe vollbringt. Auf die Grossartigkeit der Composition werden wir später zurückzukommen haben. —

Sehr beschädigt ist die fünfte westliche Metope; sie ist nur in einzelnen Fragmenten auf uns gekommen. (Fig. 63.) Sie behandelt die Einfangung der erzfüssigen Hirschkuh, welche auf dem achaiischen Berge Keryneia hauste. Herakles hatte sie auf dieser Höhe ein Jahr lang vergeblich gejagt und war der Fliehenden bis an die Donauquellen gefolgt, von wo er den wilden Oelbaum nach Olympia mitbrachte. Endlich hatte er sie im Ladonthale eingeholt. Es scheint, soweit man aus den wenigen Ueberresten und aus anderen erhaltenen Darstellungen desselben Gegenstandes zu schliessen vermag, dass das Thier am Boden liegt, dass unser Held dasselbe mit dem einen Knie niederhält und damit beschäftigt ist, es zu fesseln. —

Noch weit fragmentarischer ist der Zustand des von der letzten Tafel der Westseite Erhaltenen. Mit Sicherheit als zu diesem Bildwerk gehörig erkennbar ist lediglich ein Kopf, den wir in Fig. 64 in grösserem Maassstabe wiedergeben, das Haupt der Amazonenkönigin Hippolyte. Admete, die Tochter des Eurystheus wünschte den Gürtel dieser Fürstin, ein Geschenk des Ares, zu besitzen, und so musste Herakles auf des Stiefbruders Geheiss ausziehen, ihn zu holen. Schon hatte die Königin, die den Helden freundlich empfing, in die Herausgabe des kostbaren Geschenkes gewilligt, als Hera sich in eine Amazone verwandelte und die Genossinnen erregte. Da ergriff Herakles, durch den Lärm im Lager erschreckt und Verrath fürchtend, schnell die Fürstin bei den Haaren, tödtete sie und machte sich mit dem eroberten Gürtel davon.

In unserer Darstellung hatte Herakles, wie wir noch erkennen können, das Haar der rechten Kopfseite gepackt; der Todesstreich war bereits erfolgt, die Züge sind schmerzhaft entstellt, die Augen fast gebrochen. So wird man denken müssen, dass die Linke des Helden das Haar noch gepackt hielt, dass aber die Rechte wohl schon die Waffe fahren liess und im Begriffe war, den Gürtel zu lösen.

Dies die Metopen der Westseite. —

Die Fortsetzung im Osten erfolgte zunächst durch eine Metope, von welcher ebenfalls nur geringe Reste erhalten sind, dennoch genügende,

Fig. 63.

um uns die Composition im Grossen zu vergegenwärtigen. Schon als das erste und grösste Bruchstück, noch ohne den viel später gefundenen

Fig. 64.

Kopf, im Winter 1875 zu Tage kam, konnte man die Gesammtanlage erkennen, da der Vorgang, welcher hier dargestellt ist, zu allen Zeiten einen beliebten Vorwurf für Maler und Bildhauer abgab. Es ist He-

rakles mit dem erymanthischen Eber. Er hatte die in Psophis eingebrochene wüthende Bestie in dem tiefen Schnee des Waldgebirges müde gejagt, bis er sie, seinem Geheiss gemäss, lebend einfangen konnte. Nun bringt er sie auf seiner Schulter herbei, während der feige Eurystheus, von dem blossen Anblick des Thieres in Schrecken gesetzt, in ein grosses in die Erde gegrabenes Fass gekrochen ist und den Nahenden mit den erhobenen Armen von sich winkt. Ein pompejanisches Gemälde in der Sammlung des Museo nazionale in Neapel scheint unsrer Composition

Fig. 65.

sehr nahe zu stehen. Dort wie hier hat Herakles bereits den einen Fuss an das Fass gesetzt und findet offenbar eine Genugthuung darin, seinen feigen Stiefbruder mit dem hochgehaltenen Ungethüm zu schrecken. Eurystheus erhebt dort beide Arme mit gespreizten Fingern. Nicht nur die Form sondern auch die rothe Färbung des Fasses zeigt dort, dass dasselbe aus gebranntem Thon besteht, einer jener riesigen Krüge wie sie, nach Schliemanns Entdeckungen in Troja, von uralter Zeit her in den Boden gegraben als Cisternen oder Getreidebehälter dienten.

In unsrer Metope (Fig. 65) ist nur dieses Fass unversehrt geblieben. Von Eurystheus, dessen Oberkörper daraus emportaucht, ist nur der entsprechende Theil des Rumpfes und der Hinterkopf erhalten, dessen in lange Wellenlocken geordnetes Haar von der Königsbinde zusammenge-

halten wird. Vom Herakles mag ein (im Holzschnitt nicht glücklich wiedergegebenes) Armstück herrühren, welches anderwärts nicht einzuordnen ist. Der Torso des Herakles, von den Franzosen 1829 gefunden, ist seitdem in Louvre verschwunden. Der Eber ist lediglich durch ein Stück seines Rüssels mit einem Hauer vertreten. —

Auf diese halb humoristische Darstellung folgt als zweite östliche Metope eine ebenso schwer beschädigte, deren Gegenstand die Entführung der Rosse des Diomedes bildet. Es scheint, dass von den sagenhaften Stuten dieses thrakischen Königs, welche derselbe mit dem Fleische harmloser Wanderer ernährte, nur eine dargestellt war. Ihren Kopf hatten bereits die Franzosen 1829 gefunden. Das Ross will nach rechts hin vorwärts; ob es dabei galloppirend gedacht war, lässt sich nicht entscheiden. Herakles hat es mit der Linken am Zügel gepackt und stemmt sich wuchtig der Bewegung entgegen. Auf unsrer Fig. 66 sind die verschiedenen Fundstücke dargestellt. Ihre Anordnung mag vielleicht ein wenig anders gewesen sein. Die Beine, über denen ein Stück von einem Schurze oder Kittel sichtbar wird, möchte man etwas mehr nach rechts gestemmt denken können, wenn man sich der mächtigen Bewegung erinnert, die der Künstler den Heraklesbeinen in der analogen Metope der Stierbändigung verliehen hat. —

Die dritte Metope führt uns den Kampf des Herakles mit Geryones vor, jenem aus drei zusammengewachsenen Riesengestalten bestehenden Fürsten einer kleinen Insel bei Gades, der die kostbarsten Rinderheerden besass. Sie für Eurystheus zu erwerben, war Herakles ausgezogen. Hirt und Hund hatte er bereits erschlagen und nun den schwersten Kampf mit dem dreileibigen Ungethüm zu bestehen. Von den erhaltenen, in Fig. 67 abgebildeten Fragmenten hat die deutsche Expedition nur sehr weniges unter ihren Funden zu verzeichnen; die Hauptsachen waren bereits 1829 zu Tage gekommen. Wie es scheint ist der eine der drei Körper bereits unschädlich gemacht; man wird sich ihn liegend zu denken haben, wie der Kopf andeutet. Zwei Körper fechten noch; wir sehen sie zum grösseren Theil von ihren Schilden gedeckt. Aber sie sind bereits ins Knie gesunken; schon setzt der Sieger dem Einen den Fuss auf den Schenkel und holt zu kräftigem Schlage aus; so sehen wir den vollendeten Sieg nicht mehr fern. —

Zu den am besten erhaltenen und zugleich werthvollsten olympischen Funden gehört die vierte Metope der Ostseite; es fehlen hier nur die Unterbeine des Herakles und ein Bein der rechten Figur, leicht ergänzbare und für die Erkenntniss der Composition nicht weiter belangreiche

Theile. Herakles ist ausgezogen, die Aepfel der Hesperiden von dem Lande der Hyperboreer zu holen. Hier haust, nach seltsamer geogra-

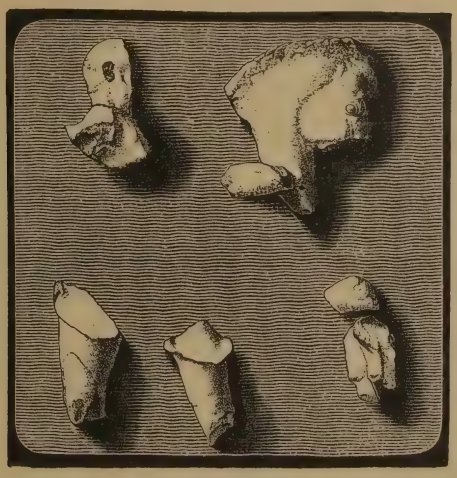


Fig. 66.

phischer Begriffsverwirrung, auch König Atlas, der Träger des Himmelsgewölbes. Er ist im Stande, die gewünschten goldenen Früchte aus dem

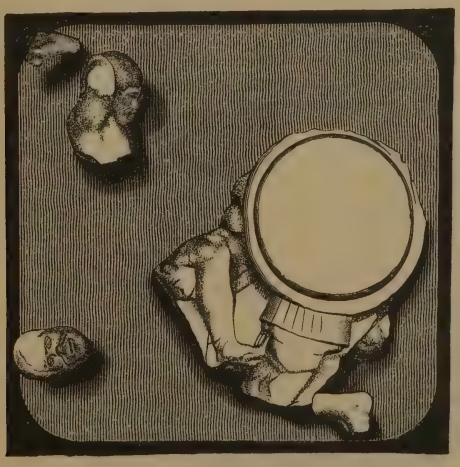


Fig. 67.

Garten der Hesperiden herbeizuschaffen, aber er muss seines Amtes warten, er darf den Himmel nicht von seinen Schultern lassen. Da übernimmt es Herakles, ihn zu vertreten und zeigt sich der gewaltigen Aufgabe gewachsen.

Unsre Taf. XI vergegenwärtigt den Moment, wo der Titan zurückkehrt, in jeder Hand drei Aepfel. Es ist eine hohe königliche Gestalt, welche auch ohne den Schmuck der Fürstenbinde um die wallenden Locken des Hauptes genügt haben würde, die edle Abkunft des Dargestellten zu kennzeichnen. Er schreitet auf den Halbgott zu, der in der Mitte des Bildes mit nahezu geschlossenen Füssen, einer Säule gleich, die Last des Himmelsgewölbes trägt. Das Letztere ist nicht mehr sichtbar, man erblickt nur ein zusammengelegtes Polster, welches der Träger zwischen Bürde und Schultern eingeschaltet hat. Hinter ihm steht eine jugendliche weibliche Figur, welche in naiver Weise mit ihrem schwachen Arme den Gewaltigen zu unterstützen meint. Sie wird auf eine Hesperide gedeutet. Ihre Erscheinung besitzt in Stil und Gewandung eine unverkennbare Verwandtschaft mit der Hippodameia des Ostgiebels: dieselben Parallelfalten in dem steif herabwallenden Untergewande, dieselbe Anordnung in der Diplois, welche die flache Brust in wenigen Faltenlagen bedeckt und zu beiden Seiten tief herabhängt. Nur der Stoff des Gewandes scheint bei der Hesperide ein leichterer, minder dicker zu sein, die Falten hängen nicht ganz so schwer wie dort. Auch fehlt hier die Gürtung des Chitones und die Aufnahme desselben über dem Gurte, wodurch die Erscheinung etwas Leichteres, Graziöseres erhält. Der rechte Arm, welcher an der Seite herabhängt, hat sich dem vorhandenen Raume mehr, als erwünscht wäre, anpassen müssen und ist dadurch etwas steif gerathen.

Das Haupt mit dem gewellten Scheitel vereint den natürlichen Liebreiz des jungen Wesens mit dem feierlichen Ernste, in welchem sie ihre vermeintliche Aufgabe erfasst hat.

Wir haben diese Metope in der trefflichen Radirung Ludwig Ottos wiedergegeben. Die andren Metopen sind kaum weniger schön gearbeitet, aber wir mussten uns ihre Darstellung in Radirung versagen, um nicht mit dem Preise des Buches steigen zu müssen.

Auch von der fünften Metope der Ostseite (Fig. 68) sind so erhebliche Stücke erhalten, dass das Bild vollkommen zu ergänzen ist. Leider ist Herakles' Torso, der 1829 von den Franzosen in Olympia gefunden wurde, seitdem im Louvre verschwunden; sonst hätten wir diese Metope fast vollständig wiederherstellen können. Sie stellt, wie wir aus Pausanias' Zeugniss wissen, die vielleicht bekannteste That des Herakles dar, die Reinigung der Rinderställe des Augeias. Der Künstler hat die Sache realistischer aufgefasst als die dichtende Sage. Diese lässt bekanntermaassen den Helden durch einen Kunstgriff die Riesenarbeit voll-

Gez. u. gest. v. Ludw. Otto.

ATLASMETOPE

Verlag von Julius Springer in Berlin

führen: er wirft den Unrath nicht, wie Augeias voraussetzt, in den Strom, sondern er leitet den Strom in die Ställe und lässt ihn die ungeheuren

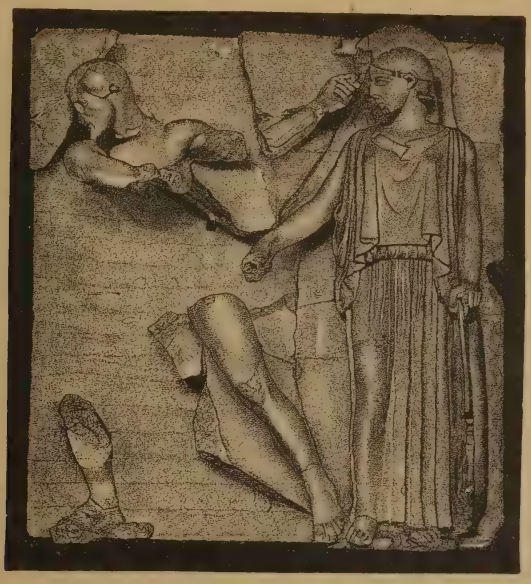


Fig. 68.

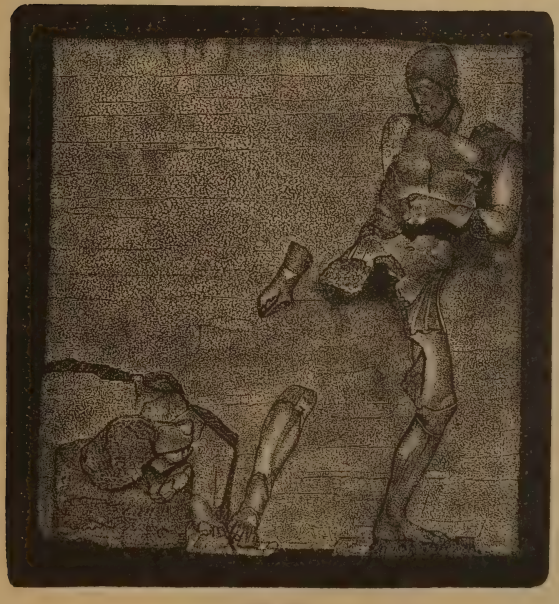


Fig. 69.

Massen hinwegspülen. Unser Künstler hat den Heroen dagegen in voller Stallknechtarbeit dargestellt. Er lässt ihn mit einem Geräth, wahrschein-

lich dem an einem langen Stiele quer befestigten Brette, das noch heut zu gleichem Zwecke benutzt wird, den Unrath vor sich her schieben. Dass diese Arbeit keine ganz geringe ist, sehen wir an der nicht unerheblichen Anspannung der betheiligten Muskeln. Und selbst bei dieser des Helden wenig würdigen Arbeit finden wir seine göttliche Helferin gegenwärtig, anscheinend Rath spendend, wie die Sache am Besten anzufangen, und Muth und Ermunterung zusprechend. Sie ist in der Gewandung ein Gegenstück zu der benachbarten Hesperide, nur ist hier wie bei Hippodameia das Untergewand gegürtet und fällt in zierlichen Parallelfältchen über den Gürtel. Die Aigis fehlt; dagegen bedeckt ein Helm mit Nackenschirm und hohem Kamm das Haupt.

Bohrlöcher an der Schläfe bezeugen, dass einzelne Theile des Helmes von Bronze angesetzt waren.

Die Linke ruht auf dem gänzlich verkürzt dargestellten Schilde; die Rechte mag einen kurzen Speer gehalten haben. —

Die letzte Metope der Eingangsseite ist von Pausanias nicht erwähnt, oder ihre Beschreibung ist wie so manches andere Textstück verloren gegangen. Als ihren Gegenstand durfte man die Fesselung des Höllenhundes, eine der ausgezeichnetsten Leistungen des Heros, voraussetzen. In der That kamen schon unter den ersten Funden Fragmente eines Hundekopfes zu Tage. Mit der Zeit gelang es auch hier, das einst Vorhandene aus etwa vierzig Bruchstücken wenigstens theilweise wieder zusammen zu finden. Fig. 69 zeigt, dass Kerberos hier keineswegs einen so schreckenerregenden Anblick gewährt, wie man bei dem Wächter des Hades annehmen möchte. Der eine erhaltene Kopf zeigt den Typus etwa des englischen Jagdhundes. Herakles' Gestalt ist in dieser Metope beträchtlich mager gerathen. Er ist, nur mit einem leichten Schurz bekleidet, in den Schlund des Hades bei Tainaron hinabgestiegen, hat den Hund gebunden und schleppt den Widerstrebenden mit beiden Händen am Stricke hinter sich her.

Der leere Raum, welcher in der linken Metopenhälfte oberhalb des Kerberos verbleibt, lässt auf eine dritte Figur schliessen, von welcher Reste mit voller Bestimmtheit nicht nachweisbar sind. Auch hier werden wir an Athena denken können, deren Beistand dem Schützling bei der schwersten seiner Thaten vor Allem nöthig war, vielleicht aber auch an Hermes, der seines Amtes als Hadesführer gewaltet haben mochte.

Wie über die Composition der Zeustempel-Sculpturen, insbesondere die der Giebelfelder, zwischen den Fachgelehrten eine Einigung noch nicht erzielt ist, so stehen sich auch bezüglich der Entstehungszeit und der Namen der Künstler, welche sich an diese Werke knüpfen, die Meinungen noch unversöhnt gegenüber. Die kunstgeschichtliche und stilistische Würdigung der neugewonnenen Schätze aber kann nicht anders als im Zusammenhange mit der Frage nach der Zeit und der Nationalität der Urheber erfolgen; dieser Frage müssen wir näher treten, um auf jene eingehen zu können.

Für die Metopen liegt die Altersbestimmung klar auf der Hand: sie sind mit dem Bau des Tempels zusammen geschaffen und vor dessen Vollendung eingesetzt worden. Nachträglich können sie nicht versetzt worden sein, denn sie sitzen nicht allein seitlich in den Falzen der Triglyphenböcke, sondern letztere greifen auch mit ihren sogenannten Capitellen, den sie krönenden Platten, über die etwas niedrigere Tafel über, so dass bei der Bauausführung wechselweise Metope und Triglyphe seitlich aneinander geschoben werden musste. Wollte man, um die Schöpfungen in eine spätere Zeit zu rücken, dagegen noch einwenden, dass vielleicht die Platten mit den nur roh zugehauenen Blöcken versetzt wurden, und dass die Ausführung der Reliefs erst später am Tempel selbst von einem Gerüst aus erfolgt sei, so wolle man bedenken, dass die Metopen ja nicht an der freien Aussenseite, sondern unter dem hinderlichen und schattenden Gebälk des Säulenumganges sassen, wo eine so sorgfältige Arbeit, wie sie hier vorliegt, wohl unmöglich geworden wäre. Aber selbst wenn man so verfahren hätte, so müssten doch die Entwürfe zu den Metopen schon vollständig fertig ausgearbeitet gewesen sein, als die rohen Platten versetzt wurden; denn einzelne Sculpturtheile — so der Helmkamm der Athena in der Stallreinigungsscene — ragen über die Höhe der eigentlichen Metopenplatte hinaus: der Marmorblock musste also bereits vor dem Versetztwerden für seine ganz specielle Bestimmung vorgearbeitet sein. Die Metopen entstanden mithin um Olymp. 80 = 460 v. Chr.

Nicht so glücklich daran ist man bezüglich der sicheren Datirung der Giebelgruppen, da die Fussplatte, welche die Bettungen für die Figuren trug, keinen Anhaltpunkt dafür gewährt, ob die letzteren gleichzeitig mit dem Kranzleisten aufgebracht wurden oder später. Bei dem sogen. Theseion in Athen sieht man auf das Bestimmteste, dass sämmtliche Giebelfiguren fertig waren, bevor man den Kranzleisten versetzte, und dass man, bevor dies geschah, nicht nur sämmtliche Bettungen, son-

dern auch alle nothwendigen Dübellöcher darin fertig stellte, so dass oben nichts mehr zu thun blieb, als die Dübel einzusetzen und zu vergiessen.

Gern wird man sich das Verfahren in Olympia ebenso denken, denn es ist das naturgemässe, aber beweisen lässt sich das wie gesagt nicht. Man wird daher die Meinung Derer, welche an eine nachträgliche Schöpfung der Giebelcompositionen glauben, aus technischen Gründen nicht leicht widerlegen können.

Was diese Ansicht veranlasst, sind die Angaben des Pausanias, dass das östliche Giebelfeld dem Paionios, das westliche dem Alkamenes seine Entstehung verdanke. Den ersteren Meister kannten wir bis zur Ausgrabung von Olympia nur dem Namen und dem Geburtsorte nach. Wir wussten eben nur aus Pausanias, dass er das eine Giebelfeld des Zeustempels und eine Siegesgöttin in Olympia gemacht habe, und hielten ihn eben dieser Aufträge wegen für einen hervorragenden Meister.

Von Alkamenes wussten wir, dass er ein Zeitgenosse des Pheidias war, dass er einmal mit Glück gegen ihn concurriren konnte; auch seine Lebensgrenzen konnte man ungefähr festsetzen.

Von dem Pheidias selbst nahmen wir bis vor Kurzem an, dass er während der olympische Zeustempel entstand, auf der Akropolis von Athen an dem Bilde der Parthenos arbeitete. Loesckes Arbeit über Pheidias setzt den Zeus allerdings vor die Parthenos. Allein wir müssen diese Ansicht als eine noch nicht hinlänglich geklärte hinstellen und bleiben vorläufig bei der alten Tradition.

Erst zwanzig Jahre nach der Vollendung des Bauwerks siedelte der Meister nach Elis über: die gewaltige Bauthätigkeit in Athen war beendet, und nun erst gewann er die Musse, einem ihm gewiss weit früher ertheilten Auftrage nachzukommen, der Ausführung des letzten und höchsten, aber von dem Bau des Tempels gänzlich unabhängigen Schmuckes desselben, eines Goldelfenbeinbildes des olympischen Zeus. Dem Verbannten folgte eine Anzahl seiner attischen Kunstgenossen in die neue Heimath; Einzelne von ihnen, so den Kolotes und Panainos, nennt uns die Ueberlieferung, von Alkamenes und Paionios sagt sie Nichts.

Es war daher eine willkürliche, freilich naheliegende, aber kritisch nicht hinreichend geprüfte Combination der älteren Kunstgeschichte, welche den Tempelausbau, seine Ausschmückung durch die Giebelfelder und Pheidias' Thätigkeit in Olympia gleichzeitig und in inneren Zusammenhang setzte. Pheidias dachte man sich als die Seele des Ganzen, er

sollte auch die Compositionen des Paionios und Alkamenes und die Metopen beeinflusst haben. Durch solchen Missgriff verleitet, musste man sich unter den unbekannten Giebelgruppen allerdings Werke vorstellen, die in des grossen Meisters Sinne und noch später als die gewaltigen Parthenonsculpturen entstanden, diesen gar überlegen sein mochten.

Als im Jahre 1829 durch die französischen Ausgrabungen grössere Metopenfragmente zu Tage kamen, erregte ihr eines Pheidias durchaus nicht würdiger Charakter schon lebhaftes Befremden, und während andere Gelehrte sich mit Versuchen abmühten, das hier gebotene Räthsel in spitzfindiger Weise zu lösen, erklärte Otfried Müller rund, diese Bildwerke könnten nicht unter Pheidias Einflusse entstanden, sie müssten vorhanden gewesen sein, bevor der attische Meister nach Elis kam. Wie in so vielen Fällen hat der grosse Kunstgelehrte auch hier Recht behalten. Freilich liess der Beweis dafür sich damals nicht erbringen; er konnte erst durch die bei unseren Ausgrabungen festgestellten Maasse und Detailformen der inneren Metopen mit voller Sicherheit gegeben werden.

Auch ohne dass Pausanias es ausgesprochen hätte, war stillschweigend vielfach angenommen worden, die Künstler, welche die Giebelfelder machten, seien auch die Schöpfer der Metopen gewesen. War dies der Fall — und jetzt wo beide Kunstwerke vor uns liegen, wird man mehr denn je dieser Ansicht beipflichten müssen — dann freilich kann Alkamenes bei den Metopen wenigstens nicht betheiligt gewesen sein. Denn um 460 v. Chr. konnte der Künstler, den uns erhaltenen Angaben zufolge, zwar schon am Leben, aber keineswegs in künstlerischer Thätigkeit sein. Für Paionios ist eine Mitwirkung bei den Metopen, soweit seine Chronologie in Frage kommt, nicht ausgeschlossen.

Wie aber steht es nun mit der Datirung und der Urheberschaft der Giebelfelder?

Für neu auftauchende Bildwerke, welche weder datirbar noch auf einen bestimmten Meister zu beziehen sind, bleibt die Einreihung in die Folge der bekannten Kunstwerke abhängig von den stilistischen Eigenschaften, die man an ihnen wahrzunehmen meint. Freilich sind die Ergebnisse solcher stilistischer Untersuchungen zum nicht geringen Theil subjective Anschauungen. „Einem hochbegabten Geiste mag es gelingen, einzig auf künstlerisches Gefühl gestützt, die vollständige Entwickelung der Kunst aus ihren Werken zu erkennen. Allein auch das feinste Gefühl ist Irrungen unterworfen, und bei der verschiedenen Befähigung der Beschauer wird dem Einen zuweilen etwas zweifelhaft erscheinen, von

dem ein Anderer sich vollkommen überzeugt glaubt.“ Wenn das ein Mann bekennt, dessen Auge für stilistische Unterschiede anerkannt eines der schärfsten ist, Heinrich Brunn, so mag der minder Geschulte sich scheuen, ein Urtheil auszusprechen, welches auf eine allgemeinere Billigung zunächst nicht hoffen darf. Ich glaube, dass weder zwischen den beiden Giebelfeldern unter einander noch zwischen diesen und den Metopen so erhebliche stilistische Unterschiede herrschen, als dass es möglich wäre, die drei Schöpfungen nicht gleichzeitig und nicht aus ein und derselben Schule hervorgegangen zu betrachten. Die Giebelcompositionen tragen in ganz gleicher Weise wie die Metopen den Charakter der noch unfertigen, mit der Form ringenden Kunstepoche vor Pheidias. Bei beiden nehmen wir in gleichem Maasse wahr, wie die Behandlung des Nackten, des menschlichen Körpers, bei weitem glücklicher ist, als die der Gewandung. Dort ist der Künstler durch emsiges Studium am lebenden Modell bereits Herr über die Form geworden, er versteht den Körper schon in schwierigen Lagen im Ganzen richtig nachzubilden, so wie er ihn sieht: durchaus realistisch, und deshalb, je nachdem das gewählte Modell war, mehr oder minder schön; niemals idealisirt, sofern es sich nur um Menschen handelt, aber in edleren Formen, sobald es Götter darzustellen gilt. Das bekundet ein sehr richtiges Verständniss in der Wahl der Modelle. Für alle Stadien der Altersscala vom Knaben und der zarten Jungfrau bis zum Greise weiss er den richtigen Ausdruck zu finden. Hin und wieder begegnen wir freilich einem augenscheinlichen Proportionsfehler, aber wir wissen noch nicht, ob nicht dieser oder jener scheinbare Fehler ein beabsichtigter war, weil wir die Composition noch niemals auf dem ihr zukommenden hohen Standpunkte gesehen haben. Dass aber bereits in früherer Zeit auf den Standort der Sculpturen gerücksichtigt ward, wissen wir aus der oben erwähnten Erzählung von einem künstlerischen Wettstreit zwischen Pheidias und Alkamenes. So lange die beiden Modelle tief standen, hielt man die Arbeit des Letzteren für die vorzüglichere. Das Verhältniss kehrte sich sofort um, sobald die Modelle in ihrer bestimmungsmässigen Höhe aufgestellt waren; denn Pheidias hatte seine Proportionen für eben diesen Standpunkt gewählt.

Der Behandlung des Körpers steht die der Köpfe ebenbürtig zur Seite. Freilich muss man in jener Zeit noch nicht nach geistigem Ausdruck suchen: individuelles Geistesleben hat selbst ein Pheidias seinen Physiognomien noch nicht aufzuprägen gewusst. Aber die gröberen Affecte, Wuth, Angst, Schmerz, gespannte Aufmerksamkeit, finden in den typisch gehaltenen Köpfen der olympischen Tempelsculpturen doch nicht minder

klaren Ausdruck, als die göttliche Ruhe und Hoheit, die jungfräuliche Anmuth und der gemessene Ernst des Greisenalters (vgl. die Köpfe auf Taf. IX—X).

Zu solchem künstlerischen Vermögen steht die Anordnung und Ausführung der Gewandung in grellem Missverhältniss. Wo der Künstler älteren, durch die Tradition geläufig gewordenen Motiven folgen konnte, der schlichten Gewandung, welche den Cultusbildern eigen war, lang herabwallenden, einfachen Chitonen und in breiten Massen angeordneten Obergewändern, da werden wir nicht leicht zu tadeln finden. Die unter einander so verwandten, in unverkennbarstem Zusammenhange stehenden Figuren der Hippodameia, der Hesperide und der Athena in Fig. 68, bieten die besten Beispiele hierfür wie für die mir zweifellose Identität der entwerfenden Künstler. Selbständiger und in gesteigerter Lebendigkeit wirkt das gleiche Motiv in der Gestalt der Sterope.

Sobald aber die Figur in einer anderen als in aufrecht stehender Haltung auftritt, ist die Kunst zu Ende. Das zeigt sich schon deutlich bei der Athenagestalt in der Metope Fig. 61. Das Motiv der Parallelfalten ist bei der sitzenden Figur beibehalten und wirkt über dem Oberschenkel höchst unschön; es klingt überall auch bei den bewegteren Gestalten der Frauen im Westgiebel durch und macht deren Gewandung zu einer meist unerfreulichen. Nicht minder unglücklich ist dieselbe bei den liegenden Figuren ausgefallen. Hat der Künstler hier nach dem Modell gearbeitet, so konnte er demselben diese steifen zopfigen Decken kaum anders als mit Nesteln umheften. Oft ist der Körper in diese Decken wie in ein Badetuch eingewickelt.

Man vergleiche diese steifleinenen Wickeltücher mit den köstlichen Gewändern, welche die Formen der sogen. Kekropstöchter vom Parthenon schmeichelnd umfliessen, wo Form und Gewand in Eins empfunden ist, wo der edle Menschenleib gleichsam die vox firma bildet, der die Falten der Gewandung sich wie begleitende Klangweisen anschmiegen; und dann habe man den Muth, zu behaupten, der olympische Künstler habe diese Schöpfungen gekannt und dennoch seine Gewandung so gestaltet wie sie ist.

Aber freilich behauptet das auch Niemand. Man hat vielmehr versucht, sich aus dem Dilemma mit der Erklärung zu ziehen, die Conception gehöre allerdings den von Pausanias genannten Künstlern, Paionios und Alkamenes, an, sie sei allerdings zur Zeit des Pheidias entstanden, aber mit der Ausführung seien einheimische, peloponnesische Künstler, nicht viel besser als Handwerker, betraut worden, und diese

Steinmetzgesellen hätten dann die in kleinen Thonmodellen ganz skizzenhaft ausgeführte feine Conception der Pheidiasschüler in den groben peloponnesischen Provinzialdialekt übersetzt.

Dieser früh entstandenen und neuerdings wieder vertheidigten Erklärung habe ich mich von vornherein nicht bequemen können und bin je länger desto mehr von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt worden. Zunächst vermag ich in der Behandlung auch der Gewänder durchaus keine handwerksmässige, sondern nur eine mit voller Ueberlegung, ja mit einem gewissen Raffinement durchgebildete Arbeit zu erblicken. Nicht der Ausführende ist hier verantwortlich, sondern der Concipirende: die Gewänder sollten gerade so sein, wie sie sind, und nicht anders. Die Künstler, welche sie schufen, vermochten noch nicht Körperform und Gewandung in Eins zu denken, sie behandeln Beides getrennt; wie ein schlechter Componist in einem mangelhaften Durchführungssatze, lassen sie ihre beiden Melodien selbständig neben einander hergehen und unharmonisch sich kreuzen.

Und würde denn ein Künstler ersten Ranges die Ausführung eines Werkes für einen der hervorragendsten Bestimmungsorte so sehr aus der Hand geben, dass er nicht wenigstens die Hauptmotive der Gewandung in grossen Linien vorzeichnete? Könnte er dulden, dass sein Werk, in so gröblicher Weise verunglimpft, für alle Zeiten den Augen der hochgebildeten Menge ausgestellt bliebe, die an diesem „Mekka der antiken Welt“, an dem Sammelpunkte hellenischen Lebens zusammenströmte?

Mögen immerhin die Mittel zu dem künstlerischen Schmucke knapp bemessen gewesen sein; hingen auch die Wolken des peloponnesischen Krieges bereits drohend am politischen Himmel und mahnten zur Eile; mögen deshalb alle verfügbaren künstlerischen Hände für die technische Herstellung der Sculpturen herangezogen worden sein — das Alles kann keinen Einfluss auf das Modell gehabt haben; dieses Modell, so klein es auch sein mochte, musste die Gewandmotive enthalten, und diese Motive verweisen die Sculpturen mit Bestimmtheit in eine Epoche vor der grossen Kunstthätigkeit des Pheidias.

Damit fällt denn auch die Möglichkeit, Alkamenes an den Giebelfeldern zu betheiligen, und es bleibt Nichts übrig, als den Schriftsteller, der so viel Irrthümliches berichtet, auch hier eines Fehlers zu zeihen. Immerhin mag zu seiner Zeit in Olympia die Meinung verbreitet gewesen sein, das westliche Giebelfeld rühre von Alkamenes her. Wo hätte man nicht gern ein Jahrhunderte lang erhaltenes Kunstwerk auf einen gefeierten Meister zurückzuführen gesucht! Aber von der Entstehungszeit der

olympischen Tempelsculpturen waren die Tage des Pausanias um sechs Jahrhunderte getrennt. Welchen Werth würden wir heut auf die Mittheilung eines Fremdenführers legen, der uns versicherte, dieses in einer schlesischen Kirche erhaltene Becken sei von der Hand Bernward's von Hildesheim, oder der uns die Meister der Gemälde von Schwarzrheindorf oder der Wechselburger Reliefs namhaft machte?

Und brauchen wir so weite Zeitabstände heranzuziehen? Wie viele gebildete Berliner wissen denn, von wessen Händen die herrlichen Giebelfeldcompositionen am Opernhause und am Schauspielhause herrühren, Meisterwerke, von denen das eine sechzig, das andere vierzig Jahre zählt?

Die Angabe, dass Paionios das östliche Giebelfeld geschaffen habe, kann immerhin auf Wahrheit beruhen. Wir kennen den Meister nur aus Pausanias und haben in seiner später zu besprechenden Nike ein von ihm selbst inschriftlich beglaubigtes Werk gefunden, welches freilich seinem künstlerischen Charakter nach in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu den Tempelsculpturen zu stehen scheint. Aber zwischen diesen und der Siegesgöttin lag auch ein Zeitraum von vier Jahrzehnten einer in jeder Beziehung entwickelungsreichen Zeit. Der Sturm des Bürgerkrieges war über das Land gebraust; mit klingendem Köcher war der strafende Gott einhergezogen, und die Besten der Zeit waren den pestvergifteten Pfeilen zum Opfer gefallen; wie in der Politik so hatte sich in der Kunst durch Pheidias inhaltlich und formell eine vollständige Wandelung vollzogen. Warum sollte man bestreiten, dass ein bildungsfähiger, hochbegabter junger Künstler diese Wandelung mitgemacht, dass er aus dem Beispiele des grossen attischen Meister so viel Gewinn gezogen habe, um die Schöpfungen seines Greisenalters von denen seiner Jugendzeit grundverschieden gestalten zu können?

Nun wir wissen, dass die olympischen Tempelsculpturen lange vor Pheidias' Blüthezeit entstanden sind, kann es uns nicht mehr befremden, wenn sie nicht den Stempel der Vollkommenheit tragen, welcher den parthenonischen Schöpfungen aufgedrückt ist. Die Hoffnung, in ihnen eine Reihe von Kunstwerken absolut „ersten Ranges“ zu finden, ist durch ihre Hebung thatsächlich vereitelt worden. Dagegen ist ein in kunstgeschichtlicher Beziehung sehr hervorragendes Ergebniss gewonnen: eine Lücke in der Entwickelungsgeschichte der griechischen Plastik ist reich und glücklich ausgefüllt, ein zeitliches Mittelglied gefunden zwischen den Erscheinungen der noch gänzlich befangenen alterthümlichen Kunst, der die Giebelgruppen von Aigina angehören, und denen der hellenischen Kunst auf ihrem Höhepunkt in den Bildwerken des Parthenon.

Inwiefern dieser vermittelnde Charakter sich in der allgemeinen Anlage der Composition äussert, ist bereits früher berührt worden. Es ist darauf hingewiesen, dass die Betonung des Centrums mit den Hauptpersonen der Handlung ebenso durch die frontale Stellung derselben erreicht wird, wie durch die — sei es durch die Körper- oder die Kopfstellung oder durch beide zugleich erreichte — Profillage der Eckfiguren. Zu diesem schon von den aiginetischen Künstlern mindestens unbewusst angewendeten Kunstgriffe gesellt sich in den olympischen Giebelcompositionen die feinere Ueberleitung von den Ecken zum Centrum durch halb und dreiviertel gestellte Figuren.

Ein sehr erheblicher Fortschritt bekundet sich dann in der Gruppenbildung. Eigentliche Gruppen nach heutigem Begriffe besitzt der aiginetische Giebel noch nicht. Wohl stehen hier die beiderseitigen Mittelfiguren des westlichen Giebels in einem inneren Zusammenhange, aber zu dem, was man eine Gruppe nennt, sind diese vier Personen keineswegs vereint; sie sind im Gegentheil durch die zwischen ihnen stehende Athena auseinandergerissen.

Der Westgiebel des olympischen Zeustempels dagegen zeigt uns das frühste Beispiel wirklicher zwei- und dreifiguriger Gruppen in Vollplastik, (während freilich gruppenhafte Compositionen in Relief in eine weit ältere Zeit hinaufreichen). In dieser Beziehung ist namentlich die niedrigere dreifigurige Gruppe in der rechten Hälfte des Westgiebels als eine ganz vortreffliche Leistung hervorzuheben.

Was die Composition der Giebelfelder und, soweit es sich bei dem fragmentarischen Zustande erkennen lässt, zumeist auch der Metopen ferner auszeichnet, ist das vortreffliche Verhältniss zwischen dem Figürlichen und dem Hintergrunde, so zu sagen dem Muster und der Füllung, die glückliche Benutzung des gegebenen Raumes und die geschickte Massenvertheilung in demselben. Nach dieser Seite hin ist die Stiermetope (Fig. 62) schon seit ihrem Bekanntwerden nach Gebühr gewürdigt worden. Die Raumfüllung ist eine ganz vollendete, die diagonale Durchschneidung der quadratischen Platte durch die beiden Körper — das linke Bein des Heros war weithin nach der rechten Ecke zu ausgereckt — ein Meisterstück der Composition.

Ebenbürtig treten dieser Metope die der stymphalischen Vögel (Fig. 61) und die der Stallreinigung (Fig. 68) zur Seite, während die Atlasmetope (Taf. XI.) das wünschenswerthe Gleichgewicht der Massen etwas vermissen lässt. Die ungleiche Vertheilung der Fondfläche zu beiden Seiten des Herakles wirkt nicht günstig; zwischen seinem und dem Oberkörper des

Atlas ist eine geradezu störende Lücke. Auch die Löwenmetope (Fig. 59), muss, wenn die links eingesetzte Figur an richtiger Stelle steht, auf der rechten Seite des Heroen eine empfindliche Leere gezeigt haben, wofern nicht auch hier eine uns unbekannte Figur als Gegengewicht geschaffen war.

In den Giebelfeldern wird man schwerlich eine Stelle entdecken, auf welcher das Auge infolge von Lücken oder Ueberfüllungen haften bliebe. Sie stehen, was Abgewogenheit der Massenverhältnisse und Einschmiegung in den gegebenen Raum betrifft, weit über der gepriesenen Composition des Pergamenischen Altarfrieses, wo wir gar nicht selten einem recht unerfreulichen Mangel an Feingefühl begegnen müssen.

In der Lösung dieser Aufgabe stehen sich freilich die beiden Giebelfelder einander nicht ganz gleichwerthig gegenüber. Denn eben jene Anpassung an den gegebenen Raum ist im Westgiebel ungleich geschickter erreicht worden, als im östlichen, wo der Zwang doch hier und da deutlich erkennbar wird. Für den älteren Rossewärter der linken Seite ist die kniende Stellung eine zweifellos unnatürliche. Niemand, der vier muthige Renner in den Zügeln hält kniet dabei nieder. Noch unnatürlicher wird diese Lage, wenn der Betreffende vor den Pferden kniet, wie die abweichende Reconstruction vorschlägt.

Aber abgesehen von solchen Unbeholfenheiten dürfen wir doch in beiden Giebelfeldern ein ganz bedeutendes Compositionstalent freudig anerkennen. Muthet uns das östliche Giebelfeld in seinen wenig bewegten Figuren freilich etwas steif an, so ist die in ihm herrschende Ruhe doch keine Starrheit; es ist die Ruhe vor dem Sturme, ein Moment höchster Spannung vor einem über Leben und Tod, Liebeshoffnung und Kronengewinn entscheidenden Ereigniss.

Leidenschaftliche Bewegung pulsirt dagegen in den höchst gewaltig erregten Gestaltengruppen des westlichen Giebels; aber hier war ja auch der Stoff für den Künstler ein weitaus günstigerer, der Entfaltung lebendigster Kraft- und Affectäusserung überall Vorschub leistender. Und während in dem östlichen Giebel die Erscheinung des Gottes in seiner mit der Ruhe der übrigen Personen harmonirenden Stellung keine übermässig hervorragende Rolle spielt, ist dagegen in dem westlichen Giebelfelde die Figur des Apollon von ganz unvergleichlicher Wirkung. Mitten in dem wüsten Getümmel des Kampfgewühles, dem heftigsten Toben der Leidenschaften, steht die Riesengestalt des schützenden Lichtgottes wie ein Fels in der Brandung, wie der Orgelpunkt in dem erregten Auf- und Niederwogen dissonirender Tongänge.

Je länger und tiefer man sich mit dem Studium der olympischen Tempelsculpturen beschäftigt, um so grössere Schönheiten entdeckt man immer aufs neue. Und wenn, unserer Hoffnung entgegen, in diesen Bildwerken keine den Parthenonsculpturen ebenbürtige Schöpfungen ans Licht gekommen sind, so gewähren sie uns dafür die Belehrung und den Genuss, die wir in dem Erkennen des geschichtlichen Werdens empfangen. Sie zeigen uns häufig genug die Quellen, aus denen die vollendetere Kunst ihre Motive geschöpft hat.

Von höchstem Werthe ist es ferner, dass uns in den olympischen Giebelfeldern die Compositionen in einer Vollständigkeit erhalten sind, wie dies bisher noch bei keiner einzigen derartigen Schöpfung der Fall war. In den Parthenongiebeln sind grosse, voraussichtlich niemals ausfüllbare Lücken; die Giebelgruppen von Aigina, die wir vollständig zu besitzen meinten, erweisen sich in jüngster Zeit als lückenhaft, aber schwerlich wird es gelingen, die fehlenden Figuren zu reconstruiren. Von den Tempeln in Samothrake sind nur einige vereinzelte Figuren gefunden, die Niobidengruppe wird schwerlich noch von einem Kunstforscher für einen Giebelschmuck gehalten werden: um so dankbarer dürfen wir sein, dass uns in Olympia zwei grosse Giebelfeldgruppen mit zusammen zweiundvierzig Figuren Zeugniss davon ablegen, wie die Hellenen um die Mitte des 5. Jahrhunderts ihre Tympanongruppen componirt haben.

Die gerechte Würdigung der olympischen Tempelsculpturen gegenüber den bekannten Kunstschöpfungen der Blüthezeit und solchen Riesenwerken wie der Pergamenische Altarfries ist für Diejenigen, welche nicht so glücklich sind, die Originale sehen zu können, recht schwierig. Anstatt des Originales haben sie eine Uebersetzung vor sich, und eine solche in eine Sprache, wie sie der ursprünglichen kaum fremder und heterogener gedacht werden kann, und mit der man sich doch begnügen muss, weil die technischen Wissenschaften trotz aller ausgesetzten Preise bisher keine bessere Masse für Abgüsse finden konnten, als den Gips. Wenn ein Bildwerk aus feuchtem Thon uns die volle Wirklichkeit des lebenden Urbildes wiedergiebt, wenn in dem edel-zarten, an seinen Contouren durchscheinenden Marmor das Leben zum Ideale verklärt und über die Wirklichkeit hinaus vergeistigt wird, so bietet der Gipsabguss nur die Form des erstorbenen, erstarrten Urbildes, gleichsam seine Todtenmaske. Und gerade griechischen Originalen gegenüber tritt die Unzulänglichkeit auch des besten Gipsabgusses ganz besonders stark hervor. Vergleichen wir nur einmal aufmerksam die Abgüsse einer späteren römischen und einer älteren hellenischen Statue mit ihren marmornen Urbildern:

wie viel treuer und ungetrübter kommt der Eindruck des Originales bei dem ersteren wieder! Der parische Marmor, aus dem die olympischen Bildwerke gemeisselt sind, ist von den statuarischen Marmorarten eine der grobkörnigsten. Er gebietet dem Künstler von vornherein eine breite Behandlung des Fleisches und der Gewandung, Was wir am Stile der hellenischen Plastik als grossartige Einfachheit bewundern, wird man nicht selten dem zwingenden Einflusse des Materiales zuschreiben dürfen.

Was nun aber an den marmornen Urbildern edel-schlicht und grossartig erscheint, das wird im Gipsabguss oft flach und uninteressant. Ganz besonders sind es bei den olympischen Giebelsculpturen die breiten knochenlosen Mittelpartien der menschlichen Leiber, die unter dem Mangel der Uebersetzung leiden, und deren scheinbare Flachheit in Künstlerkreisen manches abfällige Urtheil veranlasst hat.

Dazu kommt die beleidigende Grellweisse des Abgusses gegenüber dem ruhigen, warmen Tone, den alter Marmor besitzt, und der unserer Empfindung so sympathisch geworden ist, dass uns die Sitte der Alten, diesen Marmor mit lebhaften Farben zu bemalen, schlechthin unbegreiflich bleibt.

Und vollends der hohe Genuss, den das marmorne Urbild noch einem anderen als dem Gesichtssinne gewährt, der schwer zu beschreibende Reiz, welcher sich aus der fühlenden, dem Spiele der Muskeln tastend folgenden Hand auf die geschulte Empfindung überträgt, er geht bei der rauhen mehligen Epidermis der Gipsfigur vollkommen verloren.

Es muss mithin vor einem Urtheil über den Kunstwerth der Funde, das lediglich auf der Kenntniss der (nicht einmal vollkommenen) Gipsabgüsse basirt, dringend gewarnt werden. Wer ein solches selbst zu gewinnen bemüht ist, wird mindestens die Photographien nach den Originalen (nicht die Lichtdrucke) zu Rathe ziehen müssen. —

Von jener eben erwähnten farbigen Bemalung haben sich an den Tempelsculpturen nicht so ausreichende Ueberreste erhalten, als dass wir im Stande wären, darauf hin einen Versuch der Wiederherstellung zu gründen; immerhin so viel, dass wir eine solche mit voller Bestimmtheit voraussetzen dürfen. Am lebhaftesten haben die Farbenspuren sich an einzelnen Metopenstücken conservirt; so fanden wir den Untergrund der Stiermetope tiefblau gefärbt, während der Stier selbst braunroth war. Dagegen war der Untergrund der Hydrametope roth gestrichen, das schlangenartige Ungethüm dürfte daher wohl blau gewesen sein. Fanden wir bei dem Herakleskopf der Löwenmetope das Haar, die Lippen und die Augensterne roth gefärbt, so dürfen wir wohl annehmen, dass der Körper

selbst nicht roth war, sondern eine der bräunlichen Fleischfarbe des Südländers ähnliche Färbung besass.

Für die Giebelfelder sind geringere Anhaltspunkte vorhanden.

Eine winzige, aber unter der Loupe als aufgesetzte Farbe erkennbare Spur von Roth an der Oberlippe des Greises im Ostgiebel beweist, dass die Lippen auch hier roth gefärbt waren. Dass die einzelnen Haarpartien durch Farbe angedeutet waren, lässt sich mit Gewissheit aus der vom Meissel vernachlässigten Behandlung dieser Theile schliessen. Die Chlamys des Appollon zeigte noch in einem grösseren Stücke ihre ursprüngliche intensiv rothe Färbung.

Wenn uns diese Behandlung des edlen transparenten Marmormaterials mit Deckfarbe unsympathisch erscheint, so dürfen wir doch nicht vergessen, unter wie anderen klimatischen Bedingungen sie in Hellas wirkte, als es bei uns der Fall wäre. In jenem von Licht durchglühten Himmel, inmitten einer farbegesättigten Landschaft, hätte das lediglich weisse Bauwerk mit weissem Bilderschmuck einen unharmonischen Eindruck gemacht, während bei unsrer zumeist grauen Atmosphäre und der matten Färbung unsrer Umgebung umgekehrt eine farbenreiche architektonische Composition aus der Stimmung herausfallen würde. So erklärt sich auch die Erscheinung farbiger Statuen und Büsten in der Renaissance der italienischen Kunst, die dann von dort aus auch bald in Deutschland Aufnahme und Nachahmung finden. Bald befreundet sich der Italienreisende mit den Schöpfungen eines Mino da Fiesole, Benedetto da Majano und Anderer. Und auch bei uns in Deutschland erfreut man sich heute, in unserer farbenlustigen Zeit, bereits an solchen Combinationen der beiden bildenden Schwesterkünste, von denen vor einem Jahrzehnt noch die Mehrzahl sich gleichgiltig oder mit einem Lächeln abwandte.

Ja unsere eigenen Bildner verschmähen heut nur noch selten, die Werke ihres Meissels in einer freilich sehr discreten Art durch leichte Färbung in ihrer Wirkung zu steigern, wo es etwa gilt die Haarpartien gegen die Stirn, oder das zarte Weiss einer halbverhüllten Büste gegen die umschliessende Gewandung abzuheben.

Für Tempelsculpturen des Alterthums war eine intensivere Färbung um so mehr geboten, als ihr hoher Aufstellungspunkt eine Unterstützung der Form durch die Farbe gewiss oft nothwendig machte, ferner weil eine Harmonie zwischen dem Farbenschmucke der Architekturtheile mit dem der Bildwerke unerlässlich war. Wie weit dieser sich bei dem olympischen Zeustempel ausdehnte, lässt sich nicht überall direct aus Spuren nachweisen. Aber die Uebereinstimmung, die in den Ueberresten

der übrigen olympischen Gebäude bezüglich bestimmter Farben für bestimmte Theile herrscht, lässt einen ziemlich sicheren Schluss auch auf den Zeustempel zu. Die Säulenschäfte und Wände waren mit einem leicht röthlich gefärbten, sehr vortrefflich zubereiteten und glänzend polirten Stuck überzogen. Wie weit die Capitelle bemalt waren, ist nicht zu erweisen. Die Triglyphen waren sicherlich blau, wie bei sämmtlichen olympischen Bauwerken, wo nur in den Nüancen ein Unterschied herrscht, von dem tiefen Schwarzblau am alten Megarerschatzhause bis zu der lichten Kobalttönung an dem späteren sikyonischen Thesauros. So waren auch bei sämmtlichen Gebäuden die Tropfenplatten (viae) am Kranzleisten blau; so scheinen alle nicht mit besonderen Mustern gezierten horizontalen Bandstreifen roth gefärbt gewesen zu sein*).

In solchem warmen Farbenglanze muss der Zeustempel, der Herrscher unter den olympischen Bauten, auch ohne besondere Festzierde von Blumen und Laubgewinden einen überaus prächtigen und festlichen Anblick gewährt haben. —

Von seiner Aussenseite wenden wir uns nun seinem Innern zu (vgl. Fig. 56). Ueber die breiten Stufen des Treppenaufganges, deren jede drei Schritte erfordert, gelangen wir auf die Höhe des Stylobates. Durch die Säulenreihe der östlichen Front treten wir in die mit Statuen geschmückte Halle und von hier durch das in der Mitte befindliche erzene Thor in das Vorhaus, den Pronaos, welcher gleichfalls mit Statuen und Weihegeschenken erfüllt ist. Auch in der nach Süden gerichteten Säulenhalle sind die Standspuren von bronzenen Figuren.

Dem Pronaos entspricht auf der Westseite das offene, auch nicht durch Gitter verschliessbare Hinterhaus, der Opisthodom, der wie es scheint leer war und im wesentlichen nur zu den früher erwähnten Reden und Vorlesungen benutzt wurde. Die Rückwand dieses Raumes ist geschlossen.

Nur vom Pronaos aus führt der Eingang, ein 4,80 Meter breites zweiflügliges Thor, in den Hauptraum des Tempels, die Cella.

Die Letztere ist ihrer Länge nach durch zwei zwischen Anten gestellte Reihen von je 7 Säulen in drei Schiffe getheilt, von denen die beiden seitlichen dem Mittelschiff gegenüber äusserst schmal erscheinen. Ueber dem Gebälk dieser Säulenstellungen erhob sich loggienartig ein Emporen-

*) In der Ostseite der byzantinischen Festungsmauer fanden sich 1877/78 eingemauert dorische Capitelle, auf deren Abacus deutlich der Mäander gemalt war, den Karl Boetticher auf diesem Gliede voraussetzt. Die Bemalung war nach wenigen Tagen verblichen. —

geschoss, durch Säulenreihen gegen das hohe Mittelschiff geöffnet. Man gelangte zu diesem Obergeschoss auf kleinen, sehr unbequemen Wendeltreppen, deren Grundspuren sich in den schmalen Seitenschiffen je zwischen Ante und erster Säule vorgefunden haben. Oben angelangt, vermochte man nun auf dieser Galerie die ganze Cella (28,65 Meter lang, 13,24 Meter breit) zu umwandeln.

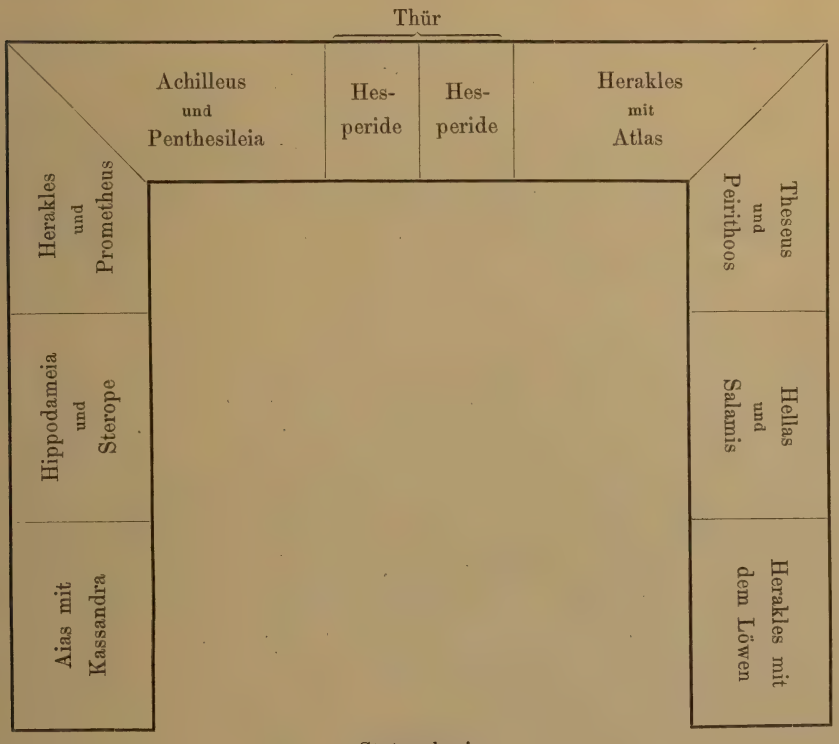
Im Erdgeschosse war dies nicht Jedermann gestattet. Nur bis zur zweiten Säule vom Eingange konnte man vorgehen, dann sperrte eine steinerne, durch alle drei Schiffe reichende Schranke den Eintritt in den inneren Raum. Diese Schranke setzte sich auch zwischen den folgenden drei Säulen fort, dann folgte das Zeusbild, welches metallne Gitter umfriedigten. „Unter den Thron unterzutreten", berichtet Pausanias, „(. . . . . so wie wir in Amyklai in das Innere des Thrones gekommen sind) ist nicht möglich. Denn in Olympia hindern dies wandartige Schranken. Diejenige Schrankenwand, welche der Thür gegenüber liegt, ist einfach blau angestrichen, die anderen aber enthalten Gemälde von Panainos. Unter den Darstellungen befindet sich Atlas, welcher Himmel und Erde trägt, daneben steht Herakles, der dem Atlas die Last abnehmen will; ferner Theseus und Peirithoos, Hellas und Salamis, Letztere mit einem Schmuck in der Hand, wie er bei den Schiffsschnäbeln üblich ist; ferner ist da von den Kämpfen des Herakles der mit dem Nemeïschen Löwen; ferner die Vergewaltigung der Kassandra durch Aias; weiter Hippodameia, des Oinomaos Tochter, mit ihrer Mutter; Prometheus noch in Fesseln und Herakles, der ihm naht. Denn auch das wird dem Herakles zugeschrieben, dass er den Adler, der Prometheus im Kaukasus quälte, getödtet und Prometheus aus seinen Banden befreit habe. Zum Beschlusse der Malereien ist Penthesileia dargestellt, wie sie ihren Geist aufgiebt, und Achilleus, der sie emporhält; endlich zwei Hesperiden die Aepfel tragend, deren Obhut ihnen der Sage nach anvertraut war. Dieser Panainos war ein Bruder des Pheidias." (In Wahrheit ein Neffe desselben.)

Diese neun Gemälde können wir nun, nachdem die Schranken gefunden sind, auch unterbringen. Herr A. S. Murray hat sie in nebenstehender Weise im Innern der Schranken vertheilt.

Es sassen also je drei zu beiden Seiten der Säulen und die drei letzten an der quer laufenden Schranke.

Innerhalb der Schranken bemerkt man die deutlichen Spuren einer von der übrigen Fussbodenbehandlung abweichenden Pflasterung. Während sonst alle begehbaren Fussböden einfach mit Estrich hergestellt sind,

und nur der östliche Theil der Cella einen Belag von buntfarbigen Marmorplatten zeigt, ist der Mitteltheil der Cella von der dritten bis zur fünften Säule — annähernd ein Quadrat von 7 Meter Seite — in ganz anderer Weise gepflastert. Hier liegen in wechselnden Schichten lange Streifen von hartem, weissem Kalkstein und von dem gewöhnlichen weichen Poroskalk, und zwar ist die Fläche nicht völlig eben, sondern die Poros-



Statuenbasis.

streifen liegen um ein weniges tiefer als die anderen, so dass der Fussboden in einzelne flache Rinnen zerfällt. Die nähere Untersuchung der unter diesem Fussboden liegenden Steinschichten ergab weiter, dass hier eine Vorrichtung für die Ableitung von Wasser vorhanden war. Darüber sind schwarze Kalksteinplatten ausgelegt mit einem noch erhaltenen erhöhten Rande aus weissem pentelischem Marmor.

Wir sehen also in diesem Quadrate den unter dem offenen Theile des Daches liegenden und deshalb zur Aufnahme und Ableitung des bisweilen einfallenden Regenwassers eingerichteten Theil des Fussbodens und vermögen danach die Lage jener Dachöffnung, des Hypäthros, genau festzustellen.

Jeder der nur einigermaassen den archäologischen Bewegungen der letzten vier Jahrzehnte gefolgt ist, erinnert sich der erbitterten, durch die Kampfweise unerfreulich ausartenden Fehde, welche zwischen den Archäologen unter Führung von Karl Boetticher und Ludwig Ross über die Hypäthral-Frage tobte. Während die eine Partei an dem Zeugniss des Vitruv über die einstige Existenz einer solchen Tempeldachöffnung zäh festhielt, läugnete die andere sie schlechterdings und suchte ihre Meinung durch gute und schlechte Gründe zu stützen.

Heut kann uns der ehemalige Streit nicht mehr erregen; wer heut den Hypäthros des griechischen Tempels läugnet, ist ein Fremdling in der hellenischen Architektur und in dem, was die beiden letzten Jahrzehnte uns für ihre Erkenntniss an Material zugeführt haben. Aber wir dürfen mit Freude die definitive Entdeckung der Lage des Hypäthros begrüssen, die wir nicht nur aus dem olympischen Zeustempel kennen, sondern durch die jüngsten Untersuchungen von Dr. Dörpfeld am Parthenon auch dort in völlig analoger Weise wiederfinden. —

Unmittelbar hinter dem Hypäthros, in glänzendem Zenithlichte, stand das kolossale Goldelfenbeinbild des olympischen Zeus Panhellenios, die höchste Schöpfung des höchsten griechischen Meisters.

Nur armselige Steinbruchstücke des Sockels sind uns von diesem berühmtesten aller Bildwerke erhalten geblieben. Diese Basis bestand aus schwarzem Kalkstein und war ungefähr 20 olympische Fuss breit und 30 tief; die Höhe betrug 3 olympische Fuss. Der Standplatz ist in unserer Fig. 56 schraffirt.

Wollten wir nun, an Material um Nichts reicher als unsere zahlreichen Vorgänger, von neuem versuchen, uns eine Vorstellung von dem Wunderwerk des Pheidias zu machen, so würden wir, auch wenn dies Bild anders ausfallen sollte als das der früheren Reconstructoren, vermuthlich der Wahrheit um Nichts näher kommen. So ziehen wir es vor, uns auf die literarischen Zeugnisse Derer zu beschränken, welche seines beglückenden Anblicks theilhaftig geworden sind, und zunächst unserem gewöhnlichen Gewährsmann, dem nüchternen Registrator Pausanias, das Wort zu lassen: „Der Gott, aus Gold und Elfenbein gefertigt, sitzt auf einem Throne. Auf seinem Haupte ruht ein Kranz von Oelzweigen. Auf seiner Rechten trägt er eine Siegesgöttin, ebenfalls aus Elfenbein und Gold, welche in der Rechten eine Siegesbinde hält, einen Kranz auf dem Haupte. Von der Linken des Gottes umschlossen ist das Scepter aus allerhand Metallen bunt zusammengesetzt, und auf dem Scepter ruht ein sitzender Adler. Von Gold sind die Sandalen des Gottes

und sein Mantel. Auf diesem Mantel sind kleine Thiere und Lilienblüthen in eingelegter Arbeit angebracht."

„Der Thron ist buntfarbig von Gold und Steinen, buntfarbig von Ebenholz und Elfenbein. Auch auf ihm sind Thiere gemalt und Bildwerke angebracht. Vier Siegesgöttinnen in der Stellung von Reigentanzenden sind an jedem Fusse des Thrones und zwei desgleichen unten bei jedem Fusse. An den beiden Vorderfüssen sieht man thebanische Kinder von Sphinxen geraubt, unterhalb der Sphinxe die Kinder der Niobe, wie Apollon und Artemis sie niederschiessen. Zwischen den Füssen des Thrones sind gerade Balken, jeder von einem Fusse zum anderen reichend. Auf demjenigen dem Eingange gegenüber sind sieben Bildwerke, von dem achten weiss man nicht, auf welche Weise es abhanden gekommen ist. Es mögen wohl Darstellungen der älteren Kampfarten sein, denn zur Zeit des Pheidias waren die der Knaben noch nicht alle eingeführt. Die eine der Figuren, welche sich selbst eine Binde um das Haupt windet, soll dem Pantarkes gleichen, einem elischen Knaben, der des Pheidias Liebling war. Dieser Pantarkes errang in der sechsundachtzigsten Olympiade unter den Knaben den Sieg im Ringen. Auf den übrigen Balken ist die Schaar dargestellt, welche mit Herakles gegen die Amazonen kämpfte. Die Zahl (der Figuren) auf beiden Seiten beträgt neunundzwanzig, in der Reihe der Mitstreiter des Herakles ist auch Theseus."

„Die Füsse des Thrones sind es aber nicht allein, welche ihn tragen, sondern noch ebenso viele Stützen, welche zwischen den Füssen stehen."

„Auf dem obersten Theile des Thrones über dem Haupte des Götterbildes hat Pheidias auf der einen Seite die Charitinnen, auf der anderen die Horen, je drei auf beiden Seiten, dargestellt; denn auch diese Letzteren werden in den epischen Liedern Töchter des Zeus genannt, und Homer dichtete in der Iliade noch dazu, dass die Horen die Obhut über den Himmel führen, gleichsam als Hüterinnen der Königsburg. An den Schemel unter des Gottes Füssen — in Attika nennt man ihn Thranion — sind goldene Löwen angearbeitet und der Kampf des Theseus gegen die Amazonen, die erste Heldenthat der Athener gegen Nichthellenen."

„Auf dem Bathron aber, welches diesen Thron und all' das Schmuckwerk um das Zeusbild herum trägt, sind goldene Bildwerke angebracht: Helios den Wagen besteigend, auch Zeus und Hera . (Lücke im Text) . neben ihm eine Charitin. Auf diese folgt Hermes, auf Hermes Hestia, und nach der Hestia sieht man Eros, welcher die aus dem Meere aufsteigende Aphrodite empfängt; Aphrodite aber wird von Peitho bekränzt. Ferner ist hier dargestellt Apollon mit Artemis, Athena und Herakles, und schon auf

der entgegengesetzten Seite des Bathrons Amphitrite und Poseidon sowie Selene, welche nach meinem Dafürhalten auf einem Pferde reitet. Andere haben gesagt, es sei ein Maulthier, worauf die Göttin reitet, und nicht ein Pferd und berichten hierzu eine einfältige Sage über das Maulthier.“

„Die Maasse des Zeus in Olympia nach Höhe und Breite sind, wie ich wohl weiss, aufgezeichnet worden, doch möchte ich jenen Maassangaben nicht beipflichten, da dieselben weit zurückbleiben hinter dem Eindruck, den das Bild auf den Beschauer macht, wie denn auch der Gott selbst sein Urtheil über die Kunst des Pheidias abgegeben haben soll. Als nämlich das Bild vollendet war, betete Pheidias zum Gotte um ein Zeichen, ob das Werk nach seinem Sinne sei. Alsbald soll der Blitz in den Fussboden geschlagen haben, wo ein Schöpfbecken und bis zu meiner Zeit ein eherner Aufsatz war.“

„Der Theil des Fussbodens, der vor dem Götterbilde liegt, ist nicht aus weissem sondern aus schwarzem Marmor hergestellt, und ringsum läuft um den schwarzen Marmor ein Rand von parischem Marmor, um das abfliessende Oel zusammenzuhalten. Oel ist nämlich dem olympischen Bildwerk zuträglich, und Oel ist ein Schutzmittel, dass dem Elfenbein nicht durch den feuchten Grund der Altis Schade geschieht.“ Soweit Pausanias.

So wenig man trotz der ernsten wissenschaftlichen Versuche eines Quatremère de Quinzy, Stackelberg und Brunn im Stande ist, sich von dem Throne ein klares Bild zu machen, so sicher vermag man wenigstens

Fig. 70.

Fig. 71.

Fig. 72.

die allgemeine Haltung des Götterbildes und die Grundzüge seines Antlitzes aus einigen elischen Münzen zu erkennen, welche aus der Zeit Hadrians stammen und zweifellos auf den Zeus zu Olympia zurückzuführen sind.

In den Figuren 70—72 sind diese Münzen abgebildet, so gut der Holzschnitt es vermag. Die beiden Darstellungen, welche das ganze

Zeusbild wiedergeben, stimmen in der Haltung des Letzteren ziemlich gut überein; nicht so bezüglich der Gewandung, welche das eine Mal den Oberkörper gänzlich frei lässt, das andere Mal ihn bedeckt. Welche von beiden dem Originale näher steht, ist nicht zu entscheiden.

Von besonders hohem Werthe ist die dritte Münze, welche uns den Kopf des Zeus in so grossem Maassstabe erhalten hat, dass wir über seinen allgemeinen Charakter nicht im Unklaren sein können. Die Auffindung der Münze hat zunächst die irrthümlichen Annahmen einer früheren Zeit durchaus berichtigt, welche die römischen Repliken eines Jupiter Verospi oder Otricoli auf das Original des Pheidias zurückführen wollte. Freilich konnte das nur zu einer Zeit geschehen, wo man für den Hauch des Uebermenschlichen, Göttlichen, der die Schöpfungen eines Pheidias durchgeistigte, noch wenig Verständniss besass. Gewiss ist der Jupiterkopf von Otricoli ein grossartiger und herrlicher; aber die Ruhe und Grösse, die in diesen Zügen herrscht, ist nicht die des Göttervaters, wie Pheidias sich diesen dachte. Diese Ruhe und Grösse ist nicht von Ewigkeit her; sie ist gewonnen, erobert, nach Kampf und Leidenschaft, deren Spuren sich dem nun zum Frieden und zur Seelengrösse Durchgedrungenen unauslöschlich eingegraben haben.

So war der Zeus des Pheidias nicht. Nie hatte eine Leidenschaft sein Herz durchbebt; in ewiger Ruhe und Majestät thronte er in Olympos; so sass sein Bildniss, nach Dion Chrysostomos Ausdruck, „friedselig und ganz milde als der Herrscher über das befriedete und einträchtige Griechenland."

Der Sage nach hatte in Pheidias Phantasie seine Schöpfung urplötzlich Gestalt gewonnen. Nachdem er lange grübelnd gesonnen, wie er das Bild des Gottes würdig gestalten sollte, hatte, da er über den Markt ging, eines Rhapsoden Vortrag sein Ohr getroffen, der aus der Iliade die Bitte der Thetis bei Zeus declamirte, und der Moment, in welchem der Olympier ihr Gewährung winkt, die Verse:

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
„Und die ambrosischen Locken des Königs walleten vorwärts
„Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos."

sie gestalteten sich allsogleich in seinem Geiste zu dem Bilde des Gottes.

So paaren sich denn in seiner Erscheinung Hoheit und Milde, Allmacht und Güte, der Ausdruck, der trotz aller Mängel der doppelten Copie dem Zeuskopf unserer Münze unverkennbar aufgeprägt ist. Dass ein Zusammenhang zwischen diesem Typus und den älteren uns be-

kannten Zeusköpfen besteht, dass wir in ihm eine Fortentwickelung eines in steter Weiterbildung begriffenen Idealportraits erkennen müssen, ist gewiss nicht zu bestreiten. Dennoch liegt in dem Zeus des Pheidias so viel durchaus Neues, Originelles, dass die Alten wohl berechtigt waren, zu sagen, erst Pheidias habe ihnen Zeus erschaffen. Diese Schöpfung war eine durchaus eigenartige, in tiefster Versenkung in den Gegenstand gewonnene. Kein Modell hatte dem Künstler genügt; aus seiner Phantasie heraus erschuf er die Formen, die seiner Idee genügend schienen. So bezeugt es — sicherlich nach alter Quelle — noch Cicero: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Zeus oder die Pallas bildete, Niemand vor sich, den er anschaute oder nachbildete, sondern in seiner Seele sass eine herrliche Idee von Schönheit, auf die sein Inneres geheftet war und nach deren Zügen seine Hand arbeitete."

So konnte denn der Zeus des Pheidias den Alten als ein portraitähnliches Abbild des Gottes gelten; sie lebten der innersten Ueberzeugung, so und nicht anders sehe in Wahrheit der Vater der Götter und Menschen aus, und es ist nicht nur eine poetische Wendung sondern ein wirklich empfundenes Gefühl, welches sich in dem bezüglichen Epigramm an Pheidias ausspricht:

> Dir sein Antlitz zu zeigen kam Zeus zur Erde hernieder,
> Oder Du selber stiegst ihn zu beschauen hinauf.

Die Literatur ist reich an Aussprüchen über die unvergleichliche Wirkung, die das Bildwerk hervorbrachte, und die sich auch auf Solche erstreckte, welche nicht eben viel Empfänglichkeit besassen. Als ein Unglück wird es erachtet, zu sterben, ohne den olympischen Zeus gesehen zu haben. Umgekehrt kann, wer ihn gesehen hat, nie mehr im Leben ganz unglücklich werden.

Das Herrlichste, was über den Zeus im Alterthum gesagt worden ist, bietet die olympische Rede des Dion Chrysostomos, aus deren Reichthum hier nur die weit bekannten Worte Platz finden mögen: „Welcher Mensch schwer belastet wäre in seiner Seele, von vielen Sorgen und Schmerzen heimgesucht, wie das Menschenleben solche bietet, also dass er selbst vom süssen Schlummer nicht mehr erquickt würde, von Dem glaube ich, dass wenn er diesem Bilde gegenübersteht, er Alles vergessen wird, was es im Menschenleben Schweres und Furchtbares giebt. So hast du, Pheidias, dein Werk ersonnen und vollendet; solches Licht und solche Anmuth ist in dieser Kunst."

Beschliessen wir mit diesen Worten unsere Betrachtung des Zeus-

tempels, dessen sonstige, an späterer Stelle zu erwähnende, bewegliche innere Ausstattung sicherlich vor dem gewaltigen, in seiner Höhe von 13 Meter nahezu die Decke berührenden Kolossalbilde, völlig verschwand.

Die Beschreibung des Zeustempels hat einen nicht unerheblichen Theil des uns zugemessenen Raumes einnehmen müssen, weil er der glänzendste Bau hellenischer Epoche in Olympia war, gleich interessant als architektonisches Meisterwerk dorischer Bauweise wie durch die reiche Fülle seiner Sculpturen.

Der Minderwerth der übrigen Bauten wird uns gestatten, in der Folge etwas summarischer zu verfahren.

Unzweifelhaft in die Blüthezeit Olympias gehört der im Westen der Altis belegene Bau, welchen die spätere Bevölkerung Olympias zur Herrichtung eines christlichen Gotteshauses benutzt hat, während seine Bestimmung in antiker Zeit bislang zweifelhaft bleibt. Leake hat auf seinem 1846 erschienenen Plane von Olympia hierher die Werkstatt des Pheidias gelegt, welche Pausanias zufolge vor dem Processionsthore lag; so sieht auch Adler in dem antiken Gebäude der byzantinischen Kirche diese Werkstätte, ohne doch consequenter Weise hier das Processionsthor zu suchen. Er hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Abmessungen des oblongen Bauwerks ziemlich genau mit denen der Cella des Zeustempels übereinstimmen, dass in beiden eine Theilung durch zwei Reihen von je sieben Stützen stattfindet, so dass dem Künstler hier ein Atelier geschaffen wäre, welches in seiner Raumwirkung dem Tempelinneren, wo der Zeuskoloss seine definitive Aufstellung finden sollte, durchaus entsprochen haben würde. Dazu kam noch eine Quertheilung durch Wandvorsprünge, die den Gesammtraum in zwei Abschnitte gliederte, den, wo das Bild geschaffen worden wäre, und einen Vorraum, welcher ein grosses Bassin enthielt. Ausserdem war das ganze Gebäude durch eine Leitung mit mehreren Schöpfbecken umgeben, für ein Atelier gewiss eine schätzenswerthe Einrichtung.

Ist die Vermuthung richtig, was bei der Lage des Bauwerks am Processionsthor nicht unmöglich ist, so wird man immer nicht umhin können anzunehmen, dass das alte Gebäude ursprünglich doch einen anderen Zweck gehabt haben müsste, und dass es, als Pheidias nach Elis kam, erst für ihn eingerichtet und, wo es noth that, umgebaut wurde. Denn einmal erscheint das Gebäude für eine provisorische Werkstätte,

die etwa ein Jahrzehnt lang zu dienen hatte, viel zu monumental angelegt. Die Mauerstärke des aus sorgfältigst bearbeiteten Quadern gefügten Unterbaus für das Ziegelmauerwerk beträgt nicht weniger als vier und einhalb olympische Fuss (1,12 Meter), nahezu so viel, wie die des gleichfalls auf eine Ausführung in Lehmziegeln berechneten Heraions. Zum andern wäre die gewählte Grundform zwar zur Beurtheilung der definitiven Wirkung des hier zu Schaffenden sehr günstig gewesen, aber nicht so zu der technischen Ausführung selbst, die vielmehr zahlreiche getrennte Einzelräume erheischte. Quatremère de Quinzy hat die Angaben der Alten, die zur Erkenntniss des bei der Gold-Elfenbeintechnik angewendeten Verfahrens führen können, sorgfältig gesammelt und dieses Verfahren danach zu erklären versucht. Selbstverständlich bestand nur die äussere Ummantelung des Bildwerks aus den edlen Stoffen, während Holz den Kern bildete, der um ein festes Gerüst gebaut war. Der genannte Gelehrte nahm nun an, dass zunächst das Modell in Thon in genau gleicher Grösse wie das zu schaffende Bildwerk gefertigt wurde, dass man dann die Oberfläche dieses Thonmodells in Stücke gesägt, und nach diesen einzelnen numerirten Stücken die entsprechenden Formen in Elfenbein geschnitten oder in Gold getrieben habe. Hierauf sei man zur Herstellung des definitiven Kernbaus aus Zimmerung und Thon geschritten, der durch Formung in der thönernen Ummantelung genau die Form des von dem Modell übrig gebliebenen Rumpfes erhalten habe, so dass nun die in Elfenbein und Gold hergestellte Ummantelung mit ihrer Unterfläche genau darauf, passte.

Die Ungereimtheiten dieser Erklärung liegen auf der Hand: Zum ersten kann man schwerlich glauben, dass man sich die doppelte und daher einmal unnütze Arbeit gemacht hat, zuerst ein Modell in natürlicher Grösse herzustellen, das zu seiner Haltbarkeit ebenfalls einer Zimmerung bedurfte, sodann den Kernbau in derselben Grösse am definitiven Platze. Es liegt weit näher anzunehmen, dass für ein solches Kolossalbild, wie der olympische Zeus war, zuerst ein Modell in kleinerem Maassstabe gefertigt wurde, und dass man, nachdem dies befriedigte, zur Ausführung des Kernbaus an Ort und Stelle schritt. Fand sich dann, dass die beabsichtigte Wirkung eine Aenderung erheischte, so war dieselbe an dem Kernbau unschwer noch herzustellen.

Zum zweiten ist das von dem genannten Gelehrten vorausgesetzte Verfahren in Thon garnicht ausführbar. Von dem nassen Thonmodell konnte man die Epidermis nicht mechanisch in dünnen Platten ablösen, ohne sie zu beschädigen oder zu deformiren. In diesen feuchten Platten

konnte man keine Formung des definitiven Thonkernes vornehmen. Brannte man sie etwa, so veränderten sie sich in den Maassen.

Das natürlichste Verfahren war dagegen, den nach dem kleinen Modell gefertigten definitiven Kernbau, bei welchem wiederum die Verwendung ungebrannten Thones gänzlich ausgeschlossen ist, der also lediglich aus Holz bestand, und der um die letzte Hautstärke kleiner war als das definitive Bildwerk, diesen Kernbau zu ölen und dann mit Wachsplatten zu überlegen, welche nun als die Epidermis die letzte Modellirung erhielten und, mit geeigneten Stoffen präparirt, sich sowohl leicht ablösen liessen als auch ihre Form beibehielten.

Nun erfolgte nach diesen Wachsmodellen oder nach Gipsabgüssen derselben die Bearbeitung des Elfenbeins und Goldes, wozu Feuerwerkstätten, grosse Kochheerde zum Erweichen der Hornplatten und Schmiedevorrichtungen zum Treiben des Goldes, Schmelzöfen zum Emailliren desselben nöthig waren.

Solchen Anforderungen entspricht die ursprüngliche Anlage der „byzantinischen Kirche“ durchaus nicht. War sie also wirklich die Werkstatt des Pheidias, so kann in ihr nur ein sonst zu andren Zwecken benutzter Bau für dies Atelier nothdürftig hergerichtet worden sein. Für letzteres aber erscheint das noch näher an dem Processionsthore liegende, in dem officiellen Plane mit „Antiker Bau“ bezeichnete, langgestreckte und in zahlreiche Abtheilungen zerlegte Gebäude weit zweckmässiger, als der dreischiffige Saalbau der „byzantinischen Kirche“.

E. Curtius hat den letzteren als den Versammlungs- und Repräsentationsraum für die olympischen Oberpriester, die Theokolen, aufgefasst und somit in Verbindung mit der nördlich daranstossenden Gebäudegruppe gedacht, in der man nach allgemeiner Uebereinstimmung das Wohnhaus der Priesterschaft, den von Pausanias in dieser Gegend gesehenen „Theokoleōn (nach älterer Schreibweise Theekoleōn) erblickt. Ob ein solcher Repräsentationsraum für diese Priesterschaft in Olympia vorhanden war, wissen wir aus literarischer Ueberlieferung nicht, doch hat die Voraussetzung eines solchen bei der hohen Stellung der Theokolen kaum etwas gegen sich. Auch die Anlage des Saales mit seinen drei Schiffen würde sich für eine solche Bestimmung wohl eignen, nur das unzweifelhaft antike mächtige Wasserbassin in dem Vorsaale findet keine ausreichende Erklärung, man müsste es denn als eine blosse Schmuckanlage ausgeben, deren Annehmlickeit in der Hitze des Juli gewiss nicht zu unterschätzen wäre.

Dass die eigentlichen Umfassungswände schon in hellenischer Zeit

aus Backsteinen bestanden, ist unzweifelhaft, ja es scheint sogar als seien noch einige Schichten dieses hellenischen Ziegelmauerwerks vorhanden. In seiner Hauptmasse dagegen zeigt das im Ganzen wohlerhaltene Gebäude römisches und byzantinisches Ziegelwerk mit sehr starken Mörtelfugen, und in vollem Halbkreis gewölbte Fensterbögen aus langen, flachen, dachsteinartigen Ziegeln.

Die christliche Gemeinde zu Olympia hat sich diesen sehr geeigneten Bau gewählt, ihr Gotteshaus daraus zu schaffen. Wie man aus gleichem Anlass mit dem Erechtheion auf der Burg von Athen verfuhr, so hat man auch hier im Osten einen Triumphbogen an den offenen Ausgang der Wand eingebaut und eine halbkreisförmige Apsis mit der Presbyterbank angefügt. Bei dem Erechtheion boten die antiken Anbauten, die ionische Halle im Norden und die Karyatidenhalle im Süden, geeignete Vorhallen, wie der altchristliche Cultus sie brauchte. Bei dem olympischen Bauwerk waren solche Annexe nicht vorhanden; man baute daher im Südwesten eine selbständige Vorhalle an und theilte dann das Innere nach dem Bedürfnisse des Cultus. So wurden zunächst im Westen zwei nebeneinander liegende Gemächer abgetrennt, in deren einem sich christliche Gräber vorfanden; demnächst kam ein Vorhof, auf welchen die angebaute Vorhalle mündete, und endlich das dreitheilige Kirchenschiff mit Altarraum und Presbyterium. Vielfach kam hier Material aus dem Philippeion und der Exedra des Herodes Atticus zur Verwendung. Es ist früher bemerkt worden, dass die Inschriften christlicher Aera, welche sich in Fussbodenplatten der Kirche vorfanden, die Einrichtung des Gebäudes für den christlichen Gottesdienst in das fünfte Jahrhundert datiren. Die eine meldet uns, dass ein gewisser Kyriakos, Lector und Pächter des Kirchengutes um seines Seelenheiles willen das Pflaster der Kirche habe ausbessern lassen. Der in der anderen Inschrift genannte Lector Andreas, welcher zugleich Marmorarbeiter war, mag als Ausführender an diesem Reparaturbau theilgenommen haben. Beide haben zu ihren Inschriften Steine aus dem Philippeion und der Exedra verwendet.

Von Geistlichen, welche die Kirche nach ihrer Aufdeckung besuchten, ist die Bemerkung gemacht worden, dass dieselbe unzweifelhafte Spuren des abendländischen Ritus sehen lasse. Ist dies thatsächlich der Fall, so wäre sie im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit der Frankenherrschaft, noch zum Gottesdienst benutzt und wie so manche andere orthodoxe Kirche Griechenlands zum lateinischen Cultus aptirt worden. Dass die ganze Umgegend voller fränkischer Besitzungen lag, ist zweifellos, wie auch zahlreiche, im Munde der Bauern und Hirten erhaltene Localnamen

in unmittelbarster Nähe des Ausgrabungsfeldes auf fränkische Bevölkerung hinweisen.

Nördlich der „byzantinischen Kirche“ liegt ein Complex von drei Gebäuden, welche drei verschiedenen Bauperioden angehören. Die Züge der alten Wasserleitungen beweisen aber, dass auch das jüngste derselben, welches im Situationsplane mit „Römisches Haus“ bezeichnet ist, auf Grundmauern errichtet wurde, welche einer weit früheren Zeit entstammen.

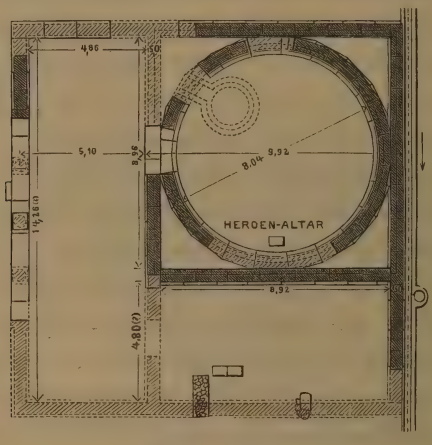
Das mittlere dieser drei Gebäude bestand in seiner ersten Anlage aus acht Gemächern, welche sich um einen quadratischen offenen Hof gruppiren. Die vier Mittelzimmer communiciren mit diesem Hofe durch offene Säulenstellungen; die vier Eckzimmer sind von den ersteren aus, eines derselben auch direct von aussen, zugänglich. Der Hof besitzt eine Brunnenanlage, und ausgesparte Oeffnungen in seiner Plattenpflasterung, wie solche sich auch an den einzelnen Stellen im Pflaster vor dem Zeustempel zeigen, deuten darauf hin, dass derselbe durch Bäume geschmückt war. Das Ganze bildet ein Quadrat von etwa 19 Meter Seite.

Man hat gewiss mit Recht in dieser Anlage die Wohnung der olympischen Priesterschaft, den Theokoleōn, erklären zu sollen gemeint. In der That entspricht sie einem einfachen, doch nach den bescheidenen Anforderungen der Alten nicht eben beschränkten, antiken Wohnhause. Als die Ansprüche an Weiträumigkeit und Zimmerzahl wuchsen, hat man nach Osten hin drei Zimmer angebaut, und schliesslich, als sich von Rom aus der weit grössere Maassstab in Sachen der Bequemlichkeit und des Comforts nach Griechenland übertrug, fügte man dem älteren Bau — doch wie bemerkt auf schon früher vorhandenen Grundmauern — ein neues geräumiges Haus an, dessen lange Zimmerfluchten sich mittelst breiter Säulenhallen an einen grossen Binnenhof anschliessen, wie die Cellen der Mönche um den Kreuzgang und den davon umschlossenen Klosterhof.

Wie alt die ursprüngliche Anlage ist, lässt sich nicht feststellen. Die Architekturformen der dorischen Säulen am Hofe mit ihrem an die ionische Bauweise erinnernden Gebälk lassen das jetzt vorhandene Bauwerk der Mittelgruppe erst in den Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. datiren. Der Tiefbrunnen kann dagegen wohl schon einer früheren Epoche entstammen.

Zur Linken schliesst sich diesem Mittelbau ein vielleicht schon der Zeit vor den Perserkriegen angehöriges quadratisches Gebäude an, welches unter den olympischen Bauten ein hervorragendes Interesse beansprucht

(vgl. Fig. 73). Von dem grossen Quadrate von 15,28 Meter Seite ist auf der Nordseite ein kleineres Quadrat von 9,92 Meter Seite abgetrennt, und in letzterem ein kreisförmiger offener Hof angelegt worden, in den man von Westen her durch eine Vorhalle eintrat. Im Süden grenzt an den Hof ein von derselben Vorhalle zugängliches oblonges Gemach. Das Interesse an diesem Bauwerke knüpft sich an einen kleinen Altar, der innerhalb des Mauerringes an dessen Südseite vorgefunden wurde. Dieser kleine Altar, nur 0,54 Meter lang, 0,36 Meter breit und 0,36 Meter hoch,



Heroon. Fig. 73.

bestand lediglich aus harter, mit Aschen- und Kohlentheilen vermengter Erde und war oben mit einer Ziegelschicht abgedeckt. Die Seiten dieses Erdwürfels aber waren mit Kalktünche überzogen, welche, wie die verschiedenen über einander befindlichen Lagen ergaben, oftmals erneuert worden war. Auf der Kalktünche zeigte sich eine einfache Malerei: zwei gegeneinander gerichtete Zweige liefen von den Hinterseiten der Seitenflächen nach vorn, bogen nach der Vorderseite um und trafen auf deren Mitte zusammen. Ueber diesen Zweigen stand das Wort Heroor, die elische Form für den Genetiv Heroos. Man sah daraus zunächst, dass man es mit einem Heroenheiligthum zu thun hatte. Damit stimmte auch die für Heroa typische Lage des Einganges im Westen überein.

Die nähere Untersuchung des Altarwürfels zeigte, dass mit der jeweiligen Erneuerung der Tünche auch eine erneute Bemalung stattgefunden hatte, und da die Buchstaben der Inschrift auf der äussersten Kalkschicht verhältnissmässig jung erschienen, die Malereien und etwa zu findenden Inschriften der früheren Zeit aber ein höheres Interesse beanspruchten, so entschloss man sich zu dem Versuche, eine Schicht nach

der anderen sorgfältig abzulösen. Dieser sehr mühsamen Arbeit und der damit verknüpften Abbildung der einzelnen Schichten unterzog sich Herr Reg. Baumeister Gräf. Die Veröffentlichung der Malereien und Inschriften erfolgte durch E. Curtius in den Monatsberichten der Kgl. Akademie der Wissenschaften 1882, in einem Aufsatze über „die Altäre von Olympia". Dieser Veröffentlichung ist die obenstehende Abbildung einer der Schichten (Fig. 74) entnommen.

Mehr als ein Dutzend solcher Tünchschichten liessen sich nach einander ablösen. Sie zeigen fast sämmtlich die beschriebenen Zweige, deren Stengel braun und deren Blätter stumpf grün gefärbt sind. Ob sie Lorbeer- oder Oelzweige darstellen sollen, lässt sich schwer entscheiden, da die Blattform sich keineswegs in allen Zeichnungen gleicht, das eine-

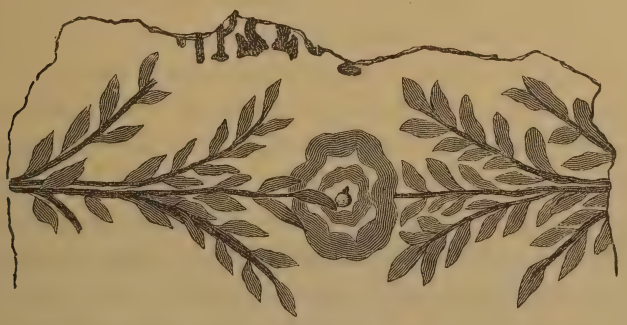


Fig. 74.

mal mehr dem Charakter des Lorbeerblattes, das andremal mehr dem des Oelblattes nahe kommt. Auch die innere Beziehung des Baumes zum Cultus lässt, wie man sehen wird, beide Auslegungen zu. Auf einer der Schichten ist zwischen den Spitzen der beiden Zweige noch eine rothe Rose mit gelbem Blüthenstempel gemalt. (Fig. 74.)

Die in violetter Farbe gemalte Schrift zeigt wechselnd die Formen Heroor und Heroos, einmal aber auch die Mehrheitsform Heroōn. Wie man in später Zeit geflissentlich ältere Sprachformen wieder auffrischte, erweist sich deutlich an der Aufeinanderfolge der Schichten. Denn nachdem die Form Heroos bereits verwendet worden war, hat man in jüngster Zeit, auf den obersten Schichten, wieder auf den Rhotacismus der Eleer in Heroor zurückgegriffen. Der Genetiv der Mehrheit endlich, Heroōn, beweist, dass man in diesem Heroenheiligthume mehreren Heroen huldigte.

Pelops hatte in Olympia sein eigenes Heiligthum, das Pelopion, mit einem durch Pindar bezeugten Altare; der Altar des Heroen Herakles ist aus Pausanias bekannt, er lag auf der Schatzhausterrasse an deren west-

lichem Ende. Es bleiben somit für das entdeckte Heroon nur die mantischen Heroen Iamos, Klytias und Tellias übrig, von denen der Erstere weitaus in höchstem Ansehen stand. So konnte wohl das Heiligthum, in welchem alle drei verehrt wurden, als das des Heros Iamos, als eines einzigen Heroen, bezeichnet werden.

Nun erklärt sich auch die topographische Beziehung zwischen den beiden so eng benachbarten Gebäuden, der Wohnung der Priester, unter denen die Iamiden und Klytiaden als Seher und Opferbeschauer höchstes Ansehen genossen, und des Heiligthumes der Stammesheroen dieser Geschlechter. Das Familienheiligthum mit dem Altare der Ahnherren stand unmittelbar neben den Gemächern der Enkel, denen allein wohl der Dienst an diesem Altare oblag.

Die weitere Untersuchung des Heroons hat eine Thatsache erkennen lassen, welche sehr bemerkenswerth erschiene, wenn der Zusammenhang, in den man sie hat bringen wollen, sich erweisen liesse. Es ergab sich nämlich, dass der Fussboden des kreisförmigen Heiligthumes nicht wie die der übrigen Baulichkeiten gepflastert oder mit Platten belegt war, sondern dass er nur aus Erde bestand. Diese Erde aber war nicht die des gewachsenen Altisbodens, sondern es war Erde vom Kronoshügel.

Man hat nun unter der Voraussetzung, dass diese Uebertragung von Kronoserde in das Heroon bei seiner Gründung erfolgt sei, den Schluss gezogen, dass der mit ihm verknüpfte Kultus ursprünglich seine Stätte auf diesem Hügel gehabt habe, und dass man bei seiner Ortsveränderung der durch Analogie erwiesenen Sitte gefolgt sei, den einmal geheiligten Boden nach der neuen Gründung überzuführen.

Diese Annahme und alle die geistvollen Combinationen, welche man daran geknüpft hat, haben des Ansprechenden so viel, dass man sich ungern versagt, sie hier wiederzugeben und weiter zu verfolgen.

Aber die Richtigkeit der Voraussetzung müsste doch erst erwiesen werden; und nicht unerhebliche Bedenken stehen ihr gegenüber: Auf der Stätte des Heroon nämlich hatte das spätere Geschlecht, welches Olympia nach seinem Falle bewohnte, einen Kalkofen eingerichtet. Schon die hierdurch herbeigeführte Umgestaltung der ursprünglichen Verhältnisse lässt schwer ein Urtheil darüber zu, ob die im Innern des Rundbaues vorgefundene Kronoserde in antiker Zeit hierher gebracht wurde oder später. An der Uebertragung selbst wird man sicherlich nicht zweifeln können, denn die grünlichgelbe Mergelerde des Kronoshügels ist selbst für den Laien leicht von der andersfarbigen und anders beschaffenen Erde der Altis zu unterscheiden. Dass man diese Erde aber gerade bei einem

Kalkofen fand, muss ein gerechtes Misstrauen gegen die oben erwähnte Deutung wachrufen. Denn diese Mergelerde bildet einen in hohem Grade geeigneten Zusatz bei dem Kalkbrennen aus Marmor oder Kalkstein, um einen hydraulischen Mörtel zu erzielen, wie ihn eben jenes spätere Geschlecht zum Dichten und Verputzen seiner Cisternen und Weinkeltern thatsächlich benutzt hat.

In die Blüthezeit Olympias gehört sicherlich auch die Anlage des Prytaneion an der nordwestlichen Grenze der Altis. Die Einrichtung eines solchen Verwaltungsgebäudes war bisher so gut wie unbekannt, und was man etwa davon wusste, vermochte man zu einer klaren Vorstellung nicht zu combiniren. Begreiflicherweise war man daher auf die Ausgrabung des olympischen Prytaneions in hohem Grade gespannt. Leider hat sich die Erwartung nicht erfüllt. Die aufgefundenen Mauerreste der älteren Zeit sind sehr geringe, und was davon vorhanden ist, wurde durch mehrmalige spätere Umbauten derartig alterirt, dass es äusserst schwierig festzustellen ist, welche Mauerzüge dem ältesten hellenischen Bau angehören, und welche den drei oder vier bis in die späteste Zeit der Römerherrschaft reichenden Umbauten. Einigen Anhalt boten die verschiedenen Höhenlagen der Fussböden, von deren jüngeren einige aus Mosaik hergestellt wurden.

Die Gesammtabmessungen betragen, einige Nebenbauten abgerechnet, ein Quadrat von circa 32 Meter Seite.

Pausanias erwähnt zweier Räumlichkeiten im Prytaneion: zunächst ein Gemach der Hestia, in welchem der lediglich aus Asche bestehende Staatsheerd von Olympia stand. Hier brannte Tag und Nacht ein nie verlöschendes Feuer; die Asche jenes Heerdes bildete das überwiegende Material für das Wachsthum des Grossen Zeus-Altares. Nach Analogie bekannter heiliger Heerdstätten wird man diesen Heerd der Hestia sich in der Hauptaxe des Bauwerks, und zwar nahe dem Eingange denken müssen, und so hat man wohl nicht mit Unrecht die im Grundrisse ersichtlichen Mauerzüge einer quadratischen Abtheilung als die Umfassungswände des Hestiaheiligthums gedeutet.

Der zweite von dem Berichterstatter namhaft gemachte Raum ist das Hestiatorion, der Speisesaal, in welchem die olympischen Sieger das ihnen vom Staate gegebene Festessen einnahmen. Man will für diesen Zweck die grosse nördliche Abtheilung des Prytaneions in Anspruch nehmen.

In dem westlichen Theil der Ruinen fand sich eine nicht geringe Anzahl von Tellern, Kästchen, Dreifüssen und anderem Ess- und Küchengeräth, so dass die Vermuthung, die Festmahlzeit sei in diesen seitlichen Nebenräumen bereitet worden, sehr nahe liegt. Man wird dann geneigt sein, auch den neben diesem Westflügel belegenen Tiefbrunnen, als eine für die Küche unentbehrliche Anlage, nebst dem ihn umgebenden Hofe zum Prytaneion hinzuzuziehen. —

Noch muss eines Tempels Erwähnung geschehen, dessen Erbauung noch in die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts fällt, von dem wir freilich nicht mehr als seine einstige Existenz und ungefähr seinen Standort wissen, des Tempels der Eileithyia, der Geburtsgöttin, und des Sosipolis. Alles, was wir davon erfahren, sagt Pausanias: „Am Abhange des Kronion, gegen Norden hin, in der Mitte zwischen den Schatzhäusern und dem Gipfel liegt das Heiligthum der Eileithyia, und in demselben findet auch Sosipolis, ein Localdämon der Eleer seine Verehrung. Diese Eileithyia nennen sie die olympische und wählen für ihren Dienst jedes Jahr eine Priesterin. Die (priesterliche) Dienerin des Sosipolis ist eine ältere Frau, welche nach elischem Gesetze einen heiligen Lebenswandel führen muss; sie bringt dem Gott Trankopfer und setzt ihm mit Honig angemachte Opferkuchen vor. In dem Vordergemache des Tempelhauses — es ist nämlich ein Doppeltempel — steht der Altar der Eileithyia, und hierhin steht Jedermann der Zutritt frei; in dem inneren dagegen wird Sosipolis verehrt, und hier darf Niemand hinein ausser der Priesterin, welche über Haupt und Antlitz einen weissen Schleier zieht. Jungfrauen aber und Frauen singen (ihm), im Gemache der Eileithyia zurückbleibend, einen Hymnos, auch verbrennen sie ihm verschiedenes Räucherwerk . . . . Wein zu spenden halten sie dagegen nicht für angemessen. Auch der Eid bei dem Sosipolis wird für einen der schwersten gehalten. Die Sage erzählt, als die Arkader in Elis kriegerisch eingefallen waren, und die Eleer ihnen gegenüber lagen, sei ein Weib mit einem Säugling an der Brust zu den Heerführern der Eleer gekommen und habe ihnen erklärt, sie habe diesen Knaben geboren, schenke ihn aber einem Traumgesicht zufolge den Eleern, damit er auf ihrer Seite kämpfen solle. Diese nun, die Worte der Frau für glaubwürdig haltend, setzten das Kind nackt vor die Front des Heeres. Nun griffen die Arkader an, und im nämlichen Augenblicke ward das Knäblein zu einer Schlange. Ueber diesen

Anblick erschraken die Arkader und wandten sich zur Flucht. Die ihnen nachdrängenden Eleer erfochten einen glänzenden Sieg und gaben der Gottheit den Namen Sosipolis (Retter des Staates). An der Stelle aber, wo sie nach der Schlacht die Schlange im Boden verschwinden sahen, errichteten sie ein Heiligthum. Es erschien ihnen ferner angemessen, mit diesem Gotte zugleich die Eileithyia zu verehren, weil diese Göttin ihnen den Knaben ans Licht der Welt gebracht hatte.“ —

Ueber die wahrscheinliche Aufstellung der Statue des Sosipolis im Heraion, von Boëthos gefertigt, haben wir schon an früherem Orte berichtet.

Mit diesem Bauwerke schliessen wir die Reihe der benennbaren olympischen Bauten aus dem fünften Jahrhundert und der ersten Hälfte des vierten.

Der reichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Architektur entspricht ein nicht minder grosser Eifer, die Altis durch Werke der plastischen Kunst zu schmücken. Zu Anfang dieses Capitels ist bereits der statuarischen Werke gedacht worden, welche seit dem Beginn der Perserkriege in dem geweihten Bezirke aufgestellt wurden, bevor noch seine Hauptzierde, der olympische Tempel, sich hier erhob. Mit und nach diesem Bau steigert sich noch der allgemeine Eifer, Weihgeschenke in Erz und Marmor, Statuen von Göttern und Menschen, nach Olympia zu stiften, wie denn auch die Sitte der Sieger, ihr Bildniss in der Altis aufzustellen, immer grössere Verbreitung gewinnt.

In hervorragender Weise betheiligte sich an der Ausschmückung der Altis durch statuarische Weihgeschenke noch im ersten Drittel des fünften Jahrhunderts der früher genannte Mikythos oder Smikythos. Als Sklave des Tyrannen von Rhegion Anaxilas hatte er dessen Vertrauen zu erwerben gewusst und war zum Schatzmeister und zum Vormunde der Kinder desselben ernannt worden. In dieser Stellung scheint Mikythos zu dem reichbegüterten Manne geworden zu sein, als welchen wir ihn nach dem Tode seines Wohlthäters in dem arkadischen Tegea wiederfinden, trotz seines Reichthums kummervoll, denn eine auszehrende Krankheit bedrohte schwer das Leben seines Sohnes. Da that er dem olympischen Zeus das Gelübde, einen Theil seiner Güter zu opfern, wenn sein Kind gerettet werden würde. Und der Sohn genas. In Erfüllung seines Gelübdes stiftete Mikythos eine grosse Zahl von Statuen nach

Olympia. Zunächst drei Werke des argivischen Künstlers Glaukos, welche zu Pausanias' Zeit in der östlichen Vorhalle des Zeustempels auf deren Nordhälfte standen, wo auch die früher erwähnte Gruppe des Iphitos mit der Ekecheiria ihren Platz hatte. Dies waren die Bildsäulen der Amphitrite, des Poseidon und der Hestia. Eben diese Hestia glaubten wir in der ersten olympischen Arbeitscampagne in jener östlich von dem Zeustempel gefundenen Colossalstatue erblicken zu sollen, welche mit der als Vesta Giustiniani bekannten Statue im Palazzo Torlonia in Motiv und Stil ausserordentlich nahe verwandt erschien, die sich indessen bald als die zu dem östlichen Giebelfelde des Zeustempels gehörige Hippodameia erwies.

Die zweite, weit zahlreichere Figurengruppe sah Pausanias nördlich vom Zeustempel, wo wir denn auch das über elf Meter lange Bathron aufgefunden haben, welches die Statuen getragen hat. In welchem inneren Zusammenhange die von Dionysios aus Argos geschaffenen Figuren unter einander standen ist um so weniger zu erkennen, als bereits zu Pausanias Zeit die Gruppe nicht mehr vollständig war. Nero hatte einen Theil derselben nach Rom entführt, wie er auch aus der Gruppe der Helden vor Troja den Odysseus fortgeschleppt hatte. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo standen noch vereint Kora, Aphrodite, Ganymedes, Artemis, die Dichter Homer und Hesiod, Asklepios mit Hygieia, eine Darstellung des Agōn, des personificirten Wettkampfes, mit alterthümlichen Springgewichten in den Händen; ferner Dionysos, Orpheus und ein unbärtiger Zeus.

Auf der Nordterrasse längs deren nördlicher Grenze wurde etwa gleichzeitig mit den Weihegeschenken des Mikythos eine Reihe eherner Bildwerke von einem Manne aufgerichtet, welcher aus Arkadien stammend sein Vermögen gleich Jenem in Sicilien erworben hatte, Phormis, dem Feldherrn des jüngeren Gelon und seines Bruders Hieron. Es waren zunächst zwei eherne Rosse, jedes von einem Manne geführt, das eine von Dionysios aus Argos, das andere von dem Aigineten Simon verfertigt. Diese Rosse scheinen einer wunderlichen Erzählung nach, welche Pausanias über das eine derselben giebt, im Westen dieser Reihe, nahe dem Pförtchen gestanden zu haben, welches in der Mitte der westlichen Altismauer ins Freie führt. Fernere in dieser Reihe stehende Weihegeschenke des Phormis (oder eines seiner Freunde) stellten den Weihenden (oder Geweihten) in eigener Person dar, wie er je mit einem Feinde im Kampfe begriffen war.

Zu den älteren im Südosten des Zeustempels aufgestellten Zeus-

statuen gesellen sich in dieser Periode eine grössere Anzahl gleicher Bildnisse, unter ihnen der zwölf Fuss hohe Zeuskoloss, den die Lakedaimonier angeblich nach dem zweiten messenischen Kriege nach Olympia stifteten. Wir fanden die Fragmente seines cylinderförmigen Unterbaus unweit seines ursprünglichen Aufstellungsortes unterhalb der Südostecke des Tempels, darauf die Weihinschrift:

Herrscher Kronide, olympischer Zeus, nimm an dieses Prachtbild
Und sei gnädig gesinnt Deinem Lakonischen Volk.

Ist die Veranlassung zu dieser Stiftung bei Pausanias richtig angegeben, so muss die Errichtung des Weihgeschenkes sehr beträchtliche Zeit nach jenem Kriege erfolgt sein; die Buchstaben der Inschrift tragen den Charakter des 5. Jahrhunderts, was mithin weit eher auf den dritten messenischen Krieg hindeuten würde.

Noch vor die 90. Olympiade fällt die Aufstellung einer bedeutenden Gruppe, mit deren Anfertigung die Bewohner der ionischen Stadt Apollonia nach siegreichem Feldzuge den Bildhauer Lykios, den Sohn des grossen Myron, beauftragt hatten. Sie stand auf halbkreisförmiger Basis vor der nördlichen Fronthälfte der Echohalle, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass das hier aufgefundene, im Plane ersichtliche Bathron, welches dieser Grundform entspricht, diese Gruppe getragen hat. Den Mittelpunkt der aus dreizehn Figuren bestehenden Gruppe bildete Zeus. Ihm nahten zu beiden Seiten Thetis und Eos, die Mütter des Achill und Memnon, flehend für den Sieg ihrer Söhne, die auf den beiden Enden des Halbringes zum Zweikampfe gerüstet sich gegenüberstanden. Zwischen ihnen und den Frauen füllten die vornehmsten Lagergenossen der beiden Kämpfer, Griechen und Troer, den gebotenen Raum.

Wenig später bereicherte der Bildhauer Nikodamos aus Mainalos die Altis um vier Kunstwerke. Das eine war auf der Altismauer aufgestellt, ein jugendlicher Herakles, der den nemeischen Löwen mit Pfeilen zu verwunden sucht, eine Gabe des Tarentiners Hippotion; das andere stand in oder bei der nordöstlichen Hallenseite des Zeustempels, eine mit Helm und Aigis gerüstete, von den Eleern gestiftete Athena. Die beiden letzten stellten olympische Sieger dar.

Das Glück hat uns aus eben dieser Zeit ein Kunstwerk von hohem Werthe aufbewahrt, die frühste, Hoffnung erweckende Frucht der ersten olympischen Arbeitscampagne, die Nike des Paionios (s. Taf. XII).

Aus dem Aether des Olympos schwebt sie in raschem Fluge nieder, die siegverleihende und siegverkündende Göttin; der entgegenfluthende

Luftstrom, den sie durchschneidet, bauscht ihr Gewand und legt es knapp an die schönen blühenden Formen des Leibes; in reizvollen Fältchen schmiegt er es um den feingeformten Knöchel, während das nach lakonischer Sitte auf einer Seite offene Gewand an dem vorstrebenden linken Schenkel voll bewundern lässt, was es vom andren nur leise verräth.

In freier Luft schwebend, mitten in vollem Fluge ist sie gedacht; denn jener Block, den der Bildhauer nothgedrungen als Stütze der Gestalt brauchte, er ist mit nichten ein Felsblock, wie man gesagt hat, er ist freie Luft, wie der darin schwebende Vogel andeutet, durch dessen gebreitete Schwingen der Künstler einen Theil des störenden Blockes geschickt zu verdecken wusste: so schien dem Beschauer die hoch über ihm schwebende Göttin aus dem Blau des Aethers herabzukommen, mit dem der sicherlich blau gefärbte Basisblock in Eins zusammenfloss.

Der hohe Standort der Figur auf einem dreiseitigen, nahezu sechs Meter hohen Postamente verlangte, sofern die erstere nicht gedrungen aussehen sollte, die sehr schlanke Proportionirung des Körpers, welche alsbald auffällig wird, sowie man das Bildwerk niedrig aufgestellt sieht. In gleicher Weise wirkte gegen die Verkürzung die starke Neigung der Figur nach vorn, wo der Standpunkt des Beschauers von dem Künstler vorausgesetzt wurde.

Unsere Darstellung der Nike (Taf. XII), ist von eben diesem Standpunkte aus gezeichnet worden. Man ersieht daraus, dass in der richtigen Höhe gesehen, die Verhältnisse keineswegs zu schlank erscheinen. In unserer Zeichnung ist keinerlei Ergänzung vorgenommen, das Bildwerk ist so vortrefflich erhalten, wie es sich hier zeigt. Leider fehlt das abgesplitterte Antlitz, während der wohlerhaltene Hinterkopf die dreifache Umwindung des über das Ohr gewellten Haares mit einer Binde ersehen lässt. Die Flügel setzen schon auf den Schultern an, wie die erhaltenen Reste bezeugen, während die Künstler den Ansatz derselben im allgemeinen an den Innenrand des Schulterblattes verlegen. Sie sich zu ergänzen bedarf es keiner besonders kräftigen Phantasie. Weit schwerer dagegen ist es, die einstige Stellung der Arme richtig zu erkennen. Man war früher der Ansicht, die Nike habe, wie so viele ihrer Schwestern, Kranz und Palme in den Händen getragen. Aber unzweifelhafte Zeichen an den vorhandenen losen Bruchstücken weisen darauf hin, dass unsere Göttin vielmehr mit der erhobenen Linken ein sich mächtig hinter ihr aufbauschendes Obergewand gehalten hat, ein momentanes Motiv, das wir

NIKE DES PAIONIOS

Gez. u. gest. v. Carl Leonh. Becker.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

aus den „Nereïden“ von Xanthos in verschiedenen Varianten kennen, und dem wir nun bereits in einer weit früheren Kunstepoche begegnen.

Die Rechte bleibt frei; vielleicht hat sie in derselben eine Palme gehalten, was mir natürlicher scheint, als eine Tänie (vgl. Herrn Grüttner's Ergänzung Taf. XIII).

Das etwa sechs Meter hohe Postament, auf dem diese herrliche Figur im Südosten des Zeustempels (vgl. d. Situationsplan) stand, hat eine aus dem Alterthume uns früher noch nicht bekannte, ungewöhnliche Form. Es ist nicht, wie sonst üblich, ein vierseitiger, sondern ein dreiseitiger Bau, aus sieben prismatischen Marmorblöcken, deren Seitenlänge allmälich nach oben abnimmt. So verjüngt sich das auf einem Sockel stehende und mit einem profilirten Deckgliede geschmückte Postament in kaum merkbaren Absätzen leicht nach oben. Der oberste Block unter dem Deckgliede war an allen drei Seiten mit einem Bronzeschmuck, vielleicht mit Schilden geziert, wovon die Befestigungsvorrichtungen noch sichtbar sind.

Die dreiseitige Form des Unterbaus legte zuerst den Gedanken nahe, dass die Figur übereck gestanden habe, einer der Dreiecksspitzen zugewendet gewesen sei, was den Eindruck des freien Schwebens sicherlich erhöht haben würde. Indessen liess die spätere Auffindung der Deckplatte mit der Bettung für die Statue keinen Zweifel darüber, dass sie einer Breitseite zugekehrt war. Es bleibt somit eine Erklärung für die seltsame Form des Postamentes noch zu finden.

Das Kunstwerk wird von Pausanias erwähnt, der darüber folgende kurze Notiz giebt: „Die dorischen Messenier, welche von den Athenern seiner Zeit (d. h. nach ihrer Landesverweisung nach dem dritten messenischen Kriege) in Naupaktos aufgenommen waren, stellten in Olympia die Bildsäule der Nike auf der Säule auf. Es ist ein Werk des Paionios aus Mende und wurde aus kriegerischer Beute beschafft, und zwar wie ich selbst glaube von dem Feldzuge gegen die Akarnaner und Oiniaden. Die Messenier aber sagen, es sei ein Weihgeschenk zur Erinnerung an den mit den Athenern gemeinsam erfochtenen Sieg bei der Insel Sphakteria, und sie hätten den Namen der Feinde nicht mit in die Inschrift gesetzt wegen ihrer Furcht vor den Lakedaimoniern, während sie ja vor den Oiniaden und den Akarnanen gar keine Furcht gehabt haben würden.“

Die auf einem der prismatischen Basisblöcke befindliche Inschrift, welche schon einen Tag vor dem Funde der Statue an's Licht kam, lautete folgendermaassen: „Die Messenier und Naupaktier weihten (Dies)

dem olympischen Zeus, den Zehnten von feindlicher Beute. Paionios machte es, der Mendaier, der auch die Akroterien an dem Tempel machend siegte."

Mehr als ein Räthsel hat diese Inschrift, die zur Hälfte im dorischen zur anderen im ionischen Dialekt abgefasst, aber durchweg mit ionischen Buchstaben geschrieben ist, zu lösen gegeben. Die dorische Sprache erklärt sich aus der Nationalität der Weihenden; in der Schrift dürfen wir die eigenhändigen Meisselschläge des Künstlers voraussetzen, denn seine Heimath, die Stadt Mende am thrakischen Hebros, war ein Colonie kleinasiatischer Ionier, so bedient er sich auch in seiner Künstlerinschrift des ionischen Dialektes.

Die hauptsächlichste Streitfrage zwischen den Gelehrten bleibt noch heut die Bedeutung des Wortes „Akroteria", unter welchem die Einen lediglich die End- und Firstbekrönungen des Tempeldaches, also die Kessel und die von den Lakoniern gestiftete Siegesgöttin verstehen, während die Anderen darin den Giebelfeldschmuck des Tempels erblicken zu sollen meinen. Sehen die Letzteren demnach in der Inschrift eine Bestätigung der Nachricht des Pausanias über die Betheiligung des Paionios an den Giebelfeldsculpturen, so machen die Gegner dagegen geltend, Pausanias habe diese Nachricht vielmehr erst aus jener von ihm ebenfalls missverstandenen Inschrift geschöpft.

Auch der berichtete „Sieg" des Künstlers hat verschiedenartige Deutungen erfahren.

Eine fernere Controverse schwebt bezüglich der Frage, welche von beiden Angaben über die Veranlassung zur Stiftung die richtige sei, ob der Feldzug gegen Oinia oder die Schlacht bei Sphakteria.

Lassen wir die ersteren Streitfragen auf sich beruhen und treten wir nur der zuletzt genannten etwas näher. Der unbedeutende Feldzug gegen die zwar starke, aber kleine und an Schätzen arme akarnanische Festung Oinia fällt um Ol. 81, die Zeit der Vollendung des Zeustempels; die Schlacht bei Sphakteria in die 88. Olympiade (425 v. Chr.).

Aus Oinia mussten die naupaktischen Messenier fliehen, sie mussten nachdem sie die Stadt zwanzig Monate innegehabt hatten, sich in einem nächtlichen Ausfall durch die belagernden Akarnaner durchschlagen; es ist schwer glaublich, dass sie hierbei erhebliche Beute aus der Stadt mitnehmen konnten. Von den griechischen Geschichtsschreibern weiss überdies Niemand Etwas von diesem Feldzuge, der eben nur bei Pausanias berichtet wird.

Nach der Schlacht bei Sphakteria, wo die messenischen Schleuderer

aus Naupaktos einen Hauptantheil an der Vernichtung der Lakonier hatten, machten die Messenier sehr reiche Beute. Thukydides berichtet von diesen Streifzügen: In Pylos stellten die Athener einen Posten auf, und die Messenier in Naupaktos schickten in dieses ihr altes Vaterland die geeignetsten Leute, plünderten das lakonische Land und fügten dem Feinde grossen Schaden zu. Die Spartaner aber, die noch nie eine Plünderung im eigenen Lande erlebt hatten und einen Abfall der Heloten fürchteten, trugen schwer daran.

Es sprechen daher die äusseren Umstände ebenso sehr wie die eigene Angabe der Messenier für die Annahme, dass die Nike des Paionios vom Zehnten der im Jahre 424 in Lakonien gemachten Beute gestiftet worden ist.

Aber auch ohne literarische Ueberlieferung müsste es Jedem der sehen will an dem Werke selbst klar werden, dass diese Schöpfung nicht in die Zeit der Giebelfelder des Zeustempels fallen kann, um so weniger, wenn Paionios der Urheber des östlichen derselben ist. Unmöglich könnte derselbe Künstler in wenigen Jahren die gewaltige Kluft übersprungen haben, welche beide Kunstwerke trennt. Steht die Nike auch nicht mit den Bildwerken am Parthenon auf gleicher Rangstufe, so bekundet sie doch deutlich den Einfluss, den die letzteren, den Pheidias' Kunstthätigkeit nicht nur auf die jüngeren, sondern auch auf die gleichzeitigen Kunstgenossen gewonnen hatten. Das documentirt sich in unserer Nike nicht allein in der gänzlich veränderten formellen Behandlung, insbesondere in der durchaus verständnissvollen Anlage und Ausführung der Gewandung, sondern weit fühlbarer noch in der freien, aller Befangenheit baaren Conception der Schöpfung.

Mag nun Paionios der Urheber des östlichen Giebelfeldes sein oder nicht, so wird doch das Eine unbestreitbar klar, dass in die Jahre von 460 bis 420 eine so rapide Entwickelung des künstlerischen Vermögens in Hellas fällt, wie wir sie bisher zwar ahnen aber doch nicht so bestimmt nachweisen konnten. Und wer anders kann sie herbeigeführt haben, als Pheidias? Jetzt erst lernen wir die begeisterten Urtheile des Alterthums über diesen gewaltigen, bahnbrechenden Genius ganz verstehen, wir lernen auch erkennen, dass Pheidias selbst Derjenige ist, an dem sich die plötzliche Wandelung vollzieht, wie sich zur Zeit der Renaissance eine ähnlich rapide und zunächst persönliche und individuelle Umwälzung im Geistigen und Formellen in Rafael vollzieht. So rechtfertigt sich das zu seiner Zeit kaum wissenschaftlich zu begründende Urtheil Wielands über Pheidias: „der nicht etwa ganz gemächlich von

der neunzehnten Stufe zur zwanzigsten hinaufstieg, — wozu freilich nicht viel mehr nothwendig ist, als dass man den einen Fuss vorsetze und den anderen nachziehe — sondern der den gewaltigen Raum zwischen seinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunst mit zwei oder drei Riesenschritten verschlang, einen Mann, der sicherlich in noch höherem Grade als Rafael und Buonarotti in früheren Jahren ein Maler, später ein eben so grosser Architekt als Bildhauer war, der immer nichts als grosse Werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es also von Natur und Gewohnheit zuletzt wie mechanisch werden musste, alles was er dachte und machte gross zu denken und zu machen — kurz ein Mann, dem es leichter war, Götter zu bilden als Menschen."

Von jener Göttlichkeit, von der Verklärung der menschlichen in eine überirdische Natur, welche den Schöpfungen des grossen attischen Meisters zu eigen gehört, hat nun freilich unsere Nike kein sehr bedeutendes Theil erhalten. So deutlich man in ihr den Einfluss jener herrlichen Gebilde und den Wunsch, ihnen nahe zu kommen, erkennt, so klar zeigen sich auch die Schranken, welche die Individualität ihrem Schöpfer zog. Wenn irgend etwas für die Identität des Paionios mit dem Meister der Ostgiebelgruppe spricht, so ist es der starke Realismus, mit welchem auch die Nike, insbesondere in ihren Körperformen, behandelt ist. Nicht wie bei Pheidias war des Künstlers Blick nach Innen gerichtet, auf „eine herrliche Idee von Schönheit", sondern überall schaut aus der Nike das Modell hervor, nach welchem Paionios arbeitete, unbestritten ein in der Pracht ihrer Glieder wunderschönes Mädchen, aber — keine Göttin. Von einer Transsubstantiation des menschlichen in einen göttlichen Körper, der alle Zufälligkeiten des irdischen Wesens abgelegt hätte, ist hier nicht die Rede. In dieser Hinsicht steht die Siegesgöttin aus dem Ostgiebel des Parthenon, ja die der hellenistischen Zeit zugehörige Nike von Samothrake ungleich höher als unsere olympische.

Nichtsdestoweniger bleibt die letztere ein nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn aus den olympischen Arbeiten, nicht nur als ein erstes Originalwerk eines inschriftlich beglaubigten Künstlers des 5. Jahrhunderts, nicht nur als ein historisches Zeugniss von der mächtigen Entwickelung jener Periode, sondern auch um ihrer eigenen Schönheit und ihres selbständigen absoluten Kunstwerthes willen. —

Von ihrer Wiederherstellung in einem Fünftheil ihrer Grösse durch den Bildhauer Herrn R. Grüttner geben wir hier einen Lichtdruck (Taf. XIII).

NIKE, ergänzt von R. GRUETTNER.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Lichtdruck v. A. Frisch, Berlin.

Um die Zeit als die Nike des Paionios in Erinnerung an einen Sieg über die Lakonier aufgerichtet wurde, bereiteten sich auch zwischen den Letzteren und den Eleern ernstliche Feindseligkeiten vor. Im vierten Jahre der 89. Olympiade schloss Elis ein Bündniss auf hundert Jahre mit Athen, Argos und Mantinea, dessen Urkunde auf eine marmorne Stele gegraben und im Zeustempel zu Olympia aufgestellt ward. Die Lakonier wurden, angeblich weil sie den Gottesfrieden verletzt hatten, von dem Besuche Olympias ausgeschlossen. Dies führte später zum Kriege, der nach mehreren vergeblichen Einfällen zuerst für die Lakedaimonier ungünstig ausfiel. In heissem Kampfe inmitten der Altis von Olympia wurden sie im Jahre 400 v. Chr. geschlagen, und boten damit den Eleern Gelegenheit ein Siegesdenkmal in der olympischen Altis zu errichten. Es stand, von Daidalos errichtet, unter Platanen ungefähr in der Mitte des heiligen Bezirkes, mithin an einem hervorragenden Platze nahe dem Altare und dem Tempel des Zeus, und bestand aus Waffen und Feldzeichen. Die Inschrift auf einem Schilde gab von der Veranlassung zu dieser Stiftung Kunde.

Aber das Glück wandte sich, und im dritten Jahre des Krieges mussten die Eleer einen förmlichen Unterwerfungsvertrag unterzeichnen, auch den Lakoniern die Theilnahme an den olympischen Spielen wieder freigeben. Das war gegen Ende der 95. Olympiade.

Es scheint, als ob die Lakonier alsbald diese Oberherrlichkeit den Eleern absichtlich auch dadurch fühlbar gemacht haben, dass sie sich in Olympia auszuzeichnen und Ehrenbildnisse aufzustellen strebten. So sehen wir kurz nach beendetem Kriege die Schwester des siegreichen Königs Agis, Kyniska, als Rossezüchterin in die Schranken treten und einen glänzenden Sieg erringen. Zur Verherrlichung desselben genügt es ihr nicht, ihr eigenes Bildniss von der Künstlerhand des Apelleas südlich vom Heraion in die Reihe der Olympioniken zu setzen, (vermuthlich in der Stellung einer Betenden), nicht, ausserdem noch ein Viergespann nebst Wagenlenker daneben zu stellen, sondern bis in das Heiligthum des Zeus dringt sie mit ihren Erinnerungszeichen vor: im Pronaos zur Rechten des Eintretenden stand, von uns wieder aufgefunden, ein mässig grosses Bathron mit einer ehernen Quadriga. Auch dieses Bathron trug den Künstlernamen des Apelleas, Sohn des Kallikles. Die Statueninschrift war uns literarisch bewahrt und begann wohl nicht ohne Absicht mit dem Namen des den Eleern verhasst gewordenen Landes:

Sparta's Könige sind meine Väter, sind meine Brüder.
Siegreich im Wagenstreit flüchtiger Rosse, so hab' ich, Kyniska,
Dieses Bildniss gesetzt; von allen Weibern in Hellas
Rühm' ich mich Einz'ge zu sein, so diesen Kranz sich gewann.

Auch in Sparta besass, wie früher schon erwähnt wurde, Kyniska ein Heroon in der Nähe des Kampfplatzes der Jugend, des Platanistas. —

Dass mit dem Ausgange des schweren Bürgerkrieges zwischen Athen und Lakedaimon die Sittlichkeit der Hellenen zu sinken begann, ist eine überall zu beobachtende Thatsache, die sich bald auch in Olympia geltend zu machen anfing: die Heiligkeit des Eides, welche die Kämpfer sowohl wie ihre Richter an ihre Pflichten binden sollte, wird um eigenen Vortheils willen gering geachtet. Schon in der 96. Olympiade giebt ein bestochener Hellanodike Gelegenheit zu einer Bestrafung durch eine Geldbusse. In der Folge mehren sich die Fälle von Eidbruch und Bestechung, die durch beträchtliche Geldstrafen geahndet werden, und in echt hellenischen Sinne beschliesst man, aus diesen Strafgeldern den beleidigten Gott zu versöhnen, ihm Standbilder zu setzen und die Altis damit zu schmücken. Dies ist der Ursprung einer Reihe von Zeusstatuen, die zwischen dem Metroon und dem Stadioneingang am Fusse der Schatzhausterrasse aufgestellt, in elischem Dialekte die „Zanes" genannt wurden, und deren Basen, sechzehn an der Zahl, unsere Ausgrabungen sämmtlich zu Tage gefördert haben.

Sie folgten sich, vom Metroon beginnend, in chronologischer Ordnung, was sich aus Pausanias Nachricht ersehen liess, und auch durch die Auffindung des Künstlernamens Kleon's von Sikyon auf einer der sechs ersten in der 98. Olympiade aufgestellten Statuenbasen bestätigte. —

Die 104. Olympiade gab Veranlassung zur Widmung zweier Zeusstatuen in der Nähe des Tempels. Die eine, weitaus die kolossalste in der Altis, errichteten die Eleer in Folge der glücklichen Zurückweisung der Arkader bei Olympia. Wir werden den Standplatz dieses 27 Fuss hohen Zeusbildes ziemlich in der Mitte der Altis, unfern jenes Tropaions zu suchen haben, welches sie zuvor als Denkzeichen ihres Sieges über die Lakedaimonier aufgestellt hatten.

Vermuthlich haben wir den einen Mittelblock dieses Bathrons und noch einen zweiten aus Conglomeratstein östlich vom Tempel des Zeus wieder aufgefunden.

Die andere Zeusstatue stellten die Einwohner von Psophis auf, und zwar, wie es scheint, zugleich als Mandatare der Mantineier und anderer arkadischer Städte, nach einem Siege über eigene Landsleute. —

Ungefähr in diese Zeit oder doch wohl nur wenig später werden wir dasjenige Bildwerk datiren müssen, welches rücksichtlich seines absoluten Kunstwerthes unzweifelhaft den bedeutendsten und schätzbarsten aller olympischen Funde darstellt: den Hermes des Praxiteles. (Taf. XIV.)

Wie früher bereits bemerkt ward, fand sich diese hochwerthvolle, Statue noch an dem Platze, auf den sie von ihrem Postamente herabgestürzt war. Dieses letztere, ein nahezu anderthalb Meter hoher profilirter Sockel von weissem Kalkstein, stand zwischen der zweiten und dritten Säule der nördlichen Stützenstellung in der Heraioncella. Die Bildsäule, unterhalb der Kniee abgebrochen, lag nach dem Inneren der Cella zu auf ihrem Antlitz. Frühzeitig muss sie schon von den im Regen zerfliessenden Lehmsteinen bedeckt worden sein, denn ihre Erhaltung ist, von den abgebrochenen Theilen abgesehen, eine ganz ausgezeichnete.

Sieben Jahrzehnte etwa trennen diese Schöpfung von derjenigen der Nike des Paionios.

Deutlich spricht sich in ihrer Erscheinung die Wandelung aus, welche sich seitdem im hellenischen Volke auf allen geistigen Gebieten wiederum vollzogen hat. Nicht umsonst haben Sokrates und Platon, haben die grossen Tragiker gelebt und gewirkt. Was sie errungen, ist in die weitesten Kreise gedrungen, in Fleisch und Blut der mit- und nachlebenden Generation übergegangen; auch von der Kunst sind die Empfindungen einer äusserlich und geistig hochbewegten Zeit in ihren Bereich gezogen worden. Die geheimen Regungen der menschlichen Seele, denen die Philosophen nachgespürt haben, das individuell Menschliche, welches in einem weit höheren Grade als früher das Interesse der Gebildeten in Anspruch nimmt, sie finden auch in der bildenden Kunst des 4. Jahrhunderts deutlichen Ausdruck. Gilt dies in vollstem Maasse freilich erst von der Zeit nach Alexander, so bewegt sich doch bereits die jüngere attische Schule, als deren vornehmsten Meister wir Praxiteles kennen, hauptsächlich nach dieser Richtung hin.

Unser Hermes, das erste und einzige beglaubigte Originalwerk des Meisters, und deshalb von so unschätzbarem Werthe, giebt darüber ein laut redendes Zeugniss ab.

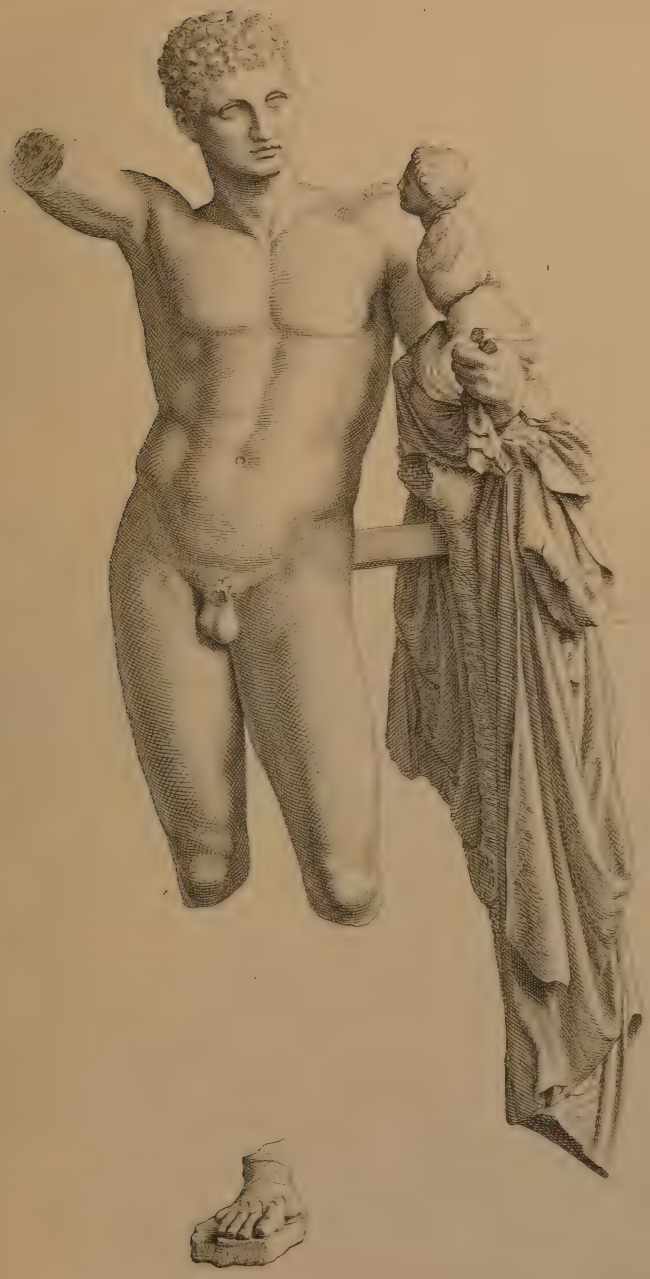
Die Alten haben uns über die Richtung des grossen Praxiteles verhältnissmässig so viele Urtheile hinterlassen, wir sind ferner durch mannigfache spätere Repliken sicher auf ihn zurückzuführender Werke so genau mit seiner Eigenart bekannt, dass eine eingehende Charakteristik des Meisters schon von mehreren Kunsthistorikern versucht werden

konnte. Was wir in diesem neugefundenen Originalwerke sehen, passt auf das vollkommenste in den Rahmen der Vorstellung hinein, die wir uns von den Gebilden seines Meissels machen konnten. Seine Meisterschaft bestand vor Allem in der Darstellung seelischer Regungen. Aus der grossen Mannigfaltigkeit der Vorwürfe, die er den erhaltenen Nachrichten zufolge behandelt hat, sehen wir, dass er für die ganze Leiter menschlicher Empfindungen über den richtigen Ausdruck verfügte. Und wenn seinen Göttergestalten vielleicht der Charakter der strengen Würde und überirdischen Hoheit abging, der dem religiösen Gefühle seiner Vorläufer zu Gebote stand, so entschädigte er dafür dadurch, dass er den Menschen menschlich empfundene und menschlich empfindende Götter nahe brachte, dass er lieben lehrte, was man früher nur scheu verehrte.

Der Lichtgott Apollon steht ihm nicht zu hoch, um ihn an der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters mit der Eidechse spielend darzustellen; die Göttin des Liebreizes und der Schönheit zeigt er in Knidos in einem durchaus menschlichen Momente, in dem Augenblicke, da sie das letzte Gewand ablegt, um in die kühlende Fluth zu steigen. So musste ihm ja der Hermes ganz besonders sympathisch sein, um menschlicher Empfindung in göttlicher Erscheinung Ausdruck zu geben: er, der jugendlich warm fühlende Gott, der an der Menschen Schicksalen so innigen Antheil nimmt, der mitleidsvoll das Haupt senkt, wo die Pflicht ihm gebietet, die Gattin von dem trauernden Gemahl fort in den Hades zu führen, „der freundliche Bringer des Heiles“, der den gebeugten Priamos durch das Dunkel der Nacht und das feindliche Lager hindurch in das Zelt des Achilleus geleitet.

Hier finden wir ihn als Hüter des Dionysosknäbleins, dem vor der Geburt schon thörichte Eitelkeit die Mutter genommen hat, den er nun der freundlichen Pflege sorgsamer Nymphen übergeben will, und den er auf dem Wege dorthin spielend zu unterhalten sucht.

Das Kind sitzt sicher auf dem linken Arm seines Beschützers und hat ihm vertraulich das Händchen auf die Schulter gelegt. Den Blick, sowie gewiss auch den linken Arm, hebt es zu dem Gegenstande empor, den Hermes in der hoch gehaltenen Rechten seinem kleinen Schützling zeigt. Da der Unterarm des Gottes sich nicht gefunden hat, so wissen wir nicht mit Sicherheit, was für ein Gegenstand dies war. Auf den verwandten Darstellungen erscheint am häufigsten das gewöhnliche Attribut des Hermes, der Geldbeutel, oft auch eine Weintraube, eine Anspielung auf den Charakter des Götterknaben. Da die letztere durch



HERMES DES PRAXITELES

Gez.u.gest.v Carl Leonh.Becker

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Beispiele gesichert ist, so wird man Denen nicht widersprechen können, welche auch hier eine solche annehmen. Man wird aber andererseits auch die gegentheilige Ansicht nicht verwerfen können, so lange nicht ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen ist: Der Ausdruck des Hermes, insbesondere der des Blickes, welcher nicht auf das Kind gerichtet ist, sondern ohne Ziel ins Leere sieht, scheint vielmehr darauf hinzudeuten, dass der Gott auf etwas horcht und seinen kleinen Pflegling auf diesen Klang aufmerksam machen möchte. Der Blick hat trotz der ganz verschiedenen Kopfhaltung etwas sehr Verwandtes mit demjenigen der unvergleichlich schönen Bronze des Nationalmuseums zu Neapel, die früher für den Narkissos galt und jetzt als Dionysos oder als ein seinem Thiasos Angehöriger bezeichnet wird. Darüber, dass die Situation der fraglichen Statuette die eines Horchenden ist, besteht jetzt wohl nirgends mehr ein Zweifel.

Unser Hermes theilt mit ihr die Eigenthümlichkeit des unbeschäftigten Blickes, als ob alle Empfindung sich einem anderen Sinne, dem des Gehöres, zuwendete. Für das in zartestem Alter stehende Kind ist auch ein klingender oder klappernder Gegenstand zweifellos ein weit anziehenderes Spielzeug, als die ihm der Bedeutung nach gänzlich unverständliche Traube. So scheint mir meine Annahme, Hermes habe den Beutel hochgehalten und die Münzen in demselben aneinanderklingen lassen, aus der Statue selbst leichter zu begründen zu sein, als die gegentheilige. (Vgl. Taf. XV.)

Freilich steht ihr das nicht zu verschweigende Bedenken entgegen, dass es das frühste Beispiel wäre, dass das Dionysosknäblein als solches dann durch Nichts kenntlich gemacht war, und dass man es ebensowohl, wenn vielleicht auch nicht für das in seiner Körperbildung eigenartige Herakleskind, so doch für den kleinen Arkas halten konnte, denen beiden Hermes einen ähnlichen Liebesdienst erweist. —

Wenn, wie Brunn sehr überzeugend dargelegt hat, Praxiteles der Sohn des älteren Kephisodotos ist, so liegt eine Familientradition der Wahl des von Jenem beliebten Vorwurfs zu Grunde. Auch der Vater hatte genau denselben Gegenstand behandelt und den Gedanken zärtlichster Fürsorge für ein holdes Götterkind noch einmal wiederholt in seiner Darstellung der Eirene mit dem Plutosknaben, von der eine Replik von madonnenhafter Schönheit uns in der Münchener Glyptothek erhalten ist.

Die ausserordentliche Grazie und Leichtigkeit der Erscheinung, durch welche der Hermes die Münchener geistesverwandte Gruppe überragt,

liegt nicht zum kleinsten Theile in einer Stellung, deren Erfindung oder Verwerthung man nach den uns überkommenen Repliken wohl hauptsächlich dem Praxiteles zuschreiben darf. Die ältere Kunst stellte ihre Einzelgestalten auf beide Füsse mit gleichmässiger Vertheilung der Last. Von Polykleitos ist durch bestimmte Nachrichten der Alten überliefert, dass er es war, der zuerst die Hauptlast des ruhig stehenden Körpers dem einen Bein zutheilte, während das andere leicht gebogen und den Boden nur mit der Fussspitze berührend, eine freiere Bewegung der Figur zuliess, dass er, um in der Atelliersprache zu reden, der Erfinder des Stehbeins und Spielbeins war. Praxiteles geht noch einen Schritt weiter. Ihn, der sich der Bronzetechnik ab- und vorzugsweise dem Marmor zuwandte, mag vielleicht zuerst der Zwang des Materiales zu der Neuerung geführt haben, dem Körper noch einen dritten Ruhepunkt zu verleihen. Indem er für die Aufnahme der Last dem Stehbeine die Hilfe des auf einen Baumstamm oder eine andere Stütze gelehnten Armes verleiht, wird das Spielbein und die eine Körperhälfte von jeder Muskelanstrengung frei und zu jeder mühelosen Bewegung befähigt. So entsteht die specifisch praxitelische, graziöse Ausbiegung der Hüfte, die auch unserem Hermes eigen ist.

Zu dieser in der Haltung liegenden Leichtigkeit und Anmuth gesellt sich die meisterhaft schöne Behandlung des Körpers im Einzelnen. Wie in seiner Bewegung Alles mühelos und göttlich frei erscheint, so gehört diesem Körper auch ein blühendes Fleisch, das nur von Ambrosia genährt scheint, das nie von einem Schmerz durchzuckt ward. Weit entfernt dem Knochengerüste und Muskelnetze nur als durchsichtige Decke zu dienen, wie bei dem Apoxyomenos Lysipps, ebensowenig durch übergrosse Fülle und Weichheit das feinere Spiel des Lebens verdeckend wie etwa bei den Antinousbildnissen, muthet diese von warmem Blute durchströmte Gliederpracht uns an wie eine thaufrische Blüthe, die dem Sonnenstrahle mit holder Regung aller Lebenssäfte entgegendrängt.

Und dass die frische Pracht dieses Fleisches, die schimmernde Seide dieser Haut mit vollstem Bewusstsein von ihrer beabsichtigten Wirkung geschaffen ward, das lehrt ein Blick auf die gleich meisterhafte Ausführung der beiden Gewänder, der Chlamys des Gottes, die in schweren Stofffalten über dem Baumstamm herabhängt, und des fein gewebten Linnens, das um den zarten Unterkörper des Kleinen geschlungen ist. Diese Stoffe sind mit einem Realismus behandelt, den wir unsern bisherigen Erfahrungen gegenüber in der Blüthezeit der Antike beispiellos nennen mussten. Der Gegensatz der rauheren Gewänder zu der elastisch-

Gez. u. gest. v. Ludw. Otto.

KOPF DES HERMES

Verlag von Julius Springer in Berlin

glatten Haut des Körpers und der Unterschied in den Texturen der beiden verschiedenen Gewebe, — der am Gysabguss übrigens schlecht erkennbar ist — ist so meisterlich und klar ausgesprochen wie nur in irgend einem modernen Werke Tantardini'scher Schule.

Solche bis auf die alleräusserste Feinheit getriebene Durchbildung der Modellirung erscheint unserer Empfindung wiederum unvereinbar mit einer gleichwohl nicht wegzuleugnenden einstigen Bemalung des herrlichen Kunstwerkes, von welcher sichere Spuren Zeugniss ablegen. Gern möchte man sich die Vergoldung der Sandalenriemen gefallen lassen, die hier und da noch Ueberbleibsel einer solchen auf rothem Untergrunde erkennen liessen. Auch mit der Färbung der Gewänder möchte man sich noch befreunden können. Schwer aber kommt es Einem an, diesen ganzen köstlichen Körper sich angestrichen zu denken, die Haare gar roth oder auf dem ersichtlichen rothen Grunde vergoldet.

Auch an bronzenem Beiwerke hat es nicht gefehlt: Die Sandalen scheinen mit Spangen oder dergleichen geziert gewesen zu sein; das in derben Gruppen gelockte Haar des Hermes schmückte ein metallener Kranz, und in der Linken, aus deren Hohlung der Gegenstand, den sie einst gehalten hat, mit grosser Gewalt ausgebrochen zu sein scheint, wird man das Kerykeion, den schlangenumwundenen Heroldstab des Götterboten voraussetzen dürfen. —

Dass ein so bedeutender Fund wie unser Hermes den Kunstgelehrten sogleich zu kritischen Forschungen Anlass gab, kann so wenig überraschen, wie die Thatsache, dass die Ergebnisse solcher Untersuchungen häufig recht weit auseinandergingen. Selbst die von Pausanias bezeugte Autorschaft hat man dem grossen Praxiteles absprechen und einem weit später lebenden Künstler gleichen Namens vindiciren wollen.

Heutzutage dürfte sich wohl Niemand mehr finden, der diese anfangs auftauchende Muthmassung unterschriebe. Von erheblichem Werthe dagegen sind die Untersuchungen, welche Kekulé an den Kopf des Hermes geknüpft hat. Er wies nach, dass dieser Kopf keine Originalschöpfung des Praxiteles ist, sondern dass der Meister einen vorhandenen Typus benutzt und für seinen Vorwurf in etwas weicheren Formen umgemodelt hat. Dieser Typus geht auf den Zeitgenossen des Pheidias Myron zurück und findet sich nach des genannten Gelehrten Ansicht zuerst bei den beiden Diskobolen, Figg. 14 und 16, von denen der letztere sicher, aber vielleicht auch der erstere für eine Schöpfung des Myron anzusprechen ist. In die Augen springend wird die Ableitung des Hermeskopfes von jenem Typus erst bei dem Vergleiche des ersteren mit dem Kopf des in

München befindlichen Athleten, der sich Salböl in die linke Hand tröpfelt. (Glyptothek, No. 165.) Hier und dort dieselbe hohe und runde Schädelform, dasselbe nach unten erheblich schmal werdende Oval des Gesichtes, die nämliche, in gebrochener Linie verlaufende Begrenzung der Stirn durch das kurzlockige Haar. Eine grosse Verwandtschaft ferner in der zweitheiligen Durchbildung des Stirngerüstes mit ihren hohen Buckeln über den Augen und der oberen, in neuem Bogen in die Schädelform überleitenden Partie.

Sowohl auf diese Entlehnung eines fremden Typus, sowie auf mannigfache andere Anzeichen hat nun (Deutsche Rundschau, Mai 1882) H. Brunn den Schluss gebaut, der Hermes falle in die Jugendzeit des Praxiteles, er sei zwar ein ächtes Meisterwerk, aber er bezeichne doch noch nicht die höchste Leistung, deren Praxiteles in seinen reiferen Jahren fähig gewesen, und von welcher uns ein Beispiel vorliege in dem überaus beschädigten Pariser Exemplar des bekannten an den Baum gelehnten jungen Satyrs, nach Brunn einem zweiten Originalwerke des Praxiteles.

Als fernere Beweismittel gelten die an die ältere Kunstübung erinnernden viel zu kleinen Proportionen des Dionysoskindes gegenüber dem Erwachsenen, die Häufung der Motive in der Gewandanordnung, die noch nicht bis zur Vollendung gelangte künstlerische Ausnutzung der dritten Stütze und Anderes mehr. Dass Praxiteles den Hermes in seiner Jugendzeit gemacht hat, würde auch durch Herrn Dr. Purgolds Arbeit erhärtet, wonach der Hermes, die Aphrodite des Kleon und der Sosipolis des Boëthos gleichzeitig im Heraion nach der Wiederaufrichtung desselben aufgestellt wären. Solche Untersuchungen werden sich zweifellos mehren und uns zu immer vollerem Verständniss der neu gewonnenen Schätze hinleiten. Auch wo wir im Augenblicke nicht immer bereit sein könnten, die uns mitgetheilten Anschauungen zu den unseren zu machen, werden sie um so mehr beitragen, unsere eigenen zu klären und zu festigen. —

Für die Kenntniss des Praxiteles und seines künstlerischen Charakters haben die olympischen Ausgrabungen auch ausser dem Hermes noch sehr werthvolle Beiträge geliefert, zwei Köpfe, die wir diesem Meister oder seiner Schule zuzutheilen berechtigt sind.

Der eine, in zwei Drittel menschlicher Grösse aus parischem Marmor gearbeitet, ist ein Fund der letzten Arbeitswochen. Kurz vor dem Abbruch der Ausgrabungen fand sich unter den Architekturbrocken im Inneren des Leonidaions diese liebenswürdige Meisterarbeit in dem immerhin noch erträglichen Zustande, den unsere Tafel VII oben zeigt. Dass hier

der Typus der Aphrodite vorliegt, ist von vornherein klar. Nähere Vergleiche des Kopfes mit den bekannten Aphroditetypen führen zu dem Ergebnisse, dass derselbe demjenigen der Knidischen Aphrodite des Praxiteles am nächsten steht, so weit die auf dieses Werk zurückführenden Repliken im Vatican und in München im Verein mit den literarischen Nachrichten erkennen lassen. Von den Köpfen dieser Repliken (so weit erstere überhaupt echt sind) galt bisher derjenige der Münchener Aphrodite als der vorzüglichste. In dem Olympischen ist nun ein Exemplar zu Tage gekommen, welches dem Münchener weit überlegen ist. Ist dieses nur eine Replik aus römischer Zeit, so dürfen wir den olympischen Kopf seiner Frische und Lebendigkeit, sowie der technischen Vollendung nach sicherlich als eine Arbeit griechischen Meissels ansprechen, die wenn auch vielleicht nicht den Tagen des Praxiteles, so doch gewiss einer nur wenig späteren Zeit ihre Entstehung verdankt.

Der Hinterkopf war aus einem besonderen Stücke gearbeitet und mit dem vorderen Theil verkittet; er ist nicht aufgefunden worden, so dass unser Kupferstich Alles wiedergiebt, was vorhanden ist. Dieses Vorzuges wegen ist der Kopf in unserer Zeichnung etwas weniger zur Linken hingewendet dargestellt worden, als er sich dem Beschauer zeigte, wenn dieser von vorn vor die Statue hintrat.

Auch hier begegnen wir wiederum dem bei der Besprechung des Hermes charakterisirten praxitelischen Contour, nur dem weiblichen Organismus entsprechend noch weicher und fliessender gebildet: dem runden Schädel, um den das wellige Haar sich ohne Fessel legt, dem feinen schmaleren Oval der unteren Gesichtshälfte mit dem rundlichen Kinn, in welchem man die leise Andeutung eines Grübchens zu erkennen meint. Die vollen schwellenden Lippen sind wie von sehnsüchtigem Verlangen geöffnet; die Augen umfängt ein glückseliger Traum, sie sind halb geschlossen und schimmern in jenem „feuchten“ Blicke, welcher der Knidischen Aphrodite den Alten zufolge eigen war. Bei all' diesem sinnlichen Liebreiz liegt doch nicht die leiseste Spur von Lüsternheit in dem Antlitz, vereint sich doch überall die Göttlichkeit des überirdischen Wesens mit der Holdseligkeit und Anmuth der körperlichen Erscheinung. Gewiss wird auch dieses liebliche Köpfchen, von Künstlerhand wiederhergestellt, sich bald einen Platz im Hause der Kunstfreunde gewinnen, wo der Hermeskopf längst heimisch geworden ist. —

Einen dritten Kopf verwandten Stiles obschon sehr verschiedener Erscheinung förderten die Arbeiten der fünften Campagne aus dem Bereiche des Gymnasions hervor. Er ist wenig unter Lebensgrösse aus

griechischem Marmor gearbeitet und hat, wie unser Stich auf Tafel XVI rechts zeigt, stark gelitten. Nicht allein in dem wilden Blick und dem halbschmerzlichen Zuge des Mundes charakterisirt sich der berufsmässige Athlet, sondern noch deutlicher trägt das von häufigen Schlägen getroffene, verschwollene Ohr das sichere Kennzeichen des Faustkämpfers oder Pankratiasten. Es liegt indessen hier nicht etwa ein Portraitkopf vor, wie in dem auf derselben Tafel abgebildeten Bronzekopfe, sondern lediglich eine ideale Darstellung des Typus. Die Gesichtsbildung erinnert an die des Herakles, so dass man, und vielleicht nicht mit Unrecht, den Kopf auch für den eines jugendlichen Herakles als Athlet ausgegeben hat. Für diese Deutung könnte der Fundort sprechen: wie Hermes ist Herakles ein Beschützer der athletischen Uebungen und als solcher häufig genug in den Gymnasien und Palästren aufgestellt. Derselbe Ort ist freilich ebenso geeignet für die Aufstellung einer Faustkämpferstatue, so dass man aus dem Fundorte für die Erklärung Nichts gewinnt, auch wenn man annimmt, dass der ursprüngliche Standort der Statue dem Fundorte etwa entsprach.

Die Kopfbildung nähert sich der des Hermes, doch ist sie etwas härter, fleischloser und knochiger gehalten, wie es der Eigenart ihres Trägers zukommt. Das Haar ist noch kürzer geschoren als bei Jenem; man sieht nicht mehr recht den Zweck des schmalen Bändchens, welches um die kurzen krausen Löckchen gelegt ist, ohne ihnen doch einen Halt zu verleihen, und man möchte auch hier geneigt sein, an ein unbekanntes Vorbild in Bronze zu denken, wo bei einer dem andern Material entsprechenden veränderten Behandlung der Haarpartien ein solches Band einen verständlicheren Sinn gehabt hätte. —

Die Besprechung des letzten Kopfes führt unsere Betrachtung auf die Siegerstatuen der Blüthezeit Olympias, nachdem wir zuvor nur der eigentlichen Weihgeschenke und nur gelegentlich eines solchen des Bildnisses der Kyniska gedacht haben. Es kann uns nicht beikommen, die Fülle aller jener uns namhaft gemachten Siege aufzuzählen, welche seit der Zeit der Perserkriege bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts ihr Andenken in Olympia durch ein Bildniss verewigten. Der Brauch wächst offenbar der Frequenz und dem Glanze der Spiele proportional; ja man begnügt sich nicht damit, die neu errungenen Siege zu feiern, sondern Staaten, welche sich einen Namen machen wollen, greifen zurück auf längst vergangene Zeiten, wo man überhaupt von Siegerstatuen noch Nichts wusste, und setzen ihren einstigen ausgezeichneten Kämpfern Bildsäulen. So wurde von den Achaiern erst in der 80. Olympiade dem Oibotas ein

FAUSTKÄMPFER

PORTRAITKOPF

(BRONZE)

IDEALKOPF

(MARMOR)

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Gest. v. Carl Leonh. Becker.

Bildniss aufgerichtet, dem ersten Achaier, der in Olympia gesiegt hatte, und zwar in der 6. Olympiade. Freilich hing gerade dieser Act mit ganz eigenartigen Umständen zusammen, wie Pausanias berichtet. Oibotas hatte nämlich, da ihm seine Landsleute keine besondere Ehrenbezeugung zu Theil werden liessen, die Verwünschung ausgesprochen, dass kein Achaier je wieder einen olympischen Sieg gewinnen solle, und dieser Fluch ging in Erfüllung. So siegte kein Achaier bis zur 80. Olympiade; sobald man aber in dieser das Bild des Oibotas aufgestellt hatte, gewann sogleich ein achaiischer Knabe den Sieg im Wettlaufe. Demzufolge ward es Sitte, dass alle achaiischen Bewerber vor dem Kampfe dem Oibotas ein Opfer darbrachten, und dass sie nach einem gewonnenen Siege seine Statue bekränzten.

Noch immer scheint die Gegend im Osten des Tempels für die Aufstellung der Siegerbildnisse eine besonders gesuchte zu sein. Hier finden wir von den früher erwähnten berühmten Siegern unter Anderen den Pulydamas und Euthymos, den unermüdlichen Kallias, die rhodische Faustkämpferfamilie der Diagoriden, den stymphalischen Dauerläufer Dromeus, die mächtigen Athleten Milon und Theagenes.

Die in der hellenischen Kunstgeschichte berühmtesten Namen knüpfen sich an die olympischen Siegerstatuen, Pythagoras von Rhegion, Mikon, Myron, Pheidias, Polykleitos und seine Jünger, die Brüder Naukydes und Daidalos, Alypos und Kleon. Praxiteles dagegen scheint diesem Vorwurfe abhold gewesen zu sein. Bei aller Vielseitigkeit der von ihm behandelten Themata suchen wir unter seinen literarisch beglaubigten Werken vergeblich nach einem Athleten.

Von allen diesen Kunstwerken der Blüthezeit ist nicht Eines auf uns gekommen. Sie waren wohl fast ausnahmslos aus Bronze und sind alle eingeschmolzen. Nur einzelne verlorene Fragmente, Finger, Zehen und andere kleine Bruchstücke haben sich als Zeugen einstigen Glanzes in den Schuttschichten gefunden.

Dagegen sind vielfach die Postamente von Siegerstatuen mit ihren Inschriften aufgefunden worden, theils noch auf ihrem ursprünglichen Standplatze, theils in nicht zu grosser Ferne von demselben. Mit Hilfe dieser fest gegebenen Punkte ist es nun möglich, den Wanderungen des Pausanias durch das Heer der Athletenstatuen zu folgen, die er aufzählt. Man vermag somit nicht allein jeder von ihm genannten Statue den ungefähren Platz im Situationsplan anzuweisen, sondern, was wesentlicher ist, man kann nach sicherer Erkenntniss seiner Wanderungen einzelne Baulichkeiten in ihrer Bedeutung bestimmen. Ohne die Wiederauf-

findung dieser Statuenbasen wäre z. B. die Feststellung des Processionsthores und des Leonidaions nicht wohl möglich gewesen.

Von einem allgemeineren Gesichtspunkte aus muss daher die Erhaltung der Postamente ohne ihre Statuen werthvoller erscheinen als die etwaige Auffindung einiger unbenennbarer Athletenbildnisse gewesen wäre, über deren Motive wir durch zahlreiche spätere Repliken im Ganzen wohlunterrichtet sind.

Ueberaus charakteristisch für diese Periode Olympias ist der Mangel an Ehrenstatuen und Ehreninschriften, an denen die folgenden Zeiten so überaus reich sind. In einem Zeitraume von hundertundfünfzig Jahren, von den Perserkriegen bis zur Herrschaft Alexanders, begegnen wir unter den von Pausanias aufgezeichneten Ehrenstatuen nur dreien, die auf solchen Titel Anspruch machen dürfen, der Bildsäule des Lysander, welche die doppelzüngigen Samier nach der Schlacht von Aigospotamoi nach Olympia stifteten, während sie fast um die gleiche Zeit seinem Gegner Alkibiades ein Ehrenbildniss im samischen Heratempel aufstellten, und zwei Statuen des Königs Archidamos, die von den Spartanern errichtet wurden. Die Zeit der Schmeichelei gegen Mächtige und Würdenträger ist in dem freien Griechenland noch nicht angebrochen. Der Dank für Grossthaten wird noch nicht den Menschen dargebracht, sondern den Göttern, insonderheit dem Zeus. Wo wir — abgesehen von den Siegerstatuen, die ein selbstgesetztes Erinnerungszeichen bilden — Statuen von Menschen aufgestellt finden, sind sie nicht diesen zum Ruhme, sondern zum Gedächtniss an ein bemerkenswerthes Ereigniss errichtet. So stellen die Messenier jenen Chor von fünfunddreissig Knaben nebst dem Chormeister und Flötenspieler, von Kallons Hand in Erz gebildet, in Olympia auf, der auf der Festfahrt nach Rhegion in der Meerenge von Sicilien versunken war. Pausanias setzt diese Statuen mit Recht unter die der Gottheit dargebrachten Weihgeschenke nicht unter die Bildnissstatuen, „welche zur Verherrlichung einzelner Menschen gestiftet sind.“ Zum Gedächtniss besonderer göttlicher Wohlthaten, die im übrigen mit Olympia garnichts zu thun haben, stiftet man Andenken dorthin; so senden die Kerkyräer das Erzbild eines Stieres, welcher den Anlass zu einem besonders glücklichen Fischfang gegeben hatte. Auch die Eretrier senden einen solchen Stier, von dem Künstler Philesios gearbeitet, dessen eines Horn die Ausgrabungen nebst der Basis zu Tage förderten. Pausanias berichtet den Anlass zu dieser Weihung nicht; sie mag eben nur der Ausdruck des Dankes für grossen Heerdenreichthum gewesen sein. —

So spiegelt sich denn in dem Mikroskosmos der olympischen Welt das ganze geistige und sociale Leben, das Thun und Denken der grossen hellenischen Welt auf Festland und Inseln, im Mutterlande und den Kolonien, auf das deutlichste wieder. Und so viel auch von diesem Bilde unwiederbringlich verloren gegangen ist, so wenige Scherben wir auch von diesem Spiegel aus der Tiefe wieder zusammentragen konnten, sie reichen doch aus, um uns leuchtende Strahlen jener Glanzepoche heraufzusenden, die wir im Vorstehenden in ihrem geschichtlichen Zusammenhange zu schildern unternahmen.

OLYMPIA

VOM BEGINN

DER

MAKEDONISCHEN HERRSCHAFT BIS ZUR EROBERUNG GRIECHENLANDS DURCH DIE RÖMER.

Mit der Schlacht von Chaironeia, dem Todesstoss für die politische Freiheit der Hellenen, beginnt eine neue Epoche für Griechenland. Der republicanischen Verfassung einer Reihe unter einander unabhängiger Einzelstaaten, folgt eine einheitliche, aufgezwungene Verwaltung dieser zu der Provinz eines Weltreiches zusammengeworfenen Länder. Dem kriegerischen Ausbruche der cantonalen Fehden war damit freilich ein Damm gesetzt, nicht so der Fehde selbst, die nunmehr ihren Ausdruck in den Klagen und Verhetzungen fand, die man dem Herrscher und seinen Vertretern vortrug. Früher hatte die gegensätzliche Spannung zwischen den heterogenen Stämmen sich in zwar oft verheerenden, aber doch luftreinigenden Gewittern entladen; die Frische, welche solchen Ausgleichungen folgte, führte bei der siegreichen Partei zu einer Gehobenheit der Stimmung, welche auch in den Kunstleistungen zum Ausdruck gelangte. Eine grosse Zahl der in Olympia aufgestellten Weihgeschenke sind aus solchen Anlässen hervorgegangen.

Die Wahrnehmung, dass die Kunst auf den Gebieten wetteifernder, bald verfeindeter, bald versöhnter Nachbarn am kräftigsten erwächst, machen wir nicht in Griechenland allein: Die hohe Blüthe der romanischen Architektur Frankreichs beruhte zum wesentlichen auf der Concurrenz der zahlreichen kleinen Fürsten und Grafen, deren Jeder es dem Nachbar zuvorthun wollte; die höfische Kunst der Renaissance in Italien wäre schwerlich zu einer so beispiellosen Entfaltung gelangt, wenn das Land ein einheitlicheres gewesen wäre, wenn nicht geistliche und weltliche Machthaber unter sich und mit den unabhängigen Städten wie mit dem Schwerte so auch mit geistigen Waffen wider einander gestritten hätten. Zu ähnlicher Kunstblüthe entwickeln sich die deutschen Städte zur Zeit ihrer bittersten Fehden, in den Tagen der Machtlosigkeit eines deutschen Scheinkaisers.

Mit jener Vernichtung der Concurrenz unter den freien Staaten von Hellas und der Peloponnes musste nothwendig eine Aenderung auch auf

dem Gebiete des künstlerischen Schaffens eintreten. Für die Leistungen der Einzelnen trat nunmehr ein allmächtiger Herrscher ein, der mit dem Gefühle seiner Macht den Wunsch verband, diese auch in die äussere Erscheinung treten zu lassen, den Reichthum, der aus Orient und Occident in seiner Hand zusammenfloss, aus dieser Hand wieder in glänzenden Strömen über das Land auszugiessen.

Es scheint mir, dass die mitleidsvolle Theilnahme, welche den Freund des hellenischen Volkes bei dem Hinblick auf den Verlust seiner politischen Unabhängigkeit ergreift, den Blick für das Thatsächliche dieses Actes und für dessen Urheber hin und wieder getrübt hat: das Volk, welches seine Freiheit einbüsst, ist ja nicht mehr dasjenige, das sich unsre Freundschaft gerechter Weise erwarb; es ist längst ein anderes geworden. Auch wer sich der Annahme eines providentiellen Verlaufes der Menschengeschichte verschliesst, auch wer davon absieht, dass die Schöpfung des alexandrischen Weltreiches in teleologischem Sinne eine Nothwendigkeit war und eine Berechtigung hatte, diese Opfer zu fordern, auch er wird zugeben müssen, dass die Vereinigung der durch innere Fehden zerrissenen griechischen Cantone in einer starken Hand in jenem Zeitpunkte ein Segen für das Land gewesen ist, dass ohne dieselbe grösseres Unheil über dasselbe hereingebrochen wäre. Denn diese Hand war nicht die eines Barbaren, die sich plündernd nach den Schätzen ausstreckte, um die Stufen des Thrones damit zu schmücken; sondern von hellenischer Bildung durchtränkt, in begeisterter Hingabe an hellenische Literatur aufgewachsen, war Alexander sicherlich die glücklichste Persönlichkeit, das Scepter über Hellenen zu führen. Und wie anders würden ihre Schicksale sich gestaltet haben, wie anders würde unser Urtheil über die Folgen ihrer Unterwerfung lauten, hätte nicht ein jäher Tod das unvollendete Riesenwerk des gewaltigen Jünglings zerschmettert.

Auch Alexanders Vater war seinen Anschauungen nach durchaus Hellene. Von Epameinondas erzogen, hatte er frühzeitig an den Geschicken und Interessen des gemeinsamen Stammlandes theilgenommen. An demselben Tage der 106. Olympiade, an welchem ein Bote die Meldung von seines Feldherrn Parmenion Siege über die Illyrer, ein anderer die frohe Botschaft brachte, dass ihm ein Sohn geboren sei, an diesem selben Tage kam ihm auch von dem Festplatz von Olympia die Kunde, dass sein Ross im Rennen den Preis davon getragen habe. Es war nicht Feindschaft gegen Griechenland, was ihm achtzehn Jahre später das Schwert in die Hand drückte, um dieses Land zu erobern, sondern der Hader der Griechen unter einander, von denen die eine Partei ihn gegen

die andere zu Hilfe rief. Zwei Jahre später ereilte ihn das Geschick, auf seiner Tochter Hochzeitfeier ermordet zu werden, wahrscheinlich auf Anstiften des eigenen von ihm geschiedenen Weibes. —

Von den Bauten, die vielleicht noch nicht unter makedonischer Herrschaft entstanden, aber doch ihr Gepräge schon deutlich tragen, müssen wir das Leonidaion vorweg nehmen.

Es liegt im Südwesten, ausserhalb der Altis und steht seiner Stilfassung wie seiner ganzen Erscheinung nach den makedonischen Bauten so nahe, dass seine Entstehung nur denselben unmittelbar vorangehend gedacht werden kann; somit wird seine Besprechung an dieser Stelle auch gerechtfertigt scheinen. Es ist von allen von uns aufgedeckten Gebäuden Olympias das weitaus grösste, und dürfte nur von dem Grossen Gymnasion an Ausdehnung übertroffen werden, von dem nur ein kleiner Theil (im NW. unsres Planes) ausgegraben werden konnte, das wir mithin nur theilweise kennen.

Dieses Gebäude, von welchem der Situationsplan nahezu zwei Drittel aufgedeckt zeigt, stand höchst wahrscheinlich bereits, als die diadochische Altismauer projectirt wurde. Wiesen dies nicht zur Evidenz die Richtungen und verschiedenen Höhenlagen der Wasserleitungen nach, welche überall, namentlich aber hier im Westen, ein sehr sicheres Kriterium für die Bauzeiten der einzelnen Anlagen bieten, so würde die Lage der Altismauer und die des Thores schon allein den Beweis erbringen. Eine regelmässige Gestalt des südwestlichen Altistheiles war wegen dieses Gebäudes nicht zu erreichen. Man schob die Ecke der Mauer soweit vor, wie dasselbe gestattete, doch musste eine schmale Gasse zwischen ihm und der Mauer verbleiben. Das Thor, welches zum Eintritt der Processionen diente, konnte nun keine andere Stelle finden, als die ihm angewiesene. Nördlicher konnte man es nicht legen, wollte man nicht mit der Tempelterrasse in Collision kommen und die Processionen auf einer Treppe in die Altis hineinführen; es südlicher zu legen, verbot die Ostfront des hinderlichen Baues, die alsdann ja den Haupteingang ganz verdeckt haben würde. Auch bei der einzig annehmbaren Baustelle für das Thor tritt die Nordostecke des grossen Gebäudes noch immer störend vor den einen der drei Thoreingänge, in so auffälliger Weise, dass selbst Pausanias, dessen Gefühl für topographische Eigenheiten ein sehr geringes ist, Anstoss an der Situation nimmt. Es fällt ihm auf, dass das dem Leonidaion gegenüber liegende Festthor, von dem aus er seine Wanderungen durch die Altis antritt, durch eine nur so schmale Gasse von diesem getrennt wird, und er berichtet lächelnd, dass man diesen Engpass

mit dem stolzen Namen Agyia „Strasse“ bezeichne. Diese Provinzialen gäben den Namen einer Strasse einem Wege, den man in der attischen Hauptstadt mit „Gässchen“ bezeichnen würde.

Das Leonidaion trug seinen Namen nach seinem Erbauer. Ein Eleer namens Leonidas hatte dieses Bauwerk in Olympia gestiftet; zu welchem Zwecke, wird leider nicht berichtet und lässt sich aus dem Grundrisse nicht mit Sicherheit erkennen. Wie bei vielen olympischen Bauten so hat auch hier in römischer Zeit eine Umgestaltung der ursprünglichen Anlage stattgefunden, und da dieser Umbau ein weit höheres Interesse beansprucht, als der alte hellenische Bau, so schien es vorzuziehen, im Situationsplan die römische Grundrisstheilung darzustellen. Immerhin hat diese letztere so viel von dem alten Bau beibehalten, dass es möglich wird, auch den letzteren an der Hand des Dargestellten zu verfolgen.

Der hellenische Bau bestand gleich dem römischen aus vier Flügeln, welche sich um einen Mittelhof legten und nach aussen von einer Säulenhalle allseitig umgeben waren. Sowohl diese äussere Halle, wie die Säulenstellung, welche den Hof umgrenzte, gehören dem hellenischen Bau an und wurden später unverändert beibehalten.

Die Abmessungen des Bauwerks sind so bedeutend, dass man schon aus ihnen allein die Folgerung ziehen möchte, es könne nicht wohl vor der Mitte des vierten Jahrhunderts entstanden sein. Der Maassstab, mit welchem die Blüthezeit Griechenlands die Tempel der Götter, oder gar die Wohnungen der Menschen abmisst, ist ein sehr bescheidener. Wer zum ersten Male einen hellenischen Tempel betritt, fühlt sich meist überrascht und enttäuscht von der Kleinheit des Raumes.

So bescheidenen Verhältnissen steht das Leonidaion mit sehr erheblichen Dimensionen gegenüber. Seine Seitenlängen betragen 81,20 und 74,51 Meter; es bedeckt mithin an Fläche mehr als das Dreifache des Zeustempels und lässt sich, ein allgemeiner bekanntes Beispiel zu wählen, etwa dem Zeughaus in Berlin an die Seite stellen. An Höhe steht es diesem, als ein nur eingeschossiger Bau, bedeutend nach: das Maass vom Terrain bis zur Oberkante der Traufrinne beträgt fast genau 7 Meter. Immerhin überragte es die benachbarte niedrige Altismauer noch so beträchtlich, dass Pausanias um einen innerhalb der letzteren befindlichen Altar seiner Lage nach festzustellen, den Ausdruck gebrauchen konnte, er liege zur Rechten des Leonidaions, d. h. in dem südwestlichen Winkel der Altis, wo man den bedeutenden Bau über die Mauer ragen sah.

Die äussere Säulenhalle, deren System unsere Fig. 75 zeigt, war in ionischem Stile gehalten, freilich mit wesentlichen Abweichungen von den Schematen der älteren classischen Epoche. Die Bildung der Säulenbasis

Fig. 75.

ist durch die Betonung des Plinthos eine ganz eigenartige, das Capitell, der asiatischen Form mit eintheiligem Spiralband verwandt, nähert sich dem in der römischen Zeit üblich gewordenen, Adel, Feinheit und Schwung der Zeichnung entbehrenden, Typus. Das Gebälk besteht aus einem zwei-

theiligen Architrav, auf den, unter Weglassung des Frieses, unmittelbar der mit Zahnschnitt geschmückte Kranzleisten folgt. Diese Bautheile sind sämmtlich aus Poros gefertigt; nur die den Bau abschliessende Sima, die Traufrinne, ist aus Terracotta hergestellt. Schon in den ersten Wochen der Ausgrabungen tauchten Fragmente dieser Rinne auf und kamen im Verlaufe der Arbeit in so beträchtlicher Anzahl zu Tage, dass man auf eine erhebliche Ausdehnung des Bauwerkes schliessen durfte, dem sie einst angehört hatten. Das Ornament, in kräftiger Plastik gehalten, besteht aus einem mit Akanthosblättern geschmückten Rankenmuster, aus welchen sich die krönenden Doppelpalmetten entwickeln; dazwischen führen Löwenmasken als Trauföffnungen das Niederschlagswasser ab.

Diese Sima ist, wie auch der Holzschnitt erkennen lässt, auf dem gelben Thongrunde ziemlich reich bemalt. Sie schliesst oben mit einem Wellenleisten ab, der mit braunrother Farbe das übliche Blattschema zeigt; unterhalb der Ranken zieht sich ein in Roth, Schwarz und Gelblichweiss gehaltener Mäander hin, und auch die überragende Unterfläche ist mit einer braunrothen Perlenschnur geziert. Auch die Löwenköpfe waren nicht ohne Farbenspuren, namentlich scheinen ihre Mähnen, Lippen und Zungen intensiv roth gefärbt gewesen zu sein.

Die Halle, welche den inneren quadratischen Hof umschloss, gehörte der dorischen Stilversion an; in ihren Einzelformen zeigt sie ebenfalls die charakteristischen Merkmale der späteren Zeit: in dem Capitell ein geradlinig gezeichnetes, fast kegelförmiges Echinosglied und einen niedrigen Abacus darüber, in dem Gebälk ziemlich gedrückte Verhältnisse. Die Säulen waren mit Rücksicht auf die von der Hofseite aus erfolgende Beleuchtung der Gemächer sehr weit gestellt, so dass in dem Triglyphenfriese je drei Metopen zwischen je zwei Säulen Platz fanden. Auch war wohl aus gleichem Grunde das Verhältniss der Säulen sehr schlank gewählt. Ein besonderes Interesse bietet die dorische Halle durch die theilweis vortreffliche Erhaltung ihres einstigen Farbenschmuckes. Man hatte in späterer Zeit die ursprüngliche Oberfläche aufs neue verputzt, und diesem Umstande danken wir es, dass man die frische Farbe der hellenischen Bemalung unter der abgelösten Stuckschicht bewahrt findet. So sehen wir denn die Triglyphen des Frieses dunkelschwarzblau, ihre Häupter roth gefärbt. Zwischen den letzteren und dem Kranzleisten zog sich eine dreigetheilte, feine Gliederung hin, zunächst eine niedrige Blattwelle, die auf rothem Grunde blaue, weissgeränderte Blättchen trug; darüber folgte eine Leiste mit neuntheiligem Mäander in rother Zeichnung auf blauem Grunde; hierüber endlich die Blattwelle unter dem Kranzleisten

in ganz eigenthümlicher, überraschender Färbung: Ihre eiförmigen Blätter zeigten sich nämlich nicht, wie das häufig vorkommt, alternirend in zwei Farben bemalt, sondern jedes einzelne Blatt war getheilt, die eine Hälfte blau, die andere gelb gefärbt. Also ein beliebtes Motiv der Renaissance, die Mi-parti-Färbung, und sogar in complementären Farben, sehen wir bereits im vierten Jahrhundert vor Christo auftreten, während man dasselbe zuvor nicht früher nachzuweisen vermochte, als in pompejanischen Decorationen späterer Epoche. Den Triglyphen entsprechend sind die Tropfenplatten (viae) schwarzblau gefärbt. Ueber dem Kranzleisten endlich lief eine Blattwelle, die in der gewohnteren Weise aus abwechselnd rothen und blauen Blättern gebildet war. An den Capitellen und an den Metopen haben sich keine Spuren einer Bemalung erhalten.

Die beiden im einzelnen besprochenen Säulenhallen umschlossen nun einen vierflügligen Bau, von welchem drei Seiten die gleichmässige Tiefe von rund 10 Meter besassen, während die westliche, augenscheinlich bevorzugte Seite in der erheblichen Tiefe von 15 Meter angelegt wurde. Hier lag offenbar ein bedeutender Saal, an welchen sich nun eine Reihe von Gemächern anschloss, die meist durch die ganze Tiefe des Bauwerks reichten. Da wir uns auch die lichte Höhe dieser Gemächer, 5,82 Meter bis zur Decke, berechnen können, so vermögen wir uns unschwer ein Bild von der Grossräumigkeit der saalartigen Compartimente zu machen, aus denen sich der grosse, monumentale Bau zusammensetzte.

Was aber war seine Bestimmung? — Die Gruppirung weiter Säle um einen säulenumgebenen Hof hat Herrn Dr. Dörpfeld, unter dessen Leitung die Aufdeckung erfolgte, zunächst an einen Bau für gymnastische Zwecke denken lassen, an eine Palästra, und in der That steht einer solchen Annahme Nichts entgegen, auch nicht die angebliche Beschränktheit des Hofes, welche man dagegen angeführt hat. Bei seinen 27 Meter Tiefe war dieser Raum durchaus genügend für die Uebungen im Ring- und Faustkampf, im Springen und Speerschleudern. Nur der Diskoswurf konnte nicht wohl hier ausgeführt werden, dass aber dieser auch in weit späterer Zeit im Freien, am Alpheiosufer geübt wurde, scheint die früher erwähnte Stelle des Statius anzudeuten. Die im Norden liegenden Bauten des Gymnasions und der Palästra sind zweifellos jüngeren Datums als das Leonidaion: so könnte man das Letztere für die ältere Gymnasionanlage ansehen, die später nicht mehr ausreichen mochte, durch ausgedehntere Bauten ersetzt und so für andere Zwecke disponibel wurde. Auch der Name Leonidaion steht dem nicht im Wege: dass Gymnasien mit dem Namen ihres Stifters belegt wurden, ist eine öfters verbürgte

Thatsache. Auch in der Hauptstadt Elis hiess ein Theil des Gymnasions nach seinem Stifter das Lalichmion.

Andererseits folgt aus der Anlage des Leonidaions nicht eben mit Nothwendigkeit, dass es gymnastischen Zwecken gedient habe. In neuster Zeit wird es officiellerseits für das Theokoleon gehalten.

Die Reihe grosser luftiger Säle mit daran geschlossenen schattigen Wandelgängen kann sehr wohl auch für eine andere Bestimmung passend gewesen sein. Da wir aus Pausanias wissen, dass zu seiner Zeit in diesem Gebäude hochgestellte Fremde, die römischen Statthalter, ihr Absteigequartier besassen, so mag vielleicht auch schon der Stifter des ursprünglichen Baues diesem eine ähnliche Bestimmung gegeben haben, vornehme Festgäste mochten hier mit ihrem Gefolge gastfreundlich aufgenommen und verpflegt werden. Dass hier lange Zeit ein lebhafter Wagenverkehr stattgefunden hat, bezeugen die deutlichen Spuren von Radgeleisen innerhalb der nördlichen Aussenhalle, von wo aus ein Haupteingang in der Axe des Gebäudes zum Inneren führte; wo indessen die Einfahrt in diese Halle lag, ist bisher nicht ermittelt worden, da ein beträchtlicher Theil derselben nicht mehr ausgegraben werden konnte.

Nachdem das umfangreichste Gebäude Olympias, das Leonidaion, als dem alexandrinischen Baue unmittelbar vorangehend, im Vorigen seine Darstellung gefunden hat, werden wir nunmehr zur Betrachtung des Philippeion übergehen können.

Es war wohl hauptsächlich der Wunsch, dem Vater ein bleibendes, unter den Augen Griechenlands unvergessliches Denkmal zu setzen, der Alexander bestimmte, ihm und seiner gesammten Familie einen tempelartigen Bau in Olympia zu errichten, das Philippeion. Die Nachricht des Pausanias, dieser Bau sei von Philipp selbst nach der Schlacht bei Chaironeia erbaut, kann wohl nur auf der Aussage solcher Fremdenführer beruhen, welche unvorsichtig genug waren, sich die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe nicht klar zu machen. Denn zwischen der Schlacht und dem Tode des Philipp liegt eine viel zu kurze und für den König von Kampf und Arbeit erfüllte Zeit, als dass das Bauwerk zu seinen Lebzeiten hätte errichtet, oder gar mit dem Schmucke von nicht weniger als fünf aus einer Hand hervorgegangenen, lebensgrossen Goldelfenbeinfiguren ausgestattet werden können.

Und unter diesen Bildnissen befand sich ja auch das der Olympias, der unwürdigen Gattin des Königs, die von diesem verstossen war und schwerlich von dem zum zweiten Male Vermählten in die Familiengruppe

aufgenommen sein konnte, während des Sohnes Pietät der Mutter diesen Platz nicht versagen mochte.

Man wird also diese Ausführung — mag auch etwa Philipp bereits den Gedanken daran ausgesprochen haben — sicher erst der Zeit Alexanders zuschreiben dürfen.

Wer sich aus Pausanias Schilderung des Philippeions ein Bild von diesem Gebäude gemacht hatte, wird, nachdem dasselbe zu Tage gekommen, sich stark getäuscht und überrascht sehen. Der Perieget beschreibt dasselbe folgendermaassen: „Innerhalb der Altis ist auch ein rundes Haus, das Philippeion genannt; auf der Spitze dieses Philippeions befindet sich ein eherner Mohnkopf, der die Sparren zusammenhält. Dieses Gebäude liegt nahe dem Ausgange beim Prytaneion, zur Linken, ist aus Ziegelsteinen erbaut, und Säulen stehen um dasselbe herum. Es ist von Philipp erbaut, nachdem bei Chaironeia Hellas gefallen war. Es stehen dort Philipp und Alexander und mit ihnen Amyntas, der Vater des Philipp. Es sind Werke des Leochares aus Elfenbein und Gold, wie auch die Bildnisse der Olympias und Eurydike."

Rundbauten aus hellenischer Zeit waren nicht nur durch literarische Zeugnisse bekundet, sondern man kannte ihrer auch mehrere und musste geneigt sein, die bekannte Form auf das Philippeion zu übertragen. Die ältesten Rundbauten, die man kannte, das sogenannte Schatzhaus des Atreus in Mykenai und ein ähnliches ebenda zeigten die durch Schliemanns Ausgrabungen in Orchomenos durch ein neues Beispiel belegte Form der Tholos, eine bienenkorbartige Gestalt. Dass derselbe Ausdruck auch für künstlerischer gestaltete Rundbauten gebraucht ward, konnte man wohl aus dem so benannten Gebäude abnehmen, welches der Meister Polykleitos in Epidauros errichtet hatte. Die archäologische Gesellschaft zu Athen hat seit dem Jahre 1881 die Ueberreste von Epidauros ausgegraben. Dabei zeigte die erwähnte Tholos eine Feinheit der Technik, die sich nur mit der gleich hohen am Erechtheion vergleichen lässt. Drei aus grossen Conglomeratblöcken geschichtete Ringe verliehen zwei concentrischen Säulenstellungen eine Unterlage, von denen die äussere dorisch, die innere dagegen korinthisch war. Zwischen beiden war die Tempelwand. Ferner führten den Namen Tholos auch die Räume, welche traditionell einen Bestandtheil der Prytaneen bildeten.

Ein anderes Rundgebäude, das Pausanias nicht mit dem Namen Tholos sondern mit demselben Ausdrucke wie bei dem Philippeion einfach ein rundes nennt, stand, von Epimenides errichtet, auf dem Markte zu Sparta und barg die Bildsäulen des olympischen Zeus und der olym-

pischen Aphrodite, weiterer Rundbauten nicht zu gedenken, von denen wir nichts als ihr einstiges Vorhandensein erfahren.

Das vor allen künstlerisch gestaltete Rundgebäude auf hellenischem Boden ist der zierliche Bau des bekannten Lysikrates-Denkmals in der Dreifussstrasse Athens, welches, einst in ein Kapuzinerkloster verbaut und jetzt freigelegt, zu den bemerkenswerthesten Ruinen der attischen Hauptstadt zählt. In seinen Abmessungen sehr klein, nur als Unterbau eines kostbaren Dreifusses dienend, zeigt es einen kreisrunden Kern, an welchen sich sechs korinthische Halbsäulen schliessen, das Ganze mit einem kunstvollen Marmordache geschmückt. Die verhältnissmässig späte Erbauungszeit — nach 334 v. Chr. — liess ebensowenig wie die bescheidenen Dimensionen eine Schlussfolgerung auf die älteren und grösseren Rundbauten zu. So hatte man sich gewöhnt, die Form der Rundtempel, welche uns in den erhaltenen Ruinen der sogenannten Vestatempel in Rom und in Tivoli entgegentritt, nicht auf hellenische Vorbilder zurückzuführen, sondern in ihnen Neuschöpfungen der Römer zu erblicken, die sich hierbei nach Ausbreitung ihres Weltreiches über den Osten vielleicht an ein orientalisches Motiv angelehnt haben mochten.

Nun sehen wir durch die Aufdeckung der Tholos des Polykleitos zu Epidauros wie des Philippeions, dass dem nicht so ist, dass auch für die Form des Rundtempels mit äusserer umlaufender Säulenhalle, des Centralperipteros, Griechenland das Vorbild für Rom abgegeben hat.

Denn ein solcher ist sowohl die Tholos des Polykleitos wie auch das Philippeion: eine kreisförmige Cella umgeben von einem Kranze von achtzehn ionischen Säulen. Der ganze Bau, von welchem nur noch die Fundamente der beiden concentrischen Ringe an Ort und Stelle liegen, während die Bauglieder weit verschleppt und vielfach zu späteren Bauten wiederverwendet aufgefunden wurden, dieser Rundbau erhob sich auf vier Stufen von pentelischem Marmor, von denen die drei oberen eine eigenthümliche Detailbildung zeigen. Es ist nämlich sowohl die Fläche, auf welche man den Fuss setzt, wie auch die lothrechte Vorderfläche derselben in der Weise bearbeitet, dass ein bandartiger Rand zu beiden Seiten abgemeisselt ward, wodurch nun die Mittelfläche spiegelartig hervortritt. Ferner sind die Stufen noch in weiteren zwei Absätzen unterschnitten, so dass sie durch tiefe Schatten von einander gesondert erschienen. (Vgl. Fig. 76.)

Der Durchmesser des Kreisbaus beträgt in der dritten Stufe gemessen 15,25 Meter.

Auf den Stufen erhoben sich die achtzehn schlanken ionischen Säulen

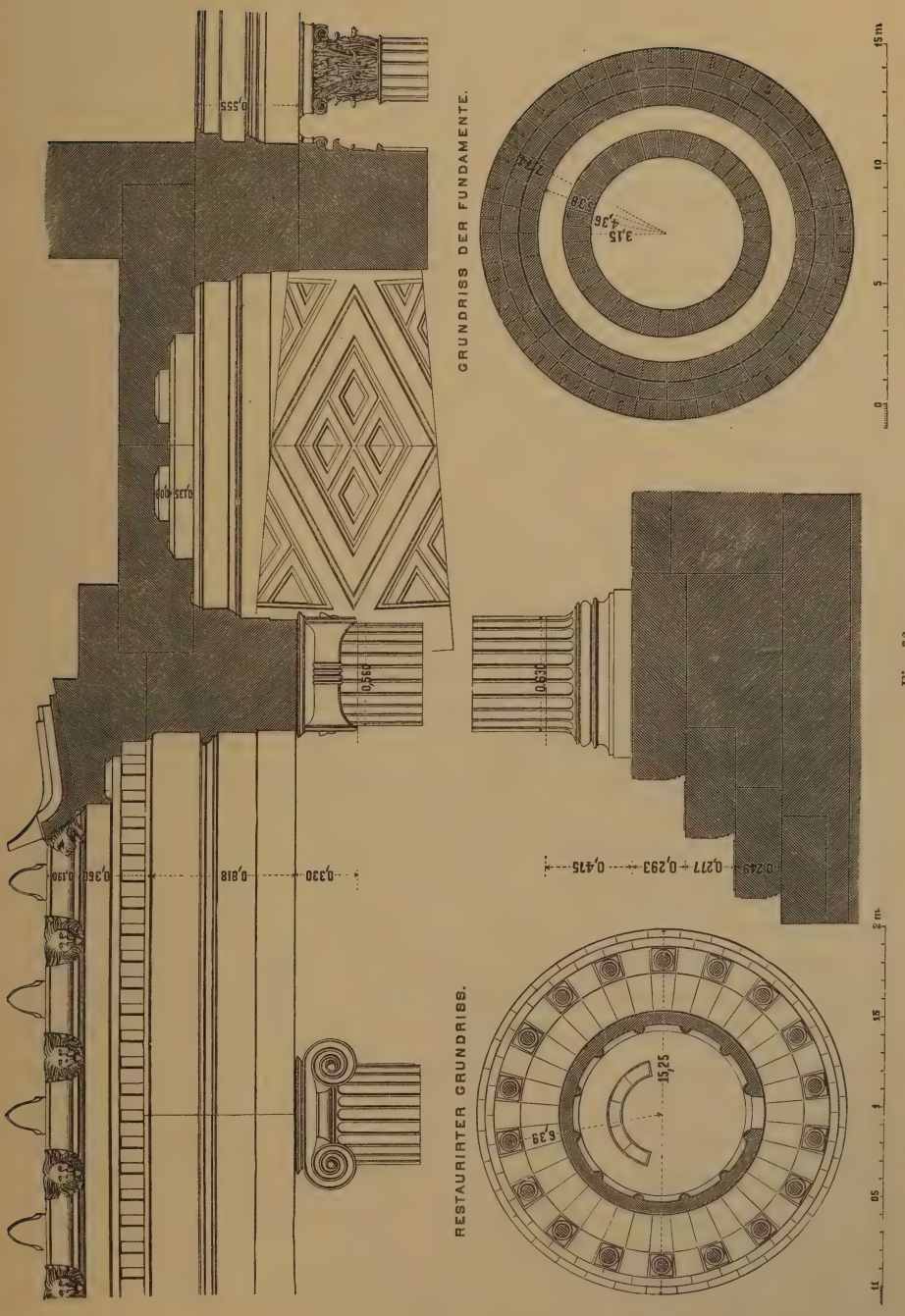

GRUNDRISS DER FUNDAMENTE.
RESTAURIRTER GRUNDRISS.
0,555
0,560
0,630
0,330
0,818
0,360
0,190
0,415
0,293
0,277
0,249
15,25
6,39
3,15
4,36
5,38
7,74
0
5
10
15 m
2 m

Fig. 76.

aus parischem Marmor des im Lichten 1,70 Meter breiten Umgangs, auf denen ein Porosgebälk ruhte, das aus ionischen und korinthischen Motiven zusammengesetzt ist. Die Decke des Umgangs war aus Marmorplatten gebildet, welche ein Rhombenmuster trugen. Zweifelhaft bleibt, ob die Sparren, welche in dem ehernen Mohnkopf zusammenliefen, nur bis zu der Cellamauer gingen, und der Umgang sein eigenes ringförmiges Dach besass, oder ob der ganze Bau unter gemeinsamen Dache stand. Wahrscheinlicher ist das Erstere, weil man nur so sich ausreichende Lichtöffnungen angebracht denken kann. Diese würden dann schicklicher Weise in dem über das Umgangsdach hinausreichende Mauerwerk der Cella ihren Platz gefunden haben.

Die Sima war von Marmor, das Dach aber von Ziegeln.

Die Innenwände der Cella waren durch zwölf korinthische Halbsäulen gegliedert, deren schön gezeichnete Capitelle aus vier übereinander geordnete Reihen von Akanthosblättern gebildet wurden. (Fig. 76.)

Innerhalb dieser Cella erhob sich das gemeinsame Bathron für die fünf Statuen des Leochares. Von seinen Blöcken haben sich so viele theils innerhalb der Ruine, theils in deren nächster Nähe vorgefunden, dass man sich die Aufstellung der Figuren vollkommen vergegenwärtigen kann. Das Bathron bildete im Grundrisse ein Ringstück von etwas mehr als dem dritten Theile des vollen Ringes, dessen Durchmesser 4,50 Meter betrug. Man wird sich mithin die Gruppe in einer centralen Aufstellung zu denken haben, so dass das Ringstück zu der Peripherie der Cellawand concentrisch lief. Auf diese Weise konnte man die Figuren nicht nur von vorn betrachten, sondern es verblieb zwischen Bathron und Mauer noch ein freier Wandelgang von nahezu $1^1/_2$ Meter Breite, so dass auch ein Beschauen der Gruppe von der Rückseite aus ermöglicht war. Von den oberen Blöcken, welche mit einem fein profilirten und sehr sauber sculpirten Blattwellenleisten umsäumt waren, haben sich vier erhalten; es fehlt nur der fünfte. Sie enthalten die eingetieften Bettungen für die Plinthen der Statuen, aus deren Form man ersehen kann, dass sämmtliche Personen stehend dargestellt waren, und dass sie das Maass der Lebensgrösse nicht überschritten. Die Vertheilung der fünf Statuen wird man sich so zu denken haben, dass Philipp den Mittelplatz einnahm. Zu seiner rechten Hand dürfte sein Vater Amyntas, zur linken Alexander gestanden haben, während die beiden Frauen auf den äusseren Enden aufgestellt waren, und zwar Eurydike zur Seite des Amyntas, Olympias neben ihrem Sohne. —

In den Ausgang des 4. oder den Beginn des 3. Jahrhunderts fällt

die Erbauung derjenigen für die gymnastischen Uebungen bestimmten Anlagen, welche die Ausgrabungen zu Tage gefördert haben. Sie liegen im Westen der Altis, wo Otfried Müller sie richtig vermuthet hatte, in der Nähe des Kladeos, gegen dessen scharfe Strömung man sich durch eine sein ganzes linkes Ufer einfassende, leicht geböschte Futtermauer aus mächtigen Conglomeratblöcken geschützt hatte, die schon Pouqueville nach ihrem Zweck und in ihrer ganzen Ausdehnung erkannte.

Die Nähe des fliessenden Wassers zum erquickenden Bade nach den Anstrengungen der gymnastischen Spiele war offenbar für Gymnasien und Palästren erwünscht und gesucht. So lag auch das Gymnasion der Haupstadt Elis hart am Peneios; der Platanistas, die Stätte der gymnastischen Uebungen für die jungen Spartaner an den Zuflüssen des Eurotas; das Gymnasion von Korinth bei der Quelle Lerna. Die Gymnasien des wasserarmen Athen dagegen mussten wohl mit künstlichen Zuleitungen vorlieb nehmen.

Mit Sicherheit darf man voraussetzen, dass in Olympia bereits vor diesen der Diadochenzeit angehörigen Baulichkeiten Anlagen für die gymnastischen Uebungen vorhanden gewesen sind. Aber es ist von solchen älteren Bauten dieser Art nachweislich Nichts übrig geblieben, und auch die aufgedeckten palästrischen Bauten zeigen sich von Grund aus in einem Gusse ausgeführt, sie sind Neubauten, nicht Umbauten auf älterer Grundlage.

Aber trotz ihrer späten Erbauungszeit sind die gymnastischen Anlagen Olympias immer noch die frühsten, welche uns aus dem Alterthum geblieben sind. Die zahlreichen und zum Theil wohlerhaltenen Gymnasien, welche wir auf kleinasiatischem Boden kennen, und zu denen die jüngsten Ausgrabungen in Pergamon noch ein neues Beispiel gefügt haben, sie gehören sämmtlich einer späteren Epoche an. Sie befinden sich auch keineswegs in Uebereinstimmung mit der Beschreibung, welche Vitruv von der Einrichtung eines hellenischen Gymnasions älterer Fassung hinterlassen hat, und welche offenbar auf concrete Fälle zurückzuführen ist. Leider ist diese Beschreibung trotz aller Umständlichkeit ohne die verloren gegangenen Zeichnungen so unklar, dass die Gelehrten, die auf ihr fussend eine Reconstruction der Anlagen versucht haben, zu den allerverschiedensten Lösungen gelangt sind.

Gewiss war es ein erstrebenswerthes Ziel für den Freund des Alterthums, ein genaues Bild von denjenigen Räumlichkeiten zu gewinnen, in welchen der gebildete Hellene den grössten Theil seines Lebens zubrachte. Denn diese Räume dienten ja keineswegs den körperlichen Uebungen

allein: hier war ja der Mittelpunkt auch des gesammten geistigen Lebens, hier lehrten die Weltweisen, sprachen die Volksredner, hierher kam man, um mit einander zu plaudern, die Neuigkeiten des Tages auszutauschen, die brennenden politischen und socialen Fragen zu behandeln.

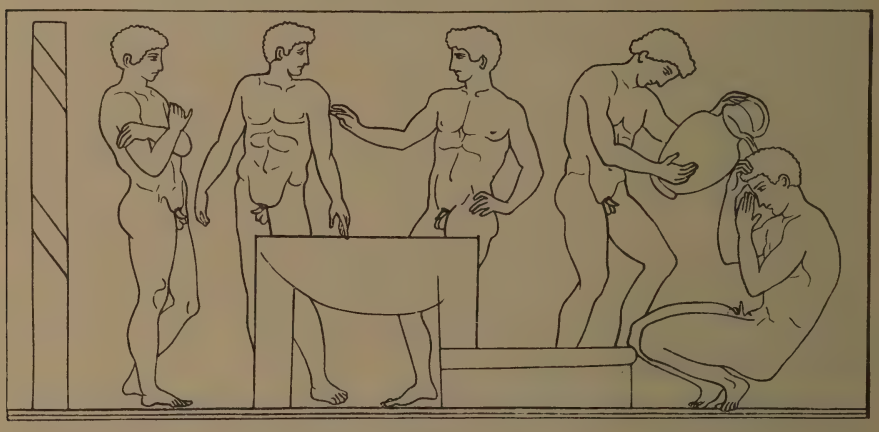


Fig. 77.

Und in wie enger Beziehung steht die Ringschule zur Entwickelung der bildenden Kunst! Wo anders konnten Maler und Bildhauer ihre Modelle besser finden als hier! Bei der natürlichen Abneigung der

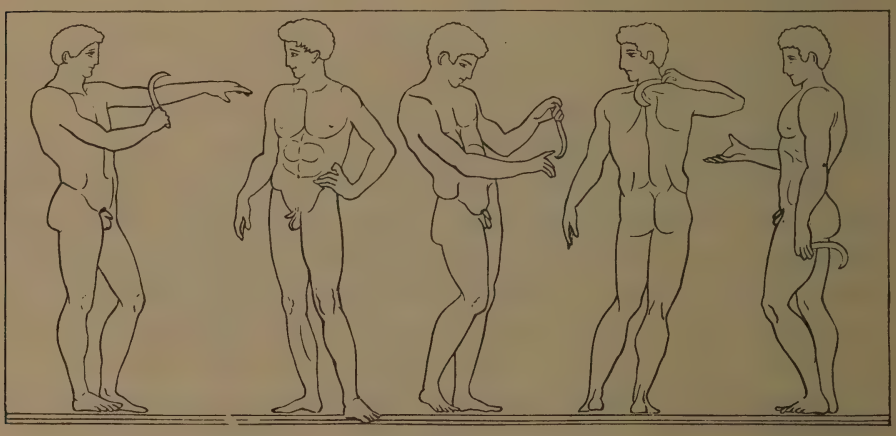


Fig. 78.

Griechen, den todten Körper zu zergliedern, war von einer auf diesem Wege gewonnenen Kenntniss der Anatomie kaum die Rede. Aber dafür bot reichlichen Ersatz das beständige Studium am lebenden Modell, welches sich den Künstlern in Gymnasion und Palästra mühe- und

kostenlos Tag für Tag bot. Wie diese günstige Gelegenheit ausgenützt wurde, dafür geben ja die zahllosen Vasenbilder reichliches Zeugniss, auf denen die den gymnastischen Uebungen abgelauschten Motive verwerthet werden. Gestalten wie die in den Figuren 77 und 78 beispielsweise wiedergegebenen zeigen, wie man in den Gymnasien seine Actstudien machte. Und welche prachtvollen Modelle standen hier an Männern und Jünglingen unter der Schaar freier, nur ihrer allseitigen Entwickelung lebender Hellenen zu Gebote! Unsrem heutigen verkümmerten Geschlechte scheinen die Körper der hellenischen Bildner alle idealisirt, über die Wirklichkeit hinaus verfeinert und veredelt. Aber es wäre gewiss ein Irrthum zu glauben, dies sei thatsächlich geschehen: Die Modelle waren in der That so schön und vollkommen, dass sie nur abgeschrieben zu werden brauchten. So schildert sie auch Solon bei Lukian dem Skythen Anacharsis gegenüber, wenn er auf die Ringenden deutend in die begeisterten Worte ausbricht: „da sind unsre röthlichen und von der Sonne ins Braune gefärbten Jünglinge ganz andere Leute. Sie haben ein männliches Ansehen, sind voller Seele, Wärme und Manneskraft, sind weder runzlich und dürr, noch durch ihre Schwere sich selbst zur Last, sondern von einer Wohlgestalt, die in den schönsten Umriss eingeschlossen ist, indem sie alles überflüssige Fleisch weggearbeitet und ausgeschwitzt, und nur das, was von allem ungesunden Zusatz rein, derb und kräftig ist, behalten haben — Vortheile, die sie ohne jene Leibesübungen und die damit verbundene Lebensordnung nicht geniessen würden. Denn diese sind dem menschlichen Körper, was das Schwingen dem Weizen ist: alle Acheln und Spreu fliegen davon, und das reine Korn drängt sich dicht in einen Haufen zusammen.“

„Es brauchte nichts, als einen von jenen Blässlingen, die immer im Schatten gelebt haben, mit einem aus denen, die in der Ringschule geübt worden sind, wenn er sich das Oel und den Staub wieder abgewaschen hat, zusammenstellen zu können; und ich bin gewiss, wenn man dich fragte, welchem von beiden du gleichen möchtest, du würdest, ohne sie vorher auf eine andere Probe gestellt zu haben, dem blossen Anblick nach lieber der derbe und zusammengeschlagene Jüngling, als der weiche Zärtling sein, der bloss darum so weiss ist, weil all sein bischen Blut sich in die inneren Theile zurückgezogen hat.“

Umgekehrt wirkte wiederum die Kunst auf die Veredelung der Körperbildung zurück; man suchte die Stellungen, welche die Künstler als die schönsten herausgefunden hatten, nachzuahmen, ward empfänglich für edle Haltung, Anmuth und Wohlanstand. So sagt Lukian: „Weil die

Jünglinge sich vor einer so grossen Menge entkleiden müssen, so glauben wir, werden sie für ihre Wohlgestalt Sorge tragen, dass sie sich nicht zu schämen haben, nackt zu erscheinen, und ein Jeder sich zum Siegeswürdigsten mache.“ Und so singt Simonides:

„Erstes Gut ist dem Erdensohn Gesundheit,
Zweites: schön von Gestalt einherzuwandeln.“

Und dieses zweite der Erdengüter ist auch den heutigen Nachkommen der Hellenen als Erbtheil geblieben. Darin sind alle Besucher Neugriechenlands — wie verschieden sonst ihr Urtheil über seine heutigen Bewohner sein mag — einig, dass die äussere Erscheinung der Männer eine überaus vortheilhafte ist. Wuchs, Haltung und Gang des ärmlichsten Hirten oder Maulthiertreibers ist ein wahrhaft königlicher. Wer eine Gruppe von Griechen die Rhomäika oder gar einen Schwerttanz ausführen sah, wird, wenn er diese die Kraft mit der Anmuth paarenden Bewegungen mit den Tanzleistungen unserer Bauernjugend — und auch mit denen unserer Salons — vergleicht, nicht zweifeln, wohin er die Palme zu reichen hat. —

Jene Stätte also, welche zugleich mit der körperlichen Ausbildung der alten Hellenen dem wissenschaftlichen und geselligen Verkehr als Mittelpunkt diente, in ihrer baulichen Einrichtung kennen zu lernen, konnte wohl als ein berechtigter Wunsch gelten. Die olympischen Ausgrabungen haben bis zu einem gewissen Grade seine Erfüllung gebracht. Wenn auch die Einzelräume sich mit der bei Vitruv angegebenen Disposition nicht überall decken mögen, so ist doch durch die Gesammtanlage eine recht klare Illustration zu dem Text des augusteischen Architekten gewonnen, und wird umgekehrt durch letzteren der aufgedeckte Grundriss erklärt.

Die Bezeichnungen Gymnasion und Palästra haben nicht zu allen Zeiten dieselbe Sache bedeutet. In älterer Zeit scheint man unter Palästra nur die Anlage für Ringen, Faustkampf und Springen verstanden zu haben, während das Gymnasion neben der ihm als Theil zugehörigen Palästra noch die Einrichtungen für den Lauf, den Diskos- und Speerwurf enthielt. Später erscheinen die beiden Begriffe nicht mehr streng auseinandergehalten worden zu sein.

So bezeichnet denn Vitruv die Gesammtanlage als Palästra und giebt eine genauere Anweisung zum Bau einer solchen nach hellenischer Weise. Er schweift damit von seinem eigentlichen Thema ab, welches die zeitgenössische Baukunst behandelt, und geht auf ein baugeschicht-

liches Thema über. Denn zu seiner Zeit hatte sich, wie uns die erhaltenen Ruinen zeigen, aus dem älteren Gymnasium längst etwas Anderes gestaltet. Die Gymnastik selbst war zur Nebensache geworden. Die Räume für das Bad und für die Pflege der Geselligkeit waren das Maassgebende das Bauprogramm Beherrschende. Gegenüber der verwickelten Grundrissanlage, die uns in den Ruinen des Gymnasions von Hierapolis und von anderen Glanzstätten der Diadochenzeit entgegentreten, erscheint die von Vitruv beschriebene und durch die olympischen Ausgrabungen belegte Anlage des älteren hellenischen Gymnasions von grosser Einfachheit.

„Obschon sie nicht nach italischem Brauche sind" so beginnt der Autor das entsprechende Capitel, „so scheint es mir jetzt doch angemessen, von den baulichen Anlagen der Palästren erklärend zu berichten und darzulegen, wie solche bei den Griechen hergestellt wurden."

„In den Palästren sind quadratische oder oblonge Säulenhöfe anzulegen, so dass die Länge, welche man zu deren Umwanderung ringsum gebraucht, gleich zwei Stadien ist, was die Griechen Diaulos nennen. Von diesen Säulenhallen sollen drei einfach angelegt werden, die vierte aber, die nach Süden liegt, doppelt, so dass, wenn heftiger Wind herrscht, sein Wehen nicht bis in den inneren Theil gelangen kann. An die drei Hallen sollen sich geräumige Säle anschliessen, mit Sitzen versehen, auf denen Philosophen, Rhetoren und wer sich sonst an geistiger Unterhaltung ergötzt, im Sitzen disputiren können. Im Anschluss an die doppelreihige Halle aber sollen folgende Räume liegen: in der Mitte das Ephebeum; dies ist ein sehr grosser, mit Sitzplätzen versehener Saal, um ein Drittheil länger als breit; zur Rechten das Coryceum und demnächst das Conisterium; vom Conisterium aus an der Wendung der Halle das kalte Wasserbad, was die Griechen Lutron nennen. Zur linken des Ephebeums das Eläothesium, demnächst das Frigidarium, und von hier bei der Wendung der Halle der Gang in den Heizraum. Demnächst am Frigidarium soll das gewölbte Schwitzbad angelegt werden, doppelt so lang wie breit; dies soll an seiner einen Ecke das laut früherer Beschreibung eingerichtete Laconicum und diesem gegenüber das Warmwasserbad haben."

„Genau so, wie ich auseinandergesetzt habe, müssen also die Umgangshallen in der Palästra angelegt sein."

Die so besprochene Anlage bildet laut der weiter folgenden Beschreibung nach Vitruv den Kern des Ganzen, um welchen herum sich nun die weiteren Bestandtheile des Gymnasions, Laufbahnen, Wandelgänge und Anderes in drei Hauptflügeln gruppiren. Die eingehende Specialität, mit welcher der Autor die Aufeinanderfolge der einzelnen Räum-

lichkeiten präcisirt, legt den Gedanken sehr nahe, dass ihm ein ganz bestimmtes Beispiel vorgeschwebt hat, welches er in das Allgemeine übertrug. Schwerlich dürften die älteren griechischen Gymnasien sämmtlich nach der nämlichen Schablone gearbeitet gewesen sein. In Olympia sehen wir bereits eine sehr wesentliche Abweichung: der von Vitruv beschriebene Säulenhof mit seinen Sälen und Zimmern bildet nicht den Kern einer grösseren Anlage, sondern ein völlig selbständiges Gebäude. Die übrigen Baulichkeiten schliessen sich ebenso selbständig im Norden an, und erst die Römerzeit hat zwischen beiden ein Bindeglied in dem später zu besprechenden Propylaion geschaffen.

Auch die von Vitruv genannten Baderäume sind von der Anlage der Palästra abgesondert, sie dürften in dieser Ausdehnung überhaupt schwerlich je ein Bestandtheil des älteren griechischen Gymnasions gewesen sein. Fehlt doch zur vollständigen Thermenanlage Nichts mehr, als das Tepidarium, das laue Luftbad, welches zwischen dem Frigidarium und dem Schwitzbad den angenehmen Uebergang vermittelt. In unserer olympischen Palästra finden wir keine andere Badeeinrichtung als ein geräumiges 1,38 Meter tiefes Bassin in dem Zimmer der Nordostecke.

Fällt die Badeeinrichtung aus, so entspricht die Anlage durchaus der Vitruvischen Beschreibung. Wir sehen einen von Säulenhallen umgebenen Binnenhof. Der Umgang der Hallen beträgt zwar nicht zwei Stadien, aber genau eins. Die südliche Halle besitzt die vorschriftsmässige doppelte Säulenstellung. Hier liegt ein langgestreckter Hauptsaal, den man mithin wohl für das Ephebeion, den „Salon“ der jungen Männer, halten darf. Zu seinen beiden Seiten, jedoch ohne Verbindung mit ihm, liegen kleine quadratische Vorräume, neben denen auf den Ecken die durch drei Thüren zwischen Säulen und Anten nach Süden geöffneten Eingangshallen disponirt sind. In dem östlichen Vorraum befinden sich die Reste einer Anlage, welche man als einen Altar erklärt hat.

Die übrigen drei Flügel, von denen jeder ungefähr 66 Meter lang ist, werden von Sälen verschiedener Dimensionen eingenommen, an deren Wänden entweder Sitzbänke umlaufen, oder die auch ohne solche sind und voraussichtlich gymnastischen Zwecken dienten. Unter den letzteren werden wir das Apodyterion, das Auskleidezimmer, das Elaiothesion, den Aufbewahrungsort für das Salböl, und das Konisterion, das Gemach, wo die Ringer sich mit Staub oder Asche bewarfen, zu suchen, haben. In den grösseren Sälen wird man bei ungünstiger Witterung Ring- und Faustkampf geübt haben. Bei gutem Wetter aber diente hierzu der grosse von einer breiten und flachen Wasserrinne umgebene Hof,

während die Säulenhallen den Schaulustigen bequeme Wandelgänge gewährten. Sowohl für die bedeckten Kampfplätze wie für den Hof muss man sich die blosse aufgegrabene oder aufgewühlte Erde als Fussboden denken, die, um Staub zu vermeiden, wohl oft noch mit Wasser benetzt ward.

Das ist der Schauplatz, an welchem sich jene Scenen vollziehen, welche Lukian den uneingeweihten Barbaren Anacharsis freilich etwas langathmig aber im Ganzen doch ergötzlich schildern lässt:

„Aber sage doch, Solon, was wollen die Jünglinge da? Die Einen umschlingen einander und unterschlagen Einer dem Andern ein Bein; Andere würgen einander im Schmutze herum, wie die Schweine. Und doch sah ich, wie sie sich anfangs, gleich nachdem sie sich entkleidet hatten, mit Oel einsalbten, und wie da der Reihe nach Einer den Andren ganz friedlich einrieb. Darauf aber weiss ich nicht was sie anwandelte: Denn auf einmal rennen sie mit gebückten Köpfen gegen einander und stossen die Stirnen zusammen wie die Böcke. Und siehe, Einer hebt den Andern bei den Beinen empor und lässt ihn zu Boden fallen; dann wirft er sich auf ihn und lässt ihn nicht emporkommen, sondern drückt ihn noch tiefer in den Schmutz hinein; endlich schlingt er die Beine um seinen Leib, den Arm drückt er ihm an die Kehle und würgt ihn erbärmlich. Dieser aber klopft ihm auf die Schulter und bittet, wie mir scheint, ihn doch nicht vollends zu ersticken. Des Oels ungeachtet besudeln sie sich so, dass man gar nicht mehr sieht, wie sie sich gesalbt haben. Und lächerlich ist es zu sehen, wie sie mit Schmutz und Schweiss überzogen, wie Aale sich aus den Händen schlüpfen.

Wieder Andere thun dasselbe im Freien des Hofes, hier aber ohne den Schmutz. Sie haben nämlich eine Menge Sand in jene Grube geworfen, womit sie sich wechselseitig bestreuen und sich selbst freiwillig bewerfen, wie scharrende Hähne, ohne Zweifel, um im Ringkampfe desto weniger entschlüpfen zu können, indem der Sand das Schlüpfrige benimmt und ein festeres Anfassen des trockenen Körpers gestattet. Und die aufrecht Stehenden dort sind gleichfalls eingestäubt und schlagen auf einander los und stossen mit den Füssen. Da, siehst du, ist Einer mit der Faust an die Kinnlade geschlagen worden, so dass er den Mund voll Sand und Blut hat und fast noch die Zähne ausspuckt, der arme Kerl! Dennoch bringt sie sogar der Archon dort nicht auseinander, um dem Streit ein Ende zu machen; ich schliesse wenigstens aus dem Purpurkleide, dass Jener einer der Archonten ist. Vielmehr hetzt er sie noch auf und lobt den, der so zugeschlagen hat. Auf jener anderen

Seite tummeln sie sich Alle zusammen: sie nehmen einen Anlauf, als ob sie davonrennen wollten, und bleiben doch auf der nämlichen Stelle, springen in die Höhe und schlagen mit den Füssen in die Luft. Da möchte ich nun doch wissen, für was das Alles gut sein soll; mir wenigstens scheint dies Treiben eher dem Benehmen der Wahnsinnigen gleich zu sein, und man wird mir's nicht so leicht ausreden, dass diese Leute nicht ganz richtig im Kopfe sind." —

Betrachten wir nun die Architektur der olympischen Palästra ein wenig genauer. Schon frühzeitig scheint die Gegend westlich der Altismauer durch starke Sandablagerungen zugedeckt worden zu sein. Die Trümmer der Palästra wurden mithin den plündernden Händen späterer Geschlechter entzogen und blieben vor dem Schicksale, in elende Hütten verbaut oder zu Kalk gebrannt zu werden, glücklich verschont. Daher sind wir in der Lage, sowohl die Grundrissdisposition wie den Aufbau des Gebäudes vollkommen klar zu erkennen. Die Mehrzahl der Säulen lag noch, wie sie gefallen war, an Ort und Stelle beisammen und forderte zu dem Versuche auf, hier einmal nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit einige Theile des Bauwerks wiederherzustellen. So wurden denn mehrere der Säulen aus ihren zusammenliegenden Trommeln wieder aufgerichtet. Tafel XVII zeigt im Vordergrunde auf ihrer linken Hälfte den jetzigen Zustand der Palästra. Darüber, gerade unter der Spitze des Kronoshügels, sieht man die noch aufrechtstehenden Ziegelmauern des späteren, römischen Prytaneions. Auf der rechten Hälfte markirt sich hell die Strasse, welche die Palästra im Osten begrenzte; dahinter die Grundblöcke der diadochischen Altismauer. Im Mittelgrunde erscheinen die schweren Säulentroncs und die Cellamauer des Heraions, von welchem aus nach dem Hintergrunde zu die Terrassenmauern der Schatzhäuserplattform verlaufen. Gerade in der Mitte des Vordergrundes sieht man die Reste eines Ziegelofens byzantinischer Zeit, dessen Höhe bei der Gleichförmigkeit der Ebene zu nivellitischen Aufnahmen sehr geeignet und willkommen war.

Die Säulenstellung um den Hof der Palästra war dorischer Art; man sieht an den wiederaufgerichteten Säulen das der späten Zeit entsprechende schlanke Verhältniss ihres Durchmessers zur Höhe = 1 : 6. Die aus feinkörnigem Porossteine gearbeiteten Schäfte, jeder für sich fundamentirt, sind nur nach der Hofseite hin mit Furchen versehen, die der Halle zugekehrte Hälfte ist glatt gelassen. Die Capitelle sind sehr klein, der Abacus niedrig, der Echinos fast geradlinig profilirt.

Die zweite Säulenstellung im Süden ist ionischer Art. Ihre Schäfte

PALAESTRA. HERAION. SCHATZHAUSTERRASSE.

sind theils in der Weise der dorischen nur auf einer Seite gefurcht, theils in der unteren Hälfte ganz glatt belassen. Die Säulenstellungen, mittels derer die Säle sich nach der Halle hin öffnen, sind gleichfalls ionischen Stiles.

Von der interessanten Seitenansicht einiger dieser ionischen Capitelle giebt Fig. 79 eine Darstellung. Die Formenbildung emancipirt sich hier

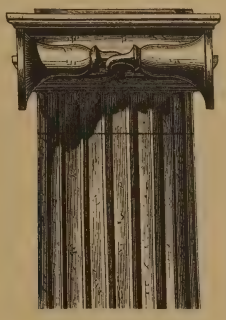


Fig. 79.

gänzlich von dem in der Vorderansicht des Capitelles ausgesprochenen Gedanken der ionischen Schneckenlinie und schlägt eigene Wege ein, indem sie der Rundung jener Spiralen Lotoskelche anschliesst, welche sich mit ihren Stengeln verschlingen. Freilich wird man die Vernichtung des dem ionischen Capitell innewohnenden architektonischen Gedankens

Fig. 80.

Fig. 81.

Fig. 82.

nicht gut heissen können, aber man muss sich dennoch der zierlichen Spielerei erfreuen, in welcher die Bildung dieser Capitelle sich mit derjenigen am Grossen Altar von Pergamon begegnet.

Die Figuren 80—82 stellen die Capitelle der Säulen und Anten von den beiden südlichen Eingängen dar und bieten dem Architekten nicht minderes Interesse durch die Eigenthümlichkeit ihrer korinthisirenden Capitelle, wie dem Historiker durch deren Verwandtschaft mit kleinasia-

tischen Formen, welche den Gedanken an eine Stiftung des Baues durch einen der Diadochen nahe legt.

Die 0,75 Meter starken Umfassungsmauern sind in ihren untersten Schichten aus Porosquadern gebaut, darauf folgt Ziegelmauerwerk. Die Zwischenwände, welche die einzelnen Gemächer trennen, sind 0,47 Meter stark, und waren, wie die noch vorhandenen Schwellenlöcher beweisen, nur aus Fachwerk hergestellt.

Das gesammte Gebälk sowie das Dach bestand aus Holz; es ist demnach keine Spur von demselben erhalten.

Alle Kunstformen sind sorgfältig im Stein vorgearbeitet, dann mit einer doppelten Stucklage überzogen.

Die gesammte Architektur erhielt durch einen reichen Farbenschmuck ein leichtes und heiteres Aussehen. Tiefes, sattes Blau und ein röthliches Gelb sind die vorherrschenden Farben. Die Profile sind überall durch die entsprechenden Schemata, Blattreihen, Perlenstäbe und Blüthenkelche geziert. —

Von der inneren Einrichtung ist mit Ausnahme des erwähnten, aus Ziegeln gemauerten Badebassins, einiger Steinbänke und Postamente Nichts erhalten geblieben, als eine räthselhafte Thonfliesenlage im nördlichen Theile des Hofes, ein von Osten nach Westen verlaufender, über 4 Meter breiter Streifen mit Thonplatten gepflastert, so zwar, dass in der Mitte ein aus je zwei neben einander gelegten flachen Regenziegeln gebildetes Band durch deren aufgebogene Ränder zwei flache Rinnen darstellt, während zu beiden Seiten je ein 1,60 Meter breiter Streifen aus gerieften randlosen Platten besteht.

Welchem Zwecke diese Einrichtung gedient hat, ist bis jetzt noch nicht festzustellen. Der im V. Bande der officiellen Veröffentlichungen gegebenen Erklärung wird Niemand beipflichten können, der mit der Gymnastik der Alten vertraut ist. Adler hat dort ausgesprochen, dass dieses Pflaster „besonders für die Ringer hergestellt zu sein scheint.“ Das Ganze bilden zwei „durch einen glatten Mittelgang getrennte Flächen, welche leicht mit Sand bedeckt, den Ringern einen festen Stand gewähren mussten und zugleich genau die Breite hatten, welche die Kampfregeln für das seitliche Ausweichen beim Ringen gestatteten. Der Mittelgang schied die Kämpfergruppen und ermöglichte den Lehrern ein genaues Beobachten derselben.“

Es wäre in einem wissenschaftlichen Werke bei einer so zuversichtlich gegebenen Erklärung wünschenswerth gewesen, wenn man die Belagsstelle für eine solche Kampfregel angegeben hätte. So weit mir die

Literatur über die Gymnastik der Griechen bekannt ist, existirte ein Maass, welches die Ringenden nicht überschreiten durften, überhaupt nicht, konnte auch der früher eingehender beschriebenen Natur des Ringkampfes nach nicht existiren.

Ebenso wenig erforderte der Ringkampf einen harten Boden. Aus Athenaios erfahren wir, dass die Wohlhabenderen sich zum Ringkampfe weiche Teppiche auf den Boden breiten liessen. Als die zehntausend mit Xenophon heimkehrenden Griechen auf den Höhen bei Trapezunt angelangt sind, wollen sie gymnastische Spiele feiern, und da der Festordner hierzu den Platz vorschlägt, auf dem sie eben lagern, da ruft man ihm von allen Seiten zu: wie sollte man denn auf einem so harten Boden ringen können?

Gewohnheitsmässig also war der Boden der Palästra weich, und man hatte gerade für die Ringenden am allerwenigsten Ursache, ihn durch harte Thonplatten zu ersetzen.

Wie so manches Unerklärte, was die Ausgrabungen zu Tage gefördert haben, harrt mithin auch dieses Pflaster noch einer zutreffenderen Deutung, welche allerdings wohl mit den Uebungen in der Palästra in engem Zusammenhange stehen dürfte. —

Von den Räumlichkeiten des nördlich der Palästra liegenden Grossen Gymnasions hat unsererseits nur ein sehr kleiner Theil ausgegraben werden können. Was sich gefunden hat, scheint darauf hinzudeuten, dass man bei weiterer Freilegung auch hier Anlagen antreffen würde, welche im grossen und ganzen mit der Beschreibung Vitruvs übereinstimmen. Nach dem Letzteren bestehen die sich an die Palästra anschliessenden Gebäude wesentlich aus drei Flügelhallen, von denen zwei Stadionlänge besitzen und sich in ein niedriges Planum für die Uebungen der Gymnasten und je zwei erhöhte Borde für die Spaziergänger scheiden. Die eine dieser Portiken, und zwar die nach Norden hin gerichtete, soll doppelte Laufbahnen besitzen. Neben diesen drei Hallen sollen unbedeckte Bahnen, schattige Baum- und Buschanlagen und mit Thonfliesen belegte Plätze liegen.

Ausgegraben wurde nun im Osten ein Theil der nach Norden zu verlaufenden doppelten Halle, deren auf 210,51 Meter ermittelte Länge dem Maasse eines Stadions nebst dem an beiden Enden zum Auslaufen nöthigen Ueberschussraume entsprechen würde. Auch scheinen die Zielenden des Stadions in der That durch Barrieren markirt gewesen zu sein. Die Halle ist 11,30 Meter breit und ruhte in ihrer Mitte auf einer dorischen Säulenstellung mit sehr breiten Intercolumnien. Die Säulen

sind alle für sich fundamentirt. Die Aussenmauer ist in Backsteinen auf einem Sockel von Poroskalkstein aufgeführt und in regelmässigen Abständen von 9,22 Meter mit Verstärkungspfeilern versehen. Nach Innen öffnete sich eine der mittleren Säulenreihe entsprechende Säulenstellung.

Von der Südhalle des Gymnasions ist gleichfalls eine dorische Säulenreihe ausgegraben worden, welche mit der Nordfront der Palästra parallel läuft. Die architektonischen Formen dieser Säulenhalle entsprechen etwa denen der Palästra: auch hier ist der Schaft theils gefurcht theils glatt, besitzt das kleine Capitell den niedrigen Abacus und den geradlinig profilirten Echinos. Dass die Gymnasionanlage noch etwas jünger ist als die der Palästra, hat man daraus folgern wollen, dass die von ihrer Südostecke ausgehende Querwand stumpf gegen die Mauer der letzteren stösst.

Wenn die Aufdeckung der ausserhalb der eigentlichen Altis liegenden Baulichkeiten freilich nicht im Programm der Deutschen Ausgrabungsarbeiten lag, so darf man doch beklagen, dass gerade das Gymnasion nicht völlig freigelegt werden konnte, und muss hoffen, dass diese Arbeit vielleicht einmal von hellenischer Seite nachgeholt werde. Denn hier wurden die Namen der olympischen Sieger aufgezeichnet, und diese gewiss auf schlichte Tafeln gemeisselten Verzeichnisse, welche für Geschichte und Epigraphik von eminentem Werthe sein müssten, sind anscheinend sammt dem Gymnasion frühzeitig versandet und vielleicht noch unter der schützenden Erddecke geborgen. —

Ungefähr um die Mitte des 3. Jahrhunderts vollzog sich in Olympia eine Wandelung, die zum Theil eine Umgestaltung der Altis im Gefolge hatte.

Die Stadionwälle waren für die immer noch wachsende Schaar nach Olympia Pilgernder zu niedrig, um alle fassen zu können. Man konnte oder wollte das östliche Ende des Stadions nicht verlegen und war daher genöthigt, die lange Halle im Westen, welche den Festgästen als Zuschauerplatz bei den Opfern und Processionen diente, zu beseitigen und ihre Front nach Westen vorzurücken. Man gab sich nicht die Mühe, die Halle gänzlich abzubrechen, sondern führte vor derselben eine neue stattlichere Halle auf und überschüttete darauf die Grundmauern der alten mit Böschungserde, wie dies in unserm Situationsplan ersichtlich ist.

Dadurch war eine Beschränkung des Altisplatzes eingetreten. —

Wenn man sich erinnert, wie peinlich die Alten in der Einhaltung

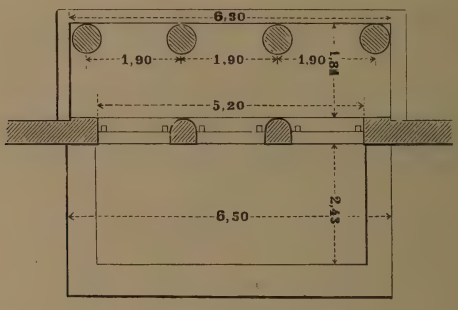
bestimmter Maasse bei der Absteckung geheiligter Bezirke verfuhren, wenn man der Sage gedenkt, dass Herakles den heiligen Hain zu Olympia ausgemessen, abgeschritten hatte, so wird man geneigt sein, ein bestimmtes Flächenmaass für letztere anzunehmen, welches für alle Zeit eingehalten werden musste. In der That scheint, wie schon früher bemerkt wurde, die ursprüngliche Anlage ein Quadrat gebildet zu haben, dessen Seite ein olympisches Stadion betrug, und dessen räumlicher Mittelpunkt der Grosse Altar bildete, wie er ja das geistige Centrum des Heiligthums war. Man wird also die Einschränkung der Altis im Osten sich nicht anders denken können, als mit einer gleichzeitigen Erweiterung an einem andern Orte.

Diese Erweiterung fand in der That statt. Man brach die Mauern der Altis im Westen und Süden ab und erweiterte hier den heiligen Bezirk um den ihm im Osten genommenen Platz. Man bemerkt auf dem Situationsplane, dass die neue Mauer an ihren Innenseiten sowohl im Süden, wie im Westen Verstärkungspfeiler hat. Dieselbe Mauer wurde nun auch im Norden hinter den Schatzhäusern als Futtermauer gegen den Kronion aufgerichtet.

Die neue Mauer im Westen, in einer Stärke von 0,55 Meter von Porosblöcken erbaut und in Zwischenräumen von 7—8 Meter durch Verstärkungspfeiler gesichert, dürfte die Höhe von zwei bis drei Meter kaum überstiegen haben, da auf ihrem Rande eine Anzahl bronzener Statuen aufgestellt waren, die wohl schon vormals auf der älteren Westmauer gestanden hatten und von denen mehrere, nachweislich nur klein, bei einem noch höheren Aufstellungspunkte nicht wohl mehr gewürdigt werden konnten.

Für das im Norden der Westmauer vorhanden gewesene Thor wurde ein Ersatz geschafft; in ihrem südlichen Zuge musste ein zweites Thor angelegt werden für den älteren Eingang, der hier auf die südlich der Zeustempelterrasse entlanglaufende Hauptstrasse führte, durch welche die Processionen, die Theorien der Staaten und die olympischen Sieger einzogen, um jenseits des Buleuterions in rechtem Winkel nach Norden einbiegend, sich dem Grossen Altar zuzuwenden. Man hätte hier wohl einen grossartigen Portalbau erwarten können, und sieht sich getäuscht. Das diadochische Thor ist nach unsern heutigen Begriffen für ein zum feierlichen Einzuge glänzender Processionen bestimmtes Festthor eine ziemlich dürftige Anlage. Man hat aus diesem Grunde auch gemeint, es könne das Festthor nicht gewesen sein, und hat dieses letztere an einer anderen Stelle, im Südosten der Altis gesucht, wo ein imposanter

dreibogiger Thorbau römischer Arbeit in seinen Fundamenten noch erhalten ist. Gleichwohl lassen die in Pausanias enthaltenen Berichte über seine Wanderungen in der Altis, die wir, nun die ganze Anlage derselben aufgedeckt vor uns liegt, fast Schritt für Schritt verfolgen können, keinen Zweifel, dass das Festthor im Westen der Altis gelegen hat, und man wird sich dabei beruhigen müssen, dass die Anschauungen der Alten in manchen Punkten den unsrigen nicht gleich waren. Konnte man freilich nicht mit Ross und Wagen einziehen, wovon übrigens auch nirgend die Rede ist, so boten die drei gleichweiten Pforten (von je 1,30 Meter lichter Breite zwischen den nach aussen aufschlagenden Thür-



Processions-Thor. Fig. 83.

flügeln) immerhin die Möglichkeit, einen Processionszug in Gliedern von sechs Mann anzuordnen, sowie kostbare Geräthe von ziemlich beträchtlicher Grösse passiren zu lassen. (Vergl. Fig. 83.) Die drei Pforten bildeten zusammen ein zwischen Anten liegendes Thor, dessen beide Mittelstützen in der Form von Pfeilern mit vorgelegten Halbsäulen ausgebildet waren. Dem entsprechend war eine dreitheilige auf vier dorischen Säulen ruhende Vorhalle nach aussen vor das Mauerthor gelegt, ein Prostylos, der, wenn auch in bescheidenen Abmessungen gehalten, doch der festlichen Erscheinung nicht ganz entbehrte. Wie geringen Werth man indessen auf die Betonung gerade dieses Thores als eines besonders hervorragenden Einganges legte, beweist der Umstand, dass man, wie die wenigen noch vorhandenen Spuren schliessen lassen, im Norden desselben Mauerzuges, bei dem Prytaneion, genau die nämliche Thoranlage wiederholte.

Dass das Processionsthor später durch die Backsteinbögen einer römischen Wasserleitung überbaut wurde, kann unseren Beweis nicht entkräften; jedenfalls liegt des Pausanias „Festthor“ hier im Südwesten der Altis.

Im Osten der Altis war, wie oben dargelegt ist, in Folge der Aufhöhung des westlichen Stadionwalles die Errichtung einer neuen, nach Westen vorgeschobenen Halle nothwendig geworden. Man behielt die stattliche Länge der zerstörten Halle von 97,80 Meter (fast genau einem halben olympischen Stadion) bei, überbot aber die ältere Anlage noch in der Tiefe, welche für die neue Halle mit 9,81 Meter bemessen wurde. Die Fundamente wurden aus Poros hergestellt, für die Hinterwand konnte man die alten Fundamente der ehemaligen Vorderwand benutzen. Die Stufen des sichtbaren Unterbaus dagegen wurden aus edlerem Materiale, aus Marmor hergestellt und zeigen dieselbe eigenartige Profilirung, welche wir an denen des Philippeions kennen gelernt haben. Säulen und Gebälk aus Poros gehören der dorischen Ordnung an. Ueber letzterem lief die aus Terracotta gefertigte Sima, mit einem plastischen Schmucke von Ranken und Akanthosblättern und mit Löwenköpfen als Wasserspeier geziert, fast genau in dem Muster, welches die Traufleiste des Leonidaions trägt (vgl. Fig. 75).

Dieser eines siebenfachen Wiederhalles wegen die Echohalle genannte stattliche Bau, dessen Colonnaden von vierundvierzig Säulen einen imposanten Abschluss der Altis bildeten, scheint ursprünglich nur einschiffig gewesen zu sein. Sicherlich besass er eine Holzdecke, welche trotz der bedeutenden Tiefe sich recht wohl ohne Mittelstützen herstellen liess. Die innere Säulenstellung, welche der Plan ersehen lässt, und durch welche die Halle in zwei Schiffe getheilt wurde, scheint verschiedenen Anzeichen nach, namentlich wegen der unregelmässigen, mit der Aussenhalle nicht correspondirenden Stützenstellung, ein späterer Zusatz zu sein.

Ueberhaupt lassen sich an der Echohalle mehrfach die Spuren von Reparaturbauten erkennen. Neben der schönen, der des Leonidaion verwandten Simaform, sehen wir eine spätere Nachahmung derselben auftreten, die sich an Adel und Feinheit der Zeichnung mit dem Originale durchaus nicht messen kann. Ihr gehört der in Fig. 84 abgebildete Löwenkopf an, dessen Vergleichung mit seinem Urbilde in Fig. 75 sehr zu seinem Ungunsten ausfällt. Vielleicht darf man auch dem in Fig. 85 dargestellten Löwenkopfe eine Unterkunft in der Echohalle anweisen, obschon ein hundeartiger Typus wenig zu den andren Köpfen passt. Die Modellirung ist indessen so sorgfältig, dass man die Arbeit nicht gern einer degenerirten Zeit zuschreiben möchte. —

Dieser langen dorischen Halle schloss sich als Fortsetzung der Altisbegrenzung nach Süden hin eine kürzere in dorischem Stile an,

welche durch das nämliche Stufenprofil sich als zu den Bauten der diadochischen Epoche gehörig erweist. Diese Halle scheint jedoch noch einem anderen Zwecke gedient zu haben, als lediglich dem, den Ver-

Fig. 84.

sammelten Schutz zu gewähren. Denn man hat sich nicht mit einer einfachen Hallenanlage begnügt, sondern die letztere umschliesst hier an drei Seiten ein aus vier nebeneinanderliegenden quadratischen Gemächern

Fig. 85.

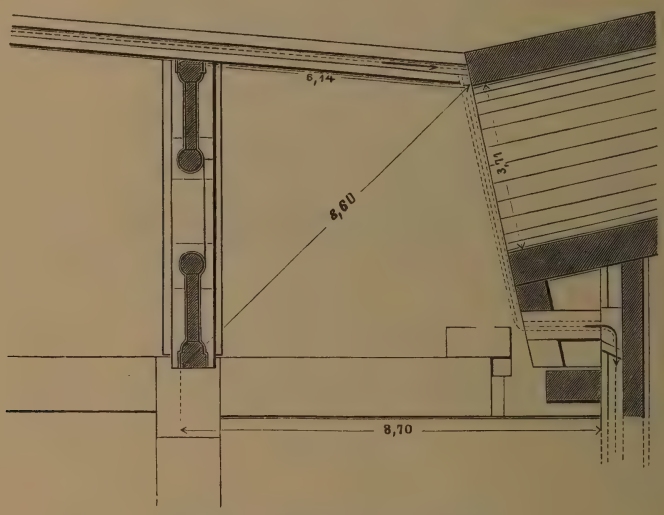
bestehendes Haus. Auf der Rückseite desselben, nach Osten zu, muss dieses Gebäude einst verdeckt gelegen haben, denn die beiden Porosstufen, auf denen es sich erhebt, laufen um diese Seite nicht herum. Aus den Standspuren der Säulen lässt sich erweisen, dass die vordere Colonnade aus 19, die Seiten aus je 8 Säulen bestanden. Auch hier

sind Säulen und Gebälk aus Poros gefertigt, der mit feiner Stucklage überzogen war. Die Traufrinne hat zwar ein anderes Profil wie die der Echohalle, aber dasselbe Ornament. Ihr Ausguss hatte eine schöne akanthosverzierte Schuhform. —

Auch im Norden der östlichen Altisseite vollzog sich in Folge der Aufhöhung des Stadionwalles eine Aenderung, die an sich scheinbar geringfügig, dennoch ein bedeutendes Interesse beansprucht. So lange der Stadionwall nur niedrig war, konnten die Kämpfer mit den Hellanodiken ihren Einzug in die Laufbahn von der Altis her durch einen zwischen der alten Echohalle und der Schatzhäuserterrasse angelegten offenen Weg halten, dessen Seiten in ähnlicher Weise wie der Abhang der letzteren durch Terrassenmauerung gegen den Schub der beiderseitigen Böschungen gesichert sein mochten. Nun erhöhte man den Stadionwall bis auf 6 Meter; seine Krone liegt unmittelbar unter der heutigen Oberfläche. An der Verschiedenheit der Erdarten kann man das Eingeschwemmte sehr wohl von dem Walle unterscheiden, denn das erstere ist Mergelerde vom Kronoshügel, die Wälle aber wurden aus Erde geschüttet, die man der Altis entnahm; sie enthalten daher mancherlei Gegenstände, namentlich Bronzen und Terracotten, die zuvor vertreten in der Altis gelegen hatten und mit der Erde in den Wall gelangten, oder die man als unbrauchbar wegwarf. Unter ihnen eine Anzahl dünner bronzener argivischer Rundschilde, von denen einer eine dem 5. Jahrhundert zuzuweisende Inschrift trägt, mithin schon nach wenig mehr als zweihundert Jahren weggeworfen wurde.

Bei solcher Höhe des Walles, der nunmehr etwa 40 000 Zuschauern Platz gewährte, hätte der Erddruck einen offenen Zugang leicht zerstören und verschütten können. Man führte daher den letzteren unterirdisch durch den Wall hindurch, und die Art, in der man dies that, und deren unverkennbare Spuren in dem zusammengebrochenen Tunnelbauwerk nachweisbar sind, sie ist es, welche das Interesse des Architekten und mit ihm die des Culturhistorikers in hohem Grade fesselt. Die beiderseitig vorhandenen Widerlagsmauern des Tunnels in 32,1 Meter (100 olymp. Fuss) Länge und die Menge der bei ihnen gefundenen keilförmig bearbeiteten Werksteine machen es unzweifelhaft, dass dieser 3,7 Meter breite Eingang zum Stadion überwölbt war. (Fig. 87.) Das Ueberraschende dieser Thatsache liegt darin, dass man die Technik des kunstgerechten Wölbens früher in Griechenland unbekannt glaubte. Man hatte ihre Spuren in den Bauten der Diadochen in Kleinasien wohl gefunden aber angenommen, dass den Bauleuten derselben die angeblich

von den Etruskern erfundene Kunst durch die Römer übermittelt worden sei. In dem alten Griechenland hatte, so galt es als unumstössliche Lehre, nur die horizontale Stein- oder Holzdecke geherrscht. Gesichert schien diese Annahme durch die Wahrnehmung, dass die Versuche, eine kugel- oder bogenförmige Decke herzustellen auch in später Zeit noch immer in der alten unbeholfenen Weise gemacht wurden, wie am „Schatzhause des Atreus", indem man die obere Steinschicht über die



Grundriss des Stadioneingangs. Fig. 86.

untere vorschob und wenn der Bau vollendet war, die Vorsprünge der Abtreppungen abmeisselte. Dess Zeuge die hellenische Brücke über die Balyra, die gewiss nicht vor der Wiederaufrichtung Messenes durch Epameinondas erbaut worden ist.

Freilich fanden sich hier und da, namentlich in Akarnanien, gewölbte Thore von alterthümlichem Aussehen, gleich den anschliessenden Mauern in unregelmässigen, polygonalen Blöcken erbaut. Aber da man ihre Entstehungszeit nicht nachweisen konnte, und da Polygonalmauerwerk auch in sehr später Zeit notorisch da üblich war, wo das Steinmaterial auf diese Praxis hinwies, so galten auch diese Thore für Bauten einer vorgerückteren Periode.

Nachdem nun neuere Untersuchungen erwiesen, dass die Wölbungen, welche man den Etruskern oder den Römern zur Zeit der Könige zugeschrieben hatte, wie an dem bekannten Thor von Volterra, der Cloaka maxima und der kleinen Kloake in Rom, keineswegs das hohe Alter besitzen, welches man ihnen früher beilegte, dass die Bearbeitung ihrer

Wölbsteine und das für die dieselbe angewendete Material mit der Technik und den Steinarten der allerdings sehr alten Unterbauten theilweis gar nicht übereinstimmen, so lag die Frage nach dem Ursprunge der Wölbtechnik bei den classischen Völkern wiederum offen.

Nunmehr liefert unser olympisches Schnittsteingewölbe wenigstens ein zeitlich bestimmbares Beispiel; nun weiss man, dass die Hellenen des dritten Jahrhunderts zu wölben verstanden, wenn sie es wollten, dass sie es thaten, wo eine besondere Aufgabe, eine technische Forderung es erheischte, und dass sie das Gewölbe für ihre künstlerischen Bauten nicht aus Unkenntniss nicht verwendeten, sondern aus Grundsatz.

Freilich zeigt das olympische Stadiongewölbe Spuren davon, dass die Technik des regelmässigen Schnittsteingewölbes noch keineswegs

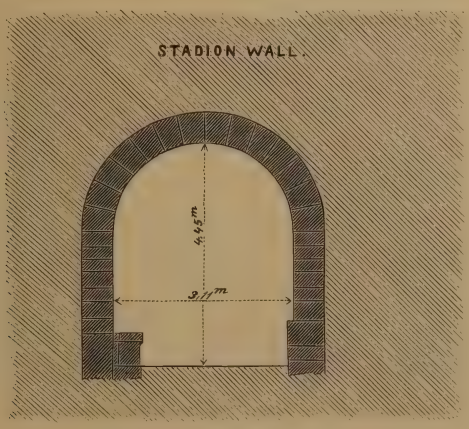


Fig. 87.

in Fleisch und Blut übergangen war. Während die spätere Zeit der Regel nach für den Bogen eine ungerade Zahl von gleichen Wölbsteinen verwendet, damit der zuletzt eingesetzte Schlussstein genau in der Mitte des Bogens liege, besteht der Bogen des Stadiontunnels aus 14 Steinen, so dass in die Mitte des Gewölbes eine Fuge trifft. (Vgl. Fig. 87.)

Ein ferneres Zeichen des für den Charakter des Gewölbes noch mangelnden Verständnisses ist die nutzlose, aus der üblichen Quaderbautechnik herübergenommene Massregel, die Steine in der Längsrichtung des Gewölbes durch eiserne, mit Blei vergossene Klammern auf dem Gewölberücken zu verbinden.

Dass auch die Bevölkerung jener Zeit in der Ausführung dieses Tunnels etwas Besonderes erblickte, dürfen wir aus dem Beiwort schliessen, welches man demselben ertheilte und welches Jahrhunderte lang an ihm hängen

blieb. Obschon nur ein Eingang von der Altis in das Stadion führte, und es somit genügt haben würde, von dem Eingange zu sprechen, so finden wir doch bei Pausanias mehrfach das Beiwort „krypte“, was einfach der „überdeckte“ heisst, nicht aber, wie die bisherigen Uebersetzer belieben, der „verborgene“ oder der „heimliche“, denn von Verborgensein oder Heimlichkeit kann doch wohl bei einem Jedermann bekannten Wege nicht die Rede sein. Vielmehr lag seine Eigenheit in der Art seiner Ueberdeckung, und diese letzte trug ihm den besonderen Beinamen ein.

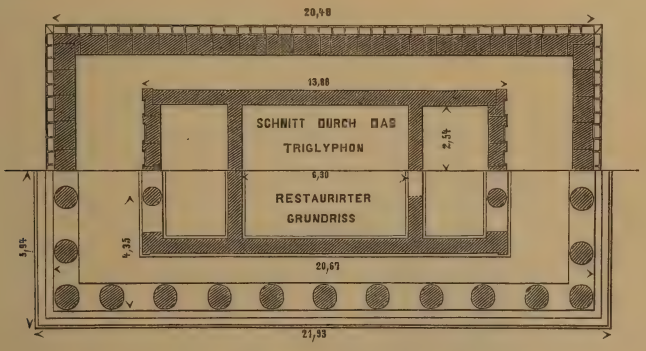
Es kann nicht ausbleiben, dass nach einer Entdeckung wie die vorliegende die Forschung sich aufs Neue bemühen wird, den anscheinend gerissenen Faden aufzusuchen, welcher die mehr als tausend Jahre vor Christo in Aegypten und wohl nicht viel später auch in Assyrien bekannte Kunst des Wölbens mit der gleichartigen Technik der classischen Völker verknüpft. —

In diese Zeit der Diadochen fällt ein selbständiger Neubau, der dritte und letzte Tempel innerhalb der Altis, das Metroon. Er war, wie der Name sagt, der Göttermutter geweiht, Rhea-Kybele, der Göttin des Kronos. Dass ihr Cultus in Olympia in eine sehr frühe Zeit hinaufreicht, haben uns die Schallbecken, die Cymbeln bewiesen, welche unmittelbar neben dem Metroon in grosser Tiefe, in den Schichten der kleinen primitiven Thierfiguren gefunden wurden. So wurde auch der westlich vor dem Metroon liegende Altar gewiss mit Recht als derjenige der Rhea angesprochen.

So alt aber auch der Dienst der Göttermutter an dieser Stätte sein mag, so jung verhältnissmässig ist das ihr errichtete Heiligthum, wenigstens dasjenige, welches in seinen Ueberresten auf unsere Tage gekommen ist. Ob einst ein älterer Bau an dieser Stelle gestanden hat, ist weder literarisch bezeugt, noch durch den Befund irgendwie erweislich.

Nur geringe Ueberreste, die Fundamente und einige Quadern, liegen an ihrer ursprünglichen Stelle; indessen fanden sich die übrigen Bautheile mit Ausnahme der Traufrinne in dem Baumateriale der byzantinischen Ostmauer reichlich vor. Das Metroon ist von den drei olympischen Tempeln der weitaus kleinste, denn es misst in der obersten seiner drei durch Bronzeklammern verbundenen Stufen nur 20,67 Meter in der Länge und 10,62 Meter in der Breite, nimmt also nur etwa den neunten Theil des Flächenraumes ein, den der Zeustempel bedeckt. Dass wir in diesem kleinen Bauwerke, einem dorischen Tempel vom üblichen Schema, mit 6 Säulen in den Fronten, 11 in den Flanken, ganz sicher

das Metroon vor uns haben, wird aus den Wanderungen des Pausanias und aus dem, was wir innerhalb des Metroons gefunden haben, vollständig gewiss: „An dem Wege vom Metroon aus nach dem Stadion zu liegt zur Linken längs der Wurzel des Kronosberges eine steinerne Terrasse an diesem Berge und Stufen zu derselben hinauf. Vor der Terrasse aber stehen eherne Zeusbilder. Sie sind von den Strafgeldern errichtet,



Metroon. Fig. 88.

die solchen Athleten auferlegt wurden, welche bei dem Agon Unerlaubtes begangen hatten, und sie werden von den Einheimischen Zanes genannt.“ Es ist, wie wir sehen, die Terrasse, auf welcher die Schatzhäuser liegen, und deren Stufen verhältnissmässig wohlerhalten gleich der vollständigen Reihe der „Zanes“-Postamente, noch an Ort und Stelle sind (vgl. Fig. 89).

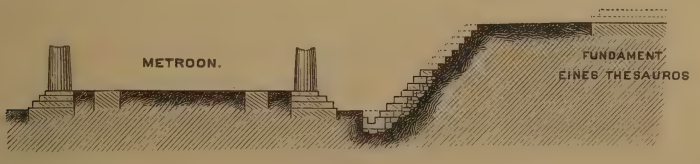


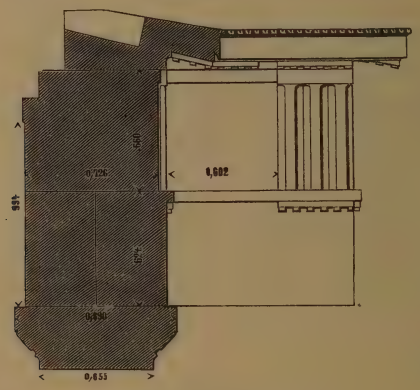
Fig. 89.

Das zweite Moment, welches uns das Metroon constatiren liess, war die Auffindung von marmornen Statuen römischer Kaiser innerhalb des aufgedeckten Bauwerks. Pausanias berichtet weiter, dass schon zu seiner Zeit kein Bild der Göttermutter mehr in dem Tempel gestanden habe, dass dieser nur noch den alten Namen Metroon bewahre, während doch die Bildsäulen römischer Kaiser in seinem Inneren aufgestellt seien.

Nur eine Angabe desselben Schriftstellers widerspricht dem Befunde. Er nennt den Tempel einen „in seinen Abmessungen grossen“, und das ist er, wie wir aus seinem Grundflächenmasse gesehen haben, keines-

wegs. Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, als anzunehmen, dass Pausanias das Gegentheil gesagt hat, und dass in den Handschriften, das „nicht“ ausgefallen ist. Wie Otfried Müller sich durch die betreffende Stelle verleiten liess, den Zeustempel für das Metroon anzusehen, ist früher erwähnt worden.

Den kleinen Grundflächenmassen entsprechen diejenigen der Höhe, die von der obersten Stufe bis zur Giebelspitze wenig über 7,50 Meter betrug. Hiervon entfallen auf die Säulen, deren Höhe sich nicht mit absoluter Genauigkeit ermitteln liess, etwa 4,75 Meter, auf das Gebälk mit dem Kranzleisten 1,49 Meter, und ein Giebel von dem üblichen Verhältniss der Höhe zur Basis gleich 1 : 8 schloss die Fronten ab.



Metroon; Gebälk. Fig. 90.

Die Säulen sind der späteren Epoche entsprechend schlank gebildet; das Capitell weicht von der allgemein üblichen Form nicht unerheblich ab: der Wulst (Echinos) besitzt nämlich anstatt der Ringe eine Unterschneidung und wird somit dem des dorischen Antencapitells verwandt. Gegen das Capitell läuft der Schaft nach Art der ionischen und korinthischen Säulen in leiser Biegung nach Aussen mit einem sogenannten Ablauf (Lysis) an. (Vgl. Fig. 90.)

Wie das Innere der Cella architektonisch gestaltet gewesen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit erkennen. Die nach dem Inneren zu sehr breiten Fundamente haben den Gedanken nahe gelegt, dass hier längs der Wände der Schmuck einer Säulenstellung bestanden habe. In der That fand sich nun auch in der byzantinischen Mauer mit dem Material vom Metroon zusammen verbaut eine Anzahl korinthischer Säulen, die in späterer Zeit durch Abschlagen ihrer Akanthosblätter und mit Hilfe von Stuck in dorische verwandelt worden waren. Man würde geneigt sein, diese

sonst nicht unterzubringenden Säulen für den Cellaschmuck des Metroons heranzuziehen, wenn dem nicht die Wahrnehmung gegenüberstände, dass die Capitelle zwei verschiedene Varianten der korinthischen Form zeigen, was in einem so kleinen Innenraum kaum statthaft erscheinen möchte.

Das Metroon war in ähnlicher Weise wie die sonstigen olympischen Bauten mit lebhaften Farben bemalt, die Triglyphen der Aussenseite gleich den entsprechenden Tropfenplatten am Kranzleisten kräftig blau, ihr Saumband roth, das Wellenband am Kranzleisten mit abwechselnd rothen und blauen Blättern. Die inneren Metopen hatten keinen Abacus.

Die architektonischen Eigenheiten des Bauwerks machen eine Bestimmung seiner Entstehungszeit ausserordentlich schwer. Wohl finden sich Anklänge an andere bauliche Schöpfungen, aber leider sind auch diese vorläufig undatirbar. Steinmetzzeichen würden ihrem Buchstabencharakter nach auf eine verhältnissmässig frühe Erbauungszeit schliessen lassen, welche im entferntesten nicht mit den stilistischen Eigenheiten des Baus vereinbar ist. Letztere verweisen den Bau vielmehr weit eher in die Zeit der Diadochen.

Bei der völligen Unsicherheit, in welcher wir uns befinden, mag es gestattet sein, eine Vermuthung auszusprechen. Der Bau ist nicht von Alters her entstanden, er ist eine Neuschöpfung in einer Zeit, wo man den Dienst der geheimnissvollen Grossen Göttin wieder belebte, wo er gewissermassen zu einer Modesache wurde; dass der Tempel schon in römischer Zeit zu profanen Zwecken gebraucht wurde, beweist, dass diese Mode wenigstens in Olympia eine nur vorübergehende war. Es drängt sich uns die Frage auf, wer wohl Anlass genommen haben könnte, dem Dienst der Grossen Göttin in Olympia einen Tempel zu weihen. Da finden wir nun in der Altis an hervorragenden Plätzen nicht weniger als drei Standbilder eines Herrschers, ohne dass die Ursache der Widmung dieser Ehrenbildnisse angegeben ist. Die eine dieser Statuen steht neben der seiner Gattin an ganz ausgezeichnetem Orte, grade dem Grossen Altare gegenüber. Es ist Ptolemaios Philadelphos (285—247 v. Chr.) mit seiner Gattin Arsinoë. Wir kennen die wechselvollen Geschicke dieser beiden Geschwister, die nach ungebundenem, unstätem und aufreibendem Leben, nach gewaltigen Schicksalsschlägen und eigenen schweren Freveln, der Lust des Lebens und aller Thaten überdrüssig, ihre Loose zusammenwarfen und den nach ägyptischer Sitte unter Geschwistern üblichen Ehebund schlossen, Beide zum dritten Male. Er ein Hypochonder mit mystischen Neigungen, sie nichts Besseres wünschend als Vergessen der Vergangenheit und Versenken in ein geheimnissvolles Traumleben. So

entfliehen sie der Welt nach der Insel Samothrake und gründen hier eine grossartige Anlage von Tempeln und Hallen zum Dienste der Kabiren, der Grossen Götter, von denen Kybele die grösste ist.

Und dieser Dienst beschränkt sich nicht auf Samothrake allein; auch in der Hauptstadt Alexandria wird er nachweislich durch das Herrscherpaar eingeführt, zweifellos nicht ohne Herstellung würdiger Bauten. So liegt der Gedanke nicht fern, dass auch der olympische Tempel der Grossen Göttin eine Schenkung der Arsinoë und ihres Gemahles ist.

Ja, vielleicht ist die ganze Umgestaltung der Altis sowie der Gymnasionbau ein Werk des nahezu vierzig Jahre lang regierenden Ptolemaios Philadelphos.

Freilich ist das Nichts als eine Vermuthung, die zu erweisen sehr schwer halten möchte. Aber man wird, auch auf die Gefahr hin fehl zu gehen, solche Muthmassungen äussern dürfen, so lange noch kein bestimmter Weg zur Lösung gewisser Fragen eingeschlagen werden kann. —

Mit den vorbeschriebenen Bauten ist die Reihe derjenigen abgeschlossen, welche mit der allseitigen Umgestaltung der Altis in unmittelbarem Zusammenhange zu stehen scheinen.

Wie weit etwa auch die übrigen Baulichkeiten, welche man ihrer Stilfassung nach dem dritten und zweiten Jahrhundert zuweisen darf, den Stiftungen baulustiger Gönner, den Nachfolgern Alexander's, ihr Dasein verdanken, lässt sich urkundlich nicht belegen. Indessen weisen zahlreiche Ehrenbildnisse, welche die Eleer diesen Fürsten errichteten, darauf hin, dass die Letzteren sich in irgend einer Weise um Olympia verdient gemacht hatten. Man wird somit geneigt sein, diese späten baulichen Schöpfungen Olympias, welche übrigens in den meisten Fällen wohl nur Erneuerungen oder Erweiterungen älterer verschwundener Anlagen sein mögen, eher der freigebigen Hand hochgestellter Gönner, als dem Gemeinsinne der in ihren Finanzen herabgekommenen Eleer zuzuschreiben.

Auch einige Umbauten oder Zuthaten zu älteren Gebäuden vermögen wir noch aus der diadochischen Epoche zu registriren:

Wie das geschützt stehende Goldelfenbeinbild des olympischen Zeus bereits in der 106. Olympiade einer grösseren Reparatur durch den Künstler Damophon bedurfte, so mochten die der Witterung ausgesetzten älteren Bauten schon mancher Nachbesserung benöthigt sein. So wechselte man abgängige Holzsäulen des Heraion aus; so erneuerte man den Fussboden in der Vorhalle des Zeustempels durch ein geschmackvolles, schön

gezeichnetes Mosaikpflaster aus farbigen Flusskieseln; so wird man auch wohl den Anbau der Vorhalle an dem Pelopion, welches früher ein schmuckloses Mauergehege bildete, als ein Werk der diadochischen Epoche anzusehen haben.

Auch für die innere Ausstattung der Heiligthümer wird Sorge getragen: Ein Antiochos (vielleicht Epiphanes) stiftet in den olympischen Tempel einen kostbaren Purpurvorhang, der bestimmt war, das Bild des Zeus zu verdecken.

Den architektonischen Schöpfungen der makedonisch-diadochischen Periode steht eine keineswegs unerhebliche Anzahl statuarischer Werke zur Seite. Pausanias zählt ihrer eine ganze Reihe auf, und die in Olympia gefundenen Inschriften beweisen, dass sein Verzeichniss bei weitem kein erschöpfendes ist, sondern dass er auch solche Werke übergangen hat, die schon ihrer Grösse nach zur Beachtung herausforderten.

Aber der Charakter dieser Bildwerke, soweit sie Weihgeschenke sind, ist ein ganz anderer geworden. Wo früher Staaten und Private wetteiferten, den Hain des Zeus mit Götterbildnissen zu schmücken, grosse Ereignisse ihrer Heimat durch kostbare Gaben zu verewigen, da finden wir jetzt einen Menschencultus in voller Blüthe. Für die „Wohlthaten", deren die griechischen Cantone oder einzelne Personen sich seitens der wechselnden Machthaber erfreuen, gilt es sich erkenntlich zu erweisen, Quittung zu leisten in Form von Ehrenbildnissen. Und nicht nur die Statuen der Fürsten selbst, sondern auch die ihrer Günstlinge werden von Solchen aufgerichtet, welche sich bei den Gönnern beliebt machen wollen. Auch minder mächtigen Personen, die sich irgend ein Verdienst erworben haben, setzt man statt in der Heimath jetzt in Olympia Ehrenbildnisse, ja die blosse Gastfreundschaft genügt bisweilen als Motiv für die Aufstellung einer Bildsäule oder mindestens eines Ehrendecretes, der „Vortrefflichkeit" oder des „Wohlwollens" halber, wie es in den Texten lautet.

So finden wir die Reiterstandbilder des Philipp, Alexander und Seleukos, daneben die Statue des Antigonos von den Eleern im Südosten des Zeustempels aufgestellt. Zwei Statuen des Demetrios, die eine im Vereine mit Antigonos, seinem Bundesgenossen gegen Seleukos von den Byzantinern gestiftet, die andere von der Figur der Elis bekränzt. Letztere ein Seitenstück zu den Statuen des Antigonos und Philipp, Demetrios' Sohn, denen die Statue der Hellas Kränze aufs Haupt setzt.

Wie das Kriegsglück in den Fehden der Diadochen wechselt, so auch die Unterwürfigkeit der hellenischen Unterthanen. Oft stehen die Ehrenbildnisse der einstigen Gegner nahe beieinander. Ein Eleer Tydeus stiftet zusammen die Statuen des Antigonos und des Seleukos; Ptolemaios I. Lagi hat sein Ehrenbildniss wenige Schritte von seinem Gegner Demetrios. Die Errichtung der Statue des ersten Ptolemaios vermögen wir annähernd zu datiren, weil wir ihre Veranlassung kennen. Es war in der 117. Olympiade (312 v. Chr.) als Telesphoros, der Admiral des Antigonos, von seinem Herrn abfiel, um sich auf eigene Hand eine Herrschaft zu gründen. Er befestigte Elis und raubte eine erhebliche Summe aus dem Tempelschatze von Olympia, um ein Söldnerheer davon zu bezahlen. Gegen ihn zog Ptolemaios, befreite Elis und schickte das geraubte Geld nach Olympia zurück. Wenig später als diese Begebenheit dürfte daher der Dank der Eleer in Gestalt jener Ehrenstatue seinen Ausdruck gefunden haben.

Von Ptolemaios II. Philadelphos scheinen, wie schon erwähnt, nicht weniger als drei Ehrenbildnisse in Olympia gestanden zu haben, zwei im Südwesten des Tempels, wahrscheinlich einander gegenüber zu beiden Seiten der Processionsstrasse, das eine zu Fuss, das andere zu Ross. Die dritte Statue bildete mit derjenigen seiner letzten Gattin Arsinoë ein hervorragendes Denkmal der Altis: Vor der langen wahrscheinlich von ihm selbst errichteten Osthalle, der sogenannten Echohalle, erstreckte sich in einer Länge von nahezu zwanzig Meter ein grosses Marmorbathron, zu welchem in einem auf seiner Mitte eingeschnittenen Halbkreise Stufen emporführten. Zu beiden Seiten erhoben sich auf diesem Unterbau auf reichgegliederten Basen zwei etwa zehn Meter hohe schlanke ionische Säulen, welche als Standplätze für die beiden Statuen dienten. Der Inschrift zufolge war der Stifter dieser kostbaren Anlage der Admiral des Ptolemaios, ein Samier Kallikrates, Sohn des Boïskos, den wir auch als den Stifter eines Tempels der Aphrodite-Arsinoë auf dem Vorgebirge Zephyrion an der Kanopischen Nilmündung kennen, der also zu dem königlichen Hause wohl in sehr naher Beziehung stand.

Die Statue des Pyrrhos, Königs von Epeiros, hatte der Eleer Thrasybulos gestiftet, wahrscheinlich in Anerkennung seiner Verdienste um die Niederwerfung der Gallier in Thessalien, um derentwillen auch dem Pleistainos seitens der Stadt Thespiai in Olympia ein Bildniss gesetzt ward. Auch des Pyrrhos' Tochter Olympias hatte, einer aufgefundenen Inschrift zufolge, eine Statue in Olympia erhalten.

Um die 130. Olympiade etwa fällt die Stiftung der Goldelfenbein-

statue des Königs Nikomedes von Bithynien, welche im Zeustempel aufgestellt ward.

In der gleichen Olympiade stellte man die Bildsäule des iamidischen Sehers Thrasybulos auf, der den Mantineiern geholfen hatte, die Schlacht über die Lakedaimonier zu gewinnen; wahrscheinlich eine Weihgabe der Stadt Mantineia.

In der 134. Olympiade hatte sich mit makedonischem Beistande ein Abenteurer Aristotimos der Herrschaft in Elis bemächtigt, ward aber nach sechsmonatlicher Regierung durch eine Verschwörung gestürzt, bei welcher Kylon eine hervorragende Rolle spielte und den Tyrannen eigenhändig tödtete. Hierfür setzten ihm die Aitoler von Staatswegen eine Statue in Olympia.

Dem sikyonischen Feldherrn Aratos, welcher die Stadt Korinth von der makedonischen Herrschaft befreite, setzten die Korinther eine Bildsäule im Südosten des Zeustempels.

Wo hervorragende Geisteshelden durch Errichtung einer Statue geehrt werden, da geschieht es minder um ihrer allgemeinen Bedeutung willen, als für besondere persönliche Verdienste: so ehren die Bewohner von Lampsakos den Gelehrten und Geschichtsschreiber Anaximenes, weil er ihre Stadt vor der Zerstörung durch Alexander durch eine sophistische List bewahrt hatte. Den Stifter der Bildsäule des Stagiriten Aristoteles lässt Pausanias ungewiss, er berichtet aber, dass Jener sowohl bei Alexander als auch bei dessen Nachfolger Antipater viel gegolten habe. So mag von einem dieser Beiden die Veranlassung zur Stiftung ausgegangen sein. Dass auch die Fürsten ihren Günstlingen in Olympia Erinnerungszeichen setzen, sehen wir an dem Beispiele des dritten Ptolemaios, der dem Glaukon, welcher in Olympia mit dem Viergespanne gesiegt hatte, eine eherne Quadriga stiftet. Ja auch Nichtsiegern, welche irgend eine Beziehung zu den herrschenden Persönlichkeiten besitzen, scheint es bereits gestattet zu sein ihr Bildniss in Olympia aufzustellen. So fanden wir das Postament einer Statue des Philonides wieder auf, welcher Schnellläufer und Vermessungsbeamter Alexanders des Grossen war und in Olympia dem Zeus sein Bildniss gestiftet hatte. Ueberall, wohin wir auch blicken, ist Schmeichelei oder Anerkennung persönlicher Verdienste das Motiv für die nach Olympia gestifteten Weihgeschenke.

Der Brauch, den olympischen Sieg durch Portraits der Sieger zu feiern, erhält sich in vollem Umfange mindestens bis in das 2. Jahrhundert v. Chr., bis wohin unsre Hauptquelle, Pausanias, die Listen der Sieger verfolgt. Die gefundenen zahlreichen Inschriften späterer Zeit

beweisen, dass nach diesem Zeitpunkte vielleicht ein minder häufiger Gebrauch von diesem Rechte gemacht wurde, dass aber die Sitte keineswegs erlischt. Vorzugsweise betheiligen sich an der Herstellung solcher Statuen Lysippos und seine grosse Schule.

Auch die aus den Strafgeldern ungesetzlich handelnder Kämpfer beschafften Zanesbilder an der Schatzhausterrasse erhalten in dieser Periode um die 112. Olympiade einen Zuwachs um sechs Exemplare. —

Von den statuarischen Funden dieser Zeit verdient nur ein einziger besondere Beachtung, dieser aber auch in ganz hervorragendem Maasse. Es ist der auf Taf. XVI dargestellte lebensgrosse Bronzekopf eines Faustkämpfers. Er wurde in einer tiefliegenden Schicht innerhalb des Prytaneions gefunden, und zwar zwischen zwei Platten versteckt. Da man an den Bruchstellen des Halses sehen kann, dass der Kopf gewaltsam vom Rumpf abgehackt ist, so scheint es, als ob der Thäter, unfähig die ganze Statue vor theilungssüchtigen Händen zu retten, sich wenigstens den Kopf habe sichern wollen — schwerlich zu einem andren Zwecke, als um ihn bei gelegener Zeit einzuschmelzen.

Man wird in der rohen, gewaltthätigen Physiognomie des berufsmässigen Faustkämpfers schwerlich etwas Sympathisches finden. Was den Kopf gleichwohl so anziehend macht, ist die überzeugende Wahrheit des Portraits, die aus diesen gleichsam über Natur abgeformten Zügen spricht; es ist der nackte, aller Idealität baare Realismus, mit welcher ein über die vollendetste Technik gebietender Künstler seinen Gegenstand behandelt hat, und mit dem vollen Bewusstsein von der packenden Wirkung seiner Schöpfung behandelt hat. Dieser sein Vorwurf, der hässliche, brutale Athlet, hat ihn so gefesselt, dass er seinen kleinsten Besonderheiten mit der denkbar grössten Liebe und Sorgfalt nachgegangen ist, dass er mit der an sich schon vortrefflichen Modellirung nicht zufrieden, den aus der Gussform hervorgegangenen Kopf — und sicherlich auch den Körper — nunmehr mittels Feile und Stichel mit einer Gewissenhaftigkeit bearbeitete, welche aus diesem Bildwerke eine der technisch vollendetsten Arbeiten geschaffen hat, die aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Selbst in dem verhältnissmässig so kümmerlichen Surrogat des Gipsabgusses vermag das Auge noch den Spuren des Ciselirstahles in den kleinen Hautfältchen nachzugehen. Die Nadel unseres Kupferstechers hat in vortrefflicher Weise solche Feinheiten wiederzugeben verstanden; unsere Radirung hat dem hellenistischen Künstler selbst die feinen Schraffirungen nachahmen können, durch welche dieser mit dem Gravirstahl die äusseren feinen Augenbrauen andeutete.

Haar und Bart ist in gleicher Weise von dem Ciseleur vollständig von neuem durchgearbeitet.

Der Stengel des Oelreises, welches den Sieger schmückt, hält das langlockige Kraushaar, welches das verschwollene Ohr halb verdeckt, an der Umkränzungsstelle fest zusammen. Die Blätter waren angelöthet und sind bis auf eins sämmtlich verloren gegangen, nebst den ursprünglich eingesetzten Augen der einzige Verlust, den wir bei dem wohl erhaltenen, auch von der Oxydation nicht zu stark beschädigten Kopfe zu beklagen haben.

Kunstgeschichtlich ist dieses dem Ausgang des dritten Jahrhunderts zuzutheilende Werk doppelt wichtig in einer Zeit, wo die grossartigen Funde auf der Burg von Pergamon ein nur etwa ein halbes Jahrhundert später entstandenes Werk bedeutendsten Maassstabes kennen gelehrt haben, und wo sich von diesem Werke aus Beziehungen zu längs gekannten, aber noch nicht sicher classificirten Schöpfungen wie dem Laokoon und dem Farnesischen Stier eröffnen. Wie bei den uns bekannten Werken der milesischen und pergamenischen Schule liegt hier das Hauptmoment des künstlerischen Schaffens in dem Erfassen und dem stricten Wiedergeben des Charakteristischen. Dass in den Zügen des Dargestellten die trotzige Energie und die brutale Roheit des handwerksmässigen Raufboldes zu einem so vollkommenen Ausdrucke gelangt, wie es bei planmässiger Concipirung eines solchen Kopfes dem begabtesten Künstler schwerlich gelingen würde, ist freilich ein Vortheil, den der Künstler dem Modell dankt, welches ihm sass. Alle Einzelheiten sind so portraithaft, so individuell, dass man schwerlich glauben kann, der Bildhauer habe hier zugethan oder weggelassen.

Auch Derjenige, welchen in der künstlerischen Hinterlassenschaft der Alten nicht das Kunstwerk an sich fesselt, sondern lediglich sein Gegenstand, auch er muss hohe Befriedigung in der Betrachtung dieses lebensvollen Kopfes finden. Es ist das erste und einzige sprechende Bildniss aus jener Menschenclasse, an deren blutigen Kämpfen die ästhetisch so feinfühlende hellenische Welt nicht nur ein uns unbegreifliches Vergnügen fand, sondern selbst theilzunehmen nicht verschmähte.

Die Zeit, zu welcher unser Portrait entstand, wird sich etwa mit derjenigen decken, in der der gewaltige Thebaner Kleitomachos im Faustkampf und Pankration auf allen hellenischen Kampfplätzen, darunter zweimal in Olympia, Siegeskränze sammelte. Es würde aber sehr voreilig sein, unserem Kopf diesen oder einen anderen Namen beizulegen, der das Interesse an dem Kunstwerk zu erhöhen kaum vermöchte. —

Die Bedeutung der Diadochenzeit für die Kunst ist erst in jüngster Zeit klar geworden; man hatte ihre Werke unterschätzt, weil man bis zur Aufdeckung des Grossen Altars von Pergamon nur wenige sicher datirbare Sculpturen jener Epoche besass und diejenigen, welche ihr zugehörten, nicht als solche, sondern als wesentlich frühere ansah. Auch seit Brunn in zerstreuten plastischen Werken hoher Vollendung zusammengehörige Schöpfungen aus der Zeit der Attaliden nachwies, getraute man sich noch nicht, so hervorragende Bildwerke wie die Aphrodite von Melos jener hellenistischen Kunst zuzuschreiben, die man als eine Kunst des Verfalles zu betrachten sich gewöhnt hatte. An den Sculpturen von Pergamon so gut wie an unserem Olympioniken sehen wir nun, welche Schaffenskraft und welche Formvollendung jenen späten Künstlerschulen noch innewohnte.

Ebenso hat es sich durch die Ausgrabungen in Samothrake, durch die Aufdeckung der Burg von Pergamon herausgestellt, welcher reizvollen Schöpfungen auch die Architekten der Diadochenzeit noch fähig waren. Auch Olympia trägt in seinen Bauwerken zu dieser Erkenntniss sehr wesentlich bei und lehrt uns nicht nur in denselben die Bindeglieder kennen, welche die hellenische Architektur mit der römischen verknüpfen, sondern selbständige Werke von eigenem nicht zu unterschätzendem Kunstwerth. Diesen Gewinn für die Kenntniss der hellenistischen Zeit müssen wir um so höher anschlagen, als er uns ganz unerwartet zu Theil geworden ist, als man mit Ausnahme des Philippeion hervorragende Bauten dieser Epoche zu finden nicht vermuthet hatte. Auch hier bewahrheitet sich wieder, was schon oft ausgesprochen wurde: dass die Ausgrabungen von Olympia über alle Hoffnung hinaus fruchtbringend gewesen, und dass die Folgerungen, welche sich an das neugewonnene aber noch keineswegs durchgearbeitete Material knüpfen, zur Zeit noch gar nicht absehbare sind.

OLYMPIA

ZUR ZEIT DER RÖMISCHEN HERRSCHAFT.

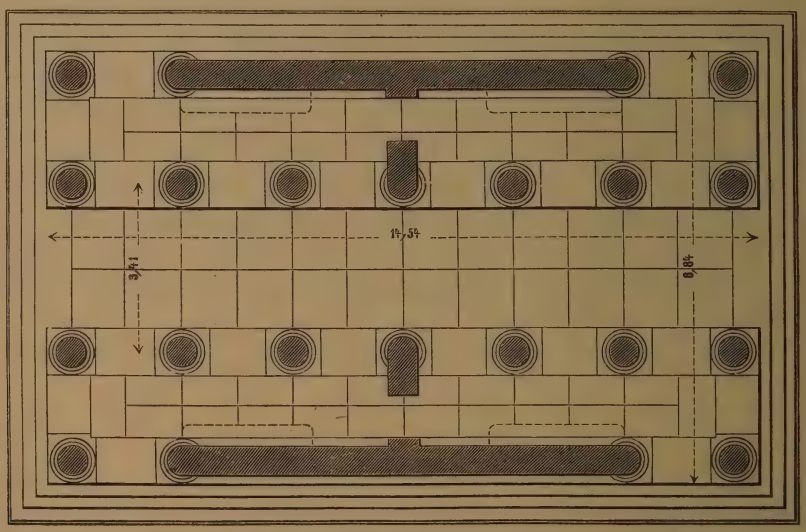
Musste die früheste Entwickelung und die Blüthezeit Olympias mit Recht einen grösseren Raum in unserer Schilderung einnehmen, durften wir auch der Periode der makedonischen Regenten und der Diadochenzeit noch eine verhältnissmässig eingehende Schilderung widmen, so werden wir uns bei der Darstellung des Festplatzes zur Zeit der römischen Herrschaft um so kürzer fassen müssen. Nicht etwa als ob die Ausgrabungen Nichts von Werth aus dieser Epoche zu Tage gefördert hätten; im Gegentheil: die Ausbeute an Gegenständen römischer Zeit ist eine überaus reiche, und nicht nur an Kleinfunden, sondern auch an grossen und vortrefflichen statuarischen Werken.

Aber thatsächlich beruht unser Interesse an Olympia doch in seiner hellenischen Zeit; die Jahrhunderte des Verfalles, welche der Mann der Wissenschaft zum Gegenstande seiner Forschung zu machen verpflichtet ist — dem blossen Liebhaber des Alterthums vermögen sie keine Neigung abzugewinnen; zu sehen, wie der einst blühende Baum langsam hinstirbt, wie ihm ein Ast nach dem anderen abgehauen wird, das ist kein erfreulicher Anblick.

Wir wissen, mit welcher Härte die Römer in erster Zeit gegen die eroberte Provinz verfuhren, und wie erst in der Kaiserzeit der Zustand ein erträglicherer, ja für eine kurze Frist fast wieder glücklicher ward. Grosse Volksversammlungen scheinen den Römern in eroberten Ländern gefährlich, und wie sie überall Alles zu hintertreiben wissen, was wie ein Zusammenschluss, eine Coalition der Gaue aussieht, so halten sie auch die Versammlungen, auf denen ein solcher Zusammenschluss sich anbahnen könnte, für politisch nachtheilig: wo man dieselben nicht verhindern kann, da begünstigt man sie wenigstens nicht. Wir wissen Nichts von olympischen Siegern römischer Nationalität, so lange die Republik dauert. So wird man auch schwerlich von den römischen Bauten, welche sich in Olympia finden, wesentliche vor Beginn der Kaiserzeit entstanden denken können.

Diese Bauwerke sind theils An- und Umbauten älterer Anlagen, theils Neubauten. Sie genauer zu datiren, dürfte einer späteren Zeit vielleicht nach eingehenderer Untersuchung, als bis jetzt stattfand, gelingen. Vorläufig wird man gut thun, die Frage nach der Entstehungszeit des Einzelnen offen zu lassen, wo nicht ganz bestimmte Angaben dieselbe beantworten.

Bei den Anbauten macht sich überall das Bestreben nach einem grösseren Reichthum der Façadenbildung geltend, den man im wesentlichen durch vorgesetzte Säulenstellungen zu erreichen sucht. So erhält die Front des umgebauten Prytaneions eine Halle; so wird der Eingang

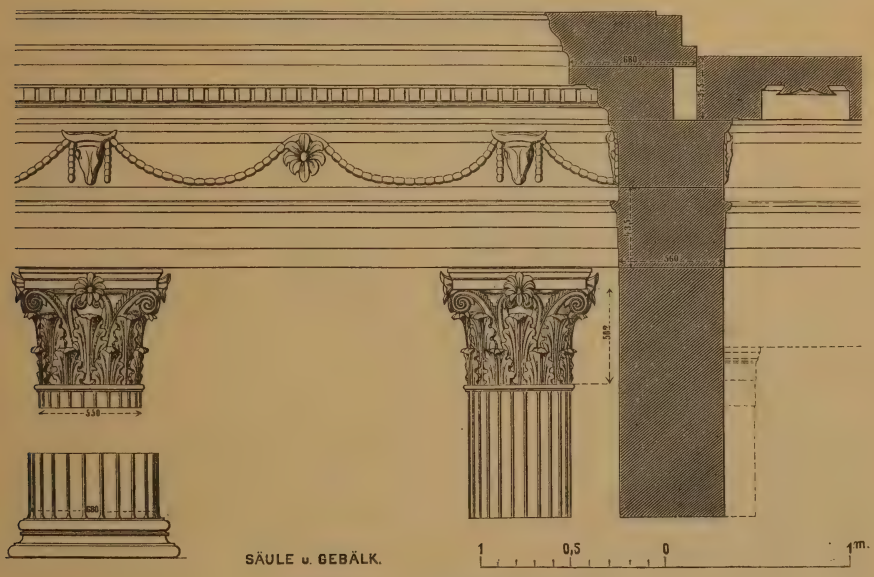


Eingangsthor zum Gymnasion. Fig. 91.

des zum Stadion führenden Tunnels durch ein Säulenthor geschmückt (vgl. Fig. 86); vor dem Buleuterion, welches seine Vorhalle bereits aus früherer Zeit besitzt, erhebt sich ein neuer geräumiger Säulenhof.

Zwischen Palästra und Gymnasion wird ein Propylaion eingeschaltet, welches zu beiden Bauten einen gemeinsamen Eingang bildet und sie auch architektonisch zu einem Ganzen verknüpft. Dieser Bau, der einer verhältnissmässig früheren Epoche, vielleicht um den Beginn unserer Zeitrechnung, anzugehören scheint, schliesst sich in seiner Planbildung durchaus dem Schema an, welches bereits die hellenische Zeit für derartige Eingangshallen gefunden hatte. Auf drei den Unterbau bildenden Stufen erhebt sich in 14,54 Meter Länge und 8,84 Meter Breite ein dreischiffiges Säulenhaus, dessen breiteres Mittelschiff etwas tiefer liegt als die beiden Seitengänge (Fig. 91).

Die beiderseitigen Eingänge werden durch je vier römisch-korinthische Säulen gebildet, über denen sich das Giebeldreieck des Daches aufbaut. Das Haus selbst liegt zwischen zwei Längswänden, welche, wie es scheint, den Ecksäulen der Vorhallen gegenüber nicht in Anten, sondern in Halbsäulen geendigt haben. Die Mitte des Hauses durchschneidet nach Analogie der Burgpropyläen von Athen eine Querwand mit den drei den Schiffen entsprechenden Thoren. Längs der Seitenwände ziehen sich Steinbänke hin.



Eingangsthor zum Gymnasion. Fig. 92.

Das Material ist der gewöhnliche Poroskalkstein mit einem Ueberzuge von vortrefflichem Stuck; nur zu den Stufen der Fronten und dem Fussboden der Halle hat man einen feinen weissen Kalkstein verwendet.

Die decorativen Formen sind im ganzen noch sorgfältig behandelt. Die attische Basis der Säulen tritt ohne quadratischen Plinthos auf, der Schaft besitzt 24 Canneluren, das Capitell zeigt zwei Reihen ziemlich spitzzackiger Akanthosblätter, die üblichen Eckranken und zwei nach innen zu geneigte Ranken, welche eine Blüthe tragen. Der Fries, dessen Vermittelung mit dem Kranzleisten ein Zahnschnittband bildet, ist mit Stierschädeln geschmückt, welche durch im Bogen niederhängende Binden mit einander verknüpft werden. Eine Cassettendecke mit Sternmuster bildet den oberen Abschluss der Halle (Fig. 92). —

Auch vor der Ostfront der Palästra scheint in römischer Zeit eine

Halle errichtet worden zu sein, von der sich indessen nur die Grundspuren fanden. —

Die ausgedehnteste Halle römischen Ursprunges, welche die Ausgrabungen blossgelegt haben, zieht sich südlich vom Buleuterion und mit demselben parallel nach dem Leonidaion hin; man hat sie in Ermangelung einer näheren Bestimmung einstweilen die Südhalle genannt. Vielleicht stand sie bereits in Beziehung zu den Baulichkeiten, wo die Menge ihr Lager aufschlug, wo man ass und trank, vielleicht auch Handelsgeschäfte abschloss, und von denen, da wo die Fluth des Alpheios die Deckschicht verschont hat, also im Südwesten des auf unsrem Situationsplan dargestellten Terrains, noch umfangreiche Anlagen ihrer Ausgrabung harren.

Die Südhalle hat eine bedeutende Ausdehnung: bei etwa 13 Meter Tiefe besitzt sie eine Länge von nahezu 80 Meter und öffnet sich mittels einer dorischen Säulenstellung nach Süden, Osten und Westen, 33 Säulen in der Front und je 6 in den Schmalseiten.

Der Länge nach wird sie durch eine Reihe sehr breit gestellter korinthischer Säulen getheilt, 17 an der Zahl. Während der übrige Bau aus Poros besteht, hat man zu diesen Säulen Sandstein verwendet.

Dieser Unterschied im Materiale und der Umstand, dass die Axentheilungen der beiden Säulenstellungen in keiner Weise zu einander Beziehungen besitzen, machen es wahrscheinlich, dass die Halle ursprünglich einschiffig geplant und mit Holzdach ausgestattet war, und dass man die mittlere Säulenreihe erst später eingeschoben hat. Die Aussenseite schmückt das übliche dorische Gebälk, dessen Triglyphensystem sich auch um die geschlossene Nordwand herumzieht. —

Wie sehr sich die Detailbildung in dieser Zeit von dem Adel und der Schönheit der classischen Epoche bereits entfernt hat, möge ein der Traufrinne dieses Bauwerks zugehöriger Löwenkopf aus Terracotta (Fig. 93) verdeutlichen, in welchem kaum mehr der Typus des Thieres zu erkennen ist, und die stilistische Behandlung jeden Charakters entbehrt.

Zu den hervorragendsten Umgestaltungen älterer hellenischer Anlagen gehört die des Leonidaion. Es galt hier, für die vornehmen Gäste, welche die olympischen Spiele mit ihrer Gegenwart beehrten, die römischen Statthalter, entsprechende Quartiere herzustellen. Die mächtigen lichtlosen Säle aus dem 4. Jahrhundert waren wenig geeignet, die Ansprüche der verwöhnten Würdenträger zu befriedigen. Der römische Architekt, welcher den Umbau leitete, hat sich in sehr geistvoller Weise zu helfen gewusst. Den grossen Saal im Westen des Säulenhofes beliess

er in seiner vollen Ausdehnung und gestaltete ihn durch eine ringsumlaufende Halle noch stattlicher, zu einem würdigen Repräsentationsraum. Dagegen begann er auf den Ecken des Bauwerks eine gründliche Veränderung der Zwischenwände. Da es ihm hauptsächlich darauf ankam, Licht zu schaffen, und da dies von den Seiten aus nicht möglich war, weil die Aussen- und Innenhalle es den eventuellen Fenstern doch ab-

Fig. 93.

geschnitten hätten, so half er sich damit, im Innern Licht herzustellen. Er verwandelte mehrere der ehemaligen Säle in offene Höfe, welche nach Art der römischen ein Impluvium, ein mit Säulen umstelltes und mit Pflanzen geschmücktes Wasserbecken besassen, und legte um diese Lichthöfe herum kleinere, aber immerhin noch sehr geräumige Zimmer. Zwischen je zwei solchen Quartieren führten dann weite Eingangshallen auf den Binnenhof, welcher in eine bedeutende Wasser- und Gartenanlage verwandelt war, zusammenhängende Bassins, über welche Brücken nach den Beeten hinüberführten, und wo auch sicherlich die bildende Kunst reichen Schmuck entfaltete. Hier machte man ja einen der besten statuarischen Funde in dem Marmorköpfchen der Aphrodite.

So war es gelungen, aus einer zusammenhanglosen Reihe unförmlich grosser Säle ein Bauwerk zu gestalten, welches bei der Wohnlichkeit seiner neuen Gruppenquartiere zugleich die Monumentalität seiner alten Erscheinung wahrte.

Dass man dabei mit den wahrscheinlich schon schadhaften Ornamenten der älteren Architektur nicht sehr glimpflich verfuhr, dass man sie einfach mit Putz verkleidete und neue darüber anbrachte, die den alten an künstlerischem Werth nachstanden, kann nicht befremden. —

Minder schonend verfuhr die römische Zeit mit dem Metroon. Hier schlug man entzwei, was nicht in den Umbauplan hineinpasste, brach die Metopen heraus, klebte dafür Stuckwände ein und verkleidete die Wände und Gesimse sammt ihren Ornamenten mit einer dicken Putzschicht. Dieser rohe Umbau, welcher mehr zerstörte als erhielt, ist wahrscheinlich zur Zeit des Augustus erfolgt, wie ein Inschriftfragment am Architrav zu beweisen scheint.

Ferner datirbar ist die umfangreiche Baulichkeit, welcher die Südosthalle zum Opfer fiel. Hier finden wir eine römische Wohnhaus- oder Villen-Anlage grossen Stiles mit Vorhalle, Atrium, zahlreichen Gemächern, Badeanlagen, einem grossen Säulenhof und weiteren Hinterräumen. Ein Bleirohr der Wasserleitung in diesem Hause hat durch den ihm aufgedrückten Stempel NERONIS · AVG ‹ den Nachweis geliefert, dass wir einen Bau des Kaisers Nero vor uns haben. Wir wissen ja, dass er das Fest der 211. Olympiade um drei Jahre verschob und in dieser Zeit Vorbereitungen zu der glänzenden Feier traf, die er — des Sieges im Voraus sicher — in Olympia halten wollte. So hat er sich also auch einen eigenen Palast zu diesem Zwecke bauen lassen, dem man trotz seiner Aufwändigkeit die Hast der Entstehung ansieht.

Viel später als dieser Bau ist ein in gleicher Hast aus Statuenbasen und allerhand bereits benutztem Baumaterial zusammengeflicktes, in seinen Abmessungen aber bedeutendes und in seiner äusseren Erscheinung einst gewiss sehr prächtiges Monumentalwerk, ein Triumphthor mit drei Bogenöffnungen entstanden. Dieses Thor ist im Südosten der Altis nahe dem Nerohause belegen. In das Haus des Nero greifen in späterer Zeit sowohl im Norden wie im Südosten römische Bauten ungewisser Bestimmung ein; ihre Mauerzüge stehen in keiner Beziehung zu dem neronischen Bau, von welchem auch Nichts benutzt wurde, der mithin wohl gar nicht mehr existirte, als sie entstanden.

Zu den selbständigen römischen Anlagen gehören ferner die Thermen, Badeanstalten, wie es scheint, erheblichen Umfanges im Norden und eine kleinere im Westen nahe am Kladeos. Von der nördlichsten reichten die Ruinen eines quadratischen, mit einem Kreuzgewölbe gedeckten Gemaches noch über den aufgeschwemmten Boden um einige Meter hoch hervor und sind auf unsrem Bilde von Olympia Taf. I im Mittelgrunde sichtbar. Sie boten nach einigen Ausbesserungen den ersten Unterkunftsort, das provisorische „Museum“ für die olympischen Funde. Im Munde der Bauern, die hier oftmals vor dem Winde geborgen ihr Mahl bereitet

haben mochten, führte die Ruine den Namen Siderostiá oder Pyrostiá, der Feuerheerd.

Auch die Echohalle hat man in spätrömischer Zeit umgebaut.

Der hervorragendste Bau der römischen Periode ist die mächtige und künstlerisch glänzend ausgestattete Anlage der sogenannten Exedra des Herodes Atticus. Wie dieser fürstlich begüterte Philosoph Athen und Korinth mit hochbedeutenden Bauten schmückte, so ward er auch — und vielleicht in noch weit höherem Maasse — der Wohlthäter von Olympia. Wir wissen aus Lukian, dass er hier einem lange schmerzlich empfundenen Mangel abhalf, dem Mangel an ausreichendem Wasser, welches bei einer nach Tausenden zählenden Menge in glühender Sommerhitze, dem Staube der Rennbahnen und des Menschengewühles ein überaus begehrter Stoff sein musste.

War dies Factum zwar bekannt, so hatte man doch keine Ahnung von der Grossartigkeit und der künstlerischen Erscheinung dieser Anlage, da Pausanias, der sie doch unmittelbar nach ihrer Vollendung gesehen haben muss, auch nicht mit einer Silbe ihrer gedenkt, während er doch anderer Gaben des Herodes Atticus, zweier Statuen der Demeter und Kore im Tempel der Demeter Chamyne Erwähnung thut.

Den vollen Werth eines solchen Geschenkes wird man erst dann begreifen lernen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie mangelhaft die früheren Einrichtungen trotz aller darauf verwendeten Sorgfalt waren, wie sie für den täglichen Bedarf des in Olympia ansässigen Personales wohl ausreichten, wie sie aber versagen mussten, sobald eine so gewaltige Menge, wie hier zum Feste zusammenströmte, ihre mannigfachen Bedürfnisse befriedigen wollte. Da die Wasserzuführungen im engsten Zusammenhange mit den Entwässerungsanlagen stehen, so wird uns damit die Gelegenheit geboten, einen Blick auf die gesammten Wasserleitungsanlagen der älteren Zeit zu werfen; wir haben die Beschreibung derselben absichtlich bis hierher verschoben, weil man zwar die geschichtliche Entwickelung dieses Theiles der olympischen Bauten sicher verfolgen, nicht aber die einzelnen Phasen derselben fest datiren kann. Ueberdies würde eine Zersplitterung des Materiales dem Ueberblick über dasselbe und damit dem Verständniss wenig förderlich gewesen sein.

Die gesammte Untersuchung dieser Anlagen hat in den Händen eines Specialisten, des Herrn Bau-Inspectors Fr. Graeber gelegen. Ihm danken wir die genaue Kenntniss der 125 von ihm constatirten, in ihren Läufen und Höhenlagen verfolgten und nach ihren sehr mannigfaltigen Constructionen studirten Wasserleitungen, welche das bisher aufgedeckte

Terrain durchziehen. Nach seinen Ermittelungen sind die hauptsächlichsten Züge in den Situationsplan eingetragen — die Zuleitungen mit einfachen, die Entwässerungsstränge mit doppelten blauen Linien — und wie allen übrigen Publicationen, so muss auch der unsrigen der von ihm verfasste Text im wesentlichen zu Grunde gelegt werden. —

Ein an einem Abhange liegender Gebäudecomplex bedarf, wenn ihm die niederströmenden Berggewässer nicht Nachtheil bringen, seine Grundmauern hier unterspülen, an anderen Stellen verschlämmen sollen, einer sehr sorgfältigen künstlichen Regelung jener natürlichen Wasserrinnsale. Das herabströmende, mit Sand und Geröllmassen vermischte Niederschlagswasser muss in geeigneten Gräben abgefangen und in Canälen durch die bebaute Stätte hindurchgeleitet werden. Doppelt nothwendig sind solche Vorkehrungen bei örtlich-klimatischen Verhältnissen wie die von Olympia. Monate lang herrscht hier vollkommene Trockenheit; zwischen Mai und October ist ein Regenfall eine sehr grosse Seltenheit. Um so gewaltiger sind dafür die Regengüsse der Herbst- und Winterzeit, namentlich in den Nächten des November und December, wo Gewitter, Orkane und Wolkenbrüche wüthen, von deren furchtbarer Gewalt man in unserem nordischen Klima nur selten eine Vorstellung gewinnen kann. Oft entstanden während unseres Aufenthaltes in Olympia in einer Nacht tiefe Rinnsale in der Ebene, welche ein nächster Regenguss wieder zuschlämmte, indem er sich neue Bahnen eröffnete. Vor solchen Ueberfluthungen und ihren Folgen sich zu schützen, hat man frühzeitig die nöthigen Maassregeln getroffen.

Der Kronoshügel schliesst auf unserem Situationsplane scheinbar mit der Schatzhausterrasse und dem Heraion ab; in Wirklichkeit verläuft sein Rücken als leise Anhöhung noch weit südlicher, er trägt noch den Zeustempel und geht erst etwa bei der Südhalle in die Thalniederung über. Dieser Rücken, im Norden noch ziemlich breit, nach Süden spitz zulaufend, schiebt sich wie eine Zunge durch die Altis. Demgemäss nahm das von den Höhen herabströmende Wasser einen doppelten Weg durch dieselbe, theils östlich, theils westlich des Zeustempels. Diese natürlichen Verhältnisse mussten die Grundlage für das künstliche Entwässerungssystem bilden, und so theilt sich dieses in einen östlichen und einen westlichen Zweig.

Im Norden der Osthälfte sammelte man das vom Kronion und der Schatzhausterrasse kommende Wasser am Fusse dieser Terrasse in einer steinernen Rinne und gab derselben nach Osten zu Gefälle, um es bei dem alten Stadioneingang nach Süden, dem Alpheios zu, abzuleiten

(vgl. Fig. 86). Diese Rinne lag am Fusse der Terrasse nahezu in gleicher Höhe mit der Oberkante der östlichen Altismauer und wurde auf letzterer weitergeführt. Da nun aber das Stadion nebst seinem Zuwege weit tiefer lag, so musste die Leitung entweder über oder unter dem Eingange durchgeführt werden. Man zog das Letztere vor und baute einen sogenannten Dücker, d. h. eine geschlossene Röhrenleitung, welche von der Terrassenrinne abwärts, dann unter dem Stadioneingange horizontal und schliesslich wieder senkrecht zur Höhe der Ostmauer hinaufführte, und in welcher nun das Wasser nach dem bekannten Gesetze der communicirenden Röhren seinen Lauf nahm.

Als später die Aufhöhung der Stadionwälle vorgenommen wurde (vgl. S. 379) und hiermit die Ostaltismauer fiel, musste man auch die Wasserleitung verlegen und verschob sie parallel mit der alten Richtung bis zu dem Stufenunterbau der neuen Echohalle, an deren südlichem Ende sie gleich nach Osten, ihrem alten Anschlusse zu, umbiegt.

Eine zweite Hauptleitung der Ostseite geht von dem Scheitel des erwähnten Höhenrückens in der Altismitte aus. An der Nordecke des Pelopion liegt der Scheitelpunkt dieser Leitung so wie einer zweiten, welche nach Westen zu entwässert. Die östliche Leitung folgt zunächst der nordöstlichen Pelopionmauer, sie schlägt dann eine rein südöstliche Richtung ein, und zwar auf die Ecke des Oinomaoshauses zu, dessen Mauer sie folgt, um sich dann südlicher zu wenden; sie schneidet die Südterrassenmauer an dem Punkte, wo die von Westen her kommende Processionsstrasse nach Norden umbiegt, und scheint somit in dem bisher beschriebenen Verlaufe die westliche Grenze dieser dem Grossen Altare zustrebenden Strasse gebildet zu haben. Ihr weiterer Verlauf dem Alpheios zu ist nur bis zur Südhalle hin verfolgt worden. Diese jedenfalls sehr frühzeitig angelegte Leitung hat erweislich bis in die spätesten Zeiten Olympias functionirt.

Im Westen sind diejenigen Leitungen zu unterscheiden, welche den heiligen, von der Mauer begrenzten Bezirk entwässerten, und diejenigen, welche zum Schutze der ausserhalb belegenen grossen Gebäudegruppen dienten. Sachgemäss hat man hier von beiden Bezirken aus zunächst in den natürlichen Abzugscanal, den nahe gelegenen Kladeosbach, entwässert, und man würde von diesem Principe schwerlich je abgewichen sein, wenn nicht, wie später näher zu besprechen sein wird, die Abzugsrinnen vielfach auch zur Wasserzuführung benutzt worden wären.

Von jenen älteren Ableitungen sind uns noch mehrere erhalten: so sieht man einen von der Westseite des Prytaneion, ursprünglich wohl vom

Kronion ausgehenden Strang sich an der Osthalle des Grossen Gymnasion todt laufen; ein anderer von der Westfront des Heraion nach Westen verlaufender Abzugscanal wurde durch den Bau der Palästra unterbrochen und von einem späteren, nach Süden führenden Gerinne aufgenommen. Noch mehr solcher von Osten nach Westen gerichteter Stränge mögen in älterer Zeit den ausserhalb der Altis belegenen Bezirk entwässert haben. Die immer dichtere Bebauung der Westseite unterbrach diese Leitungen, und wie wir wahrnehmen können, dass die Alten in der Regel bei derartigen Anlagen lieber Neubauten als Reparaturen und stückweise Veränderungen ausführten, so haben sie auch hier die alten ostwestlichen Leitungen nach dem Kladeos eingehen lassen und durch nordsüdliche Stränge nach dem Alpheios ersetzt.

Eine solche Leitung von Nord nach Süd scheint man auf der Westseite des Altisterrains schon früher für nothwendig erachtet zu haben, bevor noch die ostwestlichen Leitungen abgeschnitten wurden. Sie führt vom Heraion aus in direct südlicher Richtung am Pelopion und Zeustempel vorüber, beschreibt um letzteren einen Bogen, wendet sich einem halbkreisförmigen Unterbau zu [dessen Bestimmung nicht festzustellen ist, der vielleicht der von Pausanias in dieser Gegend erwähnten Proëdria zugehört] und schliesst sich dann den Westmauern des Buleuterion an, um sich von hier westwärts zu wenden, voraussichtlich einem Canale zu, dessen wir gleich zu gedenken haben.

Zur Entwässerung des ausserhalb der Altis liegenden westlichen Terrains ward eine Leitung angelegt, deren Eintritt in das Ausgrabungsfeld an seiner Nordgrenze bei der römischen Thermenanlage sichtbar wird, welche von hier am Wirthschaftshofe des Prytaneion vorüber auf die Nordostecke der Palästra zuläuft und der Ostfront derselben so lange folgt, bis ein in römischer Zeit erneuertes älteres Bauwerk ihre Richtung verändert. Der Aussenwand dieses Hauses schliesst sich die Leitung an und mündet in die offene Rinne, welche das Leonidaion rings umzieht. Von hier aus führt ein Canal dem Alpheios zu, dessen Mündung am Ufer desselben zu Tage tritt, und der wahrscheinlich auch die vorhin erwähnte innere Westaltisleitung aufnahm.

Die eben besprochene Nordsüd-Leitung wurde mit der Zeit unbrauchbar. Herr Graeber nimmt an, dass dies in Folge einer Verschlämmung der tief gelegenen offenen Rinnen am Leonidaion geschehen sei. Thatsächlich muss ein solcher Missstand oft eingetreten sein, denn man hat sich später entschlossen, diese ringsumlaufende Rinne um ein halbes Meter höher, auf die zweite Unterbaustufe des Leonidaion zu

legen. Damit war denn allerdings der Nordsüdleitung der Lauf abgeschnitten, wenn man sich nicht entschloss, dieselbe auf eine weite Strecke hin aufzunehmen und höher zu legen. Man hat dies nicht gethan, sondern wiederum vorgezogen, eine neue Leitung zu bauen. Sie zweigt von jener älteren bei dem Prytaneion ab, umgeht das Nordthor der neuen makedonischen West-Altismauer und folgt dieser dann bis zu dem Processionsthor, von wo sie nach kurzem südwestlichen Laufe in die neue obere Rinne des Leonidaion mündet.

Zu diesen westlichen Hauptleitungen gesellten sich, wie der Plan erkennen lässt, zahlreiche Nebenstränge, welche sowohl für die Ent- wie für die Bewässerung einzelner Gebäude dienten. —

Weit mühevoller als die Aufsuchung und Verfolgung der Entwässerungsanlagen Olympias war diejenige der Wasserversorgungsanstalten, weil theils die Zahl der Leitungen weit grösser, theils der Erhaltungszustand derselben viel mangelhafter ist.

Das Wasser des Alpheios ist ungeniessbar, weil es selbst im Sommer von einem bedeutenden Quantum kalkiger Sinkstoffe getrübt wird. Das Kladeoswasser ist trinkbar, solange der Bach normalen Wasserstand hat. Der geringste Regen schwellt ihn an und trübt sein Wasser für längere Dauer. Direct aus den Wasserläufen konnte daher der Bedarf an geniessbarem Wasser nicht bezogen werden. Dagegen besitzt der Kladeos in der Nähe von Olympia mehrere kleine Zuflüsse aus unscheinbaren Quellen, die ein vortreffliches wohlschmeckendes Wasser liefern, nur ist das Quantum ein geringes. Diese Quellen aus dem oberen Kladeosthal leiteten die Alten zusammen in ein am Abhange des Kronionhügels oberhalb der Nordwestecke des Heraions angelegtes Bassin, ein Hochreservoir, von welchem aus die niedriger liegende östliche Altishälfte nach Bedarf gespeist werden konnte.

Zu diesem Behufe legte man keine neuen Leitungen an, sondern bediente sich zweckmässiger Weise der vorhandenen am Fusse der Schatzhausterrasse und der östlichen Hallen sowie vom Pelopion in südwestlicher Richtung verlaufenden Entwässerungsrinnen, in welche man an geeigneten Orten Schöpfbassins einschaltete, und welche nun auch den südlich der Altis belegenen Bezirk mit frischem Trinkwasser speisten. Damit war die östliche Hälfte von Olympia — freilich nicht eben reichlich — mit Wasser versorgt.

Für die noch tiefer liegende westliche Hälfte bedurfte es eines Hochreservoirs nicht. Hier konnte man direct von einer höher im Kladeosthale liegenden Quelle Zufluss schaffen. Die Leitung von derselben ist

schon in sehr alter Zeit gelegt worden und bestand damals in einer offenen Rinne aus hohlen Dachziegeln, welche in Kalkmörtel verlegt waren. Später erneuerte man sie in etwas höherer Lage und in der geschlossenen Form eines Thonrohrstranges. Diese letztere Leitung lässt sich von ihrem Eintritt in das Ausgrabungsgebiet an bis zu ihrem Endpunkt überall verfolgen. Wir finden sie zuerst westlich der im Norden liegenden römischen Thermen neben der Entwässerungsleitung, welche sie zweimal überschneidet, um bei dem Nordwestthor in die Altis einzutreten. Sie geht von hier in einer wenig von der Mauer abweichenden Richtung nach Südwesten, führt neben einem Altare am Rande der Südterrasse in ein kleines Bassin und von diesem unter der Processionsstrasse durch in das tiefer liegende grössere Sammelbecken, welches durch Entwässerungscanal mit der Rinne des Leonidaion zusammenhängt. In ihrem oberen Laufe hat man zur grösseren Bequemlichkeit des Schöpfens mehrere grosse offene Thongefässe in die Leitung eingeschaltet.

Bei der Lage der bisherigen Sammelbassins war es indessen immer noch nicht möglich, auch die Plattform der Schatzhausterrasse mit Wasser zu versorgen, was aus irgend einem uns nicht recht ersichtlichem Grunde wohl wünschenswerth gewesen sein muss. Denn man legte nun auch ein solches Bassin in grösserer Höhe nördlich von dem Punkte an, wo später die Exedra des Herodes Atticus gebaut wurde. Für dieses hochgelegene Reservoir gewann man das Wasser dadurch, dass man den Kronoshügel anbohrte, einen Stollen in denselben hineintrieb, der seine innerlichen Quellen anschnitt. Von diesem Punkte aus vermochte man nun sowohl die Schatzhausterrasse wie auch das ziemlich hoch liegende Prytaneion mit Wasser zu versorgen. Aber auch an Punkte, welche bereits an andere Leitungen angeschlossen waren, führte man neue Stränge. Vielleicht mochten jene Leitungen den erhöhten Bedarf nicht mehr decken oder auch gänzlich unbrauchbar geworden sein. So durchzieht eine solche vom Kronionstollen gespeiste Leitung die Altis von Nord nach Süd, vom Heraion aus nach dem Processionsthore, indem sie die früher hier fungirende Zuleitung aus dem Kladeosthale überschneidet. —

Die bisher besprochene Wasserversorgung Olympias entnimmt ihren Bedarf lediglich aus Quellen oder Bächen und dürfte zur Zeit des Festes, wo anderes als sonnenklares Wetter wohl so gut wie nie eintrat, auch immer ihren Zweck erfüllt haben. Sobald aber in den kühleren Monaten heftigere Regengüsse erfolgten, mussten nothwendig die Zuflüsse der Leitungen sich trüben, und das Wasser wurde für viele Zwecke unbrauchbar. Aus diesem Grunde hat man, und zwar schon in früher Zeit,

in Olympia auch künstliche Brunnen angelegt, aus denen man zu jeder Zeit klares Wasser schöpfen konnte.

Die Ausgrabungen haben ihrer neun freigelegt, deren Standorte auf dem Situationsplane mit einem *B* bezeichnet wurden. Wir finden sie mehrfach in der Nähe oder inmitten von Wohnräumen, bei dem Theokoleon, dem Leonidaion, in der Nähe der Küchenanlagen des Prytaneion. Ihrer Construction nach unterscheiden sie sich in zwei Gruppen. Die einen sind aus Porosblöcken theils als röhrenförmige, theils als kastenartige Schächte hergestellt; ihre Abdeckung besteht aus einer grossen Steinplatte, welche ausser der Brunnenöffnung noch die Löcher für die Brunnenständer, die Schöpfvorrichtung, in den vier Ecken enthält.

Die anderen sind ringförmig aus gebranntem Thon gebaut und erregen die gerechte Bewunderung des Fachmannes durch die ausserordentliche Höhe der Technik, mit welcher geschlossene Thonringe bis zu 97 Centimeter Durchmesser aus einem Stücke geformt und tadellos gebrannt wurden. Der weiteste dieser Brunnen besitzt 1,35 Meter Durchmesser; seine Wände sind aus mehreren Ringstücken zusammengesetzt, die unter einander durch Bleiklammern verbunden werden. Auch Vorrichtungen zum Einsteigen in den Brunnenschacht behufs Reinigung desselben sind nicht vergessen. —

Alle diesen natürlichen und künstlich hergestellten Quellen vermochten aber den kolossalen Bedarf, welcher in der festlichen Zeit eintrat nur sehr ungenügend zu decken. Wir erfahren aus Berichten der Alten, dass der Wassermangel eine sich immer erneuernde Calamität bei den Olympien war. So muss denn die grossartige Anlage, welche Herodes Atticus schuf, und welche an Stelle des Mangels den Ueberfluss treten liess, in der That eine ausserordentlich hohe Wohlthat für Olympia gewesen sein, ein Geschenk, welches wohl geeignet war, zur Fristung seiner Existenz wesentlich beizutragen. Wer möchte in Abrede stellen, dass ohne diese Wohlthat das Leben Olympias weit früher erloschen wäre, in einer Epoche, wo ein verweichlichtes Geschlecht nicht mehr gewillt war, bei seinen Unterhaltungen auf den einfachsten Comfort des Lebens, auf kühlenden Trunk und erfrischendes Bad zu verzichten.

Da die Zuflüsse aus der Nähe Olympias nicht genügten, so sah man sich nach entfernter liegenden Quellen um und fand sie ostwärts von Olympia in einem Seitenthale des Alpheios, nach welchem zu sich die Höhen von Harpina und dem heutigen Miraka abdachen. Hierhin wenigstens deuten die Ruinen der Wasserleitung, deren Ausgangspunkt bisher nicht festgestellt ist. Die theils auf Pfeilern, theils in gemauerten Stollen

am Berghange geführte Leitung mag eine ungefähre Länge von 3 Kilometer besessen haben. Die Wassermasse strömte zunächst in einem nicht sehr grossen Hochreservoir oberhalb der Exedra zusammen und wurde von hier nach allen Theilen der Altis versendet. Das Reservoir lag so hoch, dass man der südwestlichen Altisecke und dem Leonidaion das Wasser auf einer Hochleitung zuführen konnte, welche auf Pfeilern neben der diadochischen Altismauer entlang und über deren Processionsthor hinweg geführt wurden. Hier sind in dem Situationsplane die Pfeiler in unschraffirten Umrissen dargestellt.

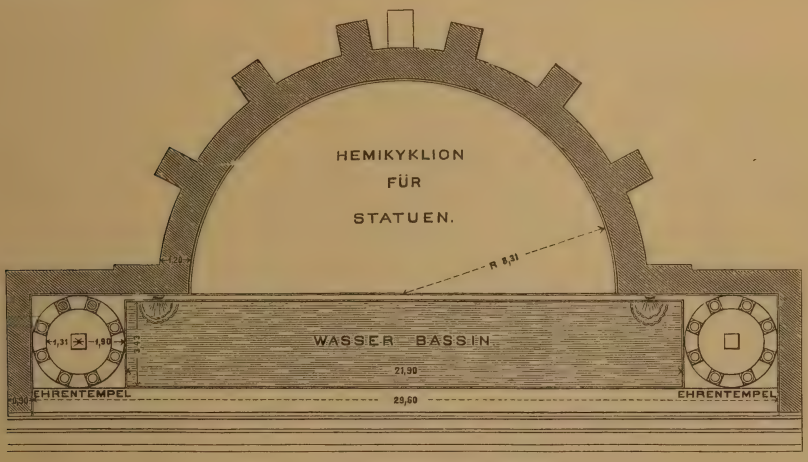
Erst durch diese reichliche Zuleitung ward es möglich, das Wasser fortan nicht nur als unentbehrliches Getränk für Menschen und Vieh, sondern auch zum Schmuck des Festplatzes zu verwenden. So entstehen die bedeutenden Aquarien im Leonidaion, ein Springbrunnen südlich vom Heraion, die offenen Bassins in den Höfen und Sälen der Baulichkeiten, die ausgedehnten Thermenanlagen.

Die grossartigste Wasseranlage aber bildet der Bau des Herodes Atticus selbst, die Exedra am Fusse des Kronion. Dem freigebigen Wohlthäter kam es denn doch nicht lediglich darauf an, die olympischen Feste durch seine Spende angenehmer zu gestalten, er wollte auch, dass seine Wohlthat bemerkt ward; weniger mochte ihm dabei daran gelegen sein, dass dies seitens der ärmlichen, herabgekommenen Eleer geschähe, als dass der römische Kaiserhof sein Auge mit Wohlgefallen auf die neue Schöpfung lenkte.

Deshalb verknüpfte er mit seiner olympischen Wohlthat eine verbindliche Ovation gegen das römische Kaiserhaus, indem er einen gewaltigen Bau ausführte, welcher beiden Zwecken gerecht ward.

Das eigentliche Bassin, von dem aus die Speisung der Ebene erfolgte, blieb dabei ausser Spiel. Vor demselben, in weit tieferer Lage, erstreckte sich das scheinbare Speisungsbecken in der bedeutenden Ausdehnung von 21,90 Meter Länge und 3,43 Meter Breite. Auf seiner Brüstung, welche in einer zum Schöpfen bequemen Höhe angelegt war, stand in der Mitte, nach Osten schauend, ein marmorner Stier, das Sinnbild der Naturkraft. Auf seiner Flanke sind die Worte eingegraben, mit denen Herodes die gesammte Anlage dem olympischen Zeus weihte. Er that dies unter dem Namen seiner Gattin, welche damals das Ehrenamt einer Priesterin der Demeter Chamyne in Olympia bekleidete, die neue Stiftung aber nur kurze Zeit überlebte. Die Inschrift lautet: „Regilla, Priesterin der Demeter, das Wasser und was mit dem Wasser zusammenhängt dem Zeus.“ (Vgl. Fig. 94.)

Zu beiden Seiten des Bassins erhoben sich zierliche offene Rundtempelchen, von acht glatten korinthischen Säulen getragene marmorne Kuppeldächer, unter denen je eine Statue stand. Aus marmornen Löwen-



Exedra des Herodes Atticus. Fig. 94.

köpfen neben diesen Tempelchen ergoss sich in vollen Strahlen das Wasser in das Bassin. (Fig. 95.)

Diese vordere und tiefer liegende Anlage wurde von einer auf den Abhang gebauten mächtigen Nische überragt, einem mit Halbkugelge-

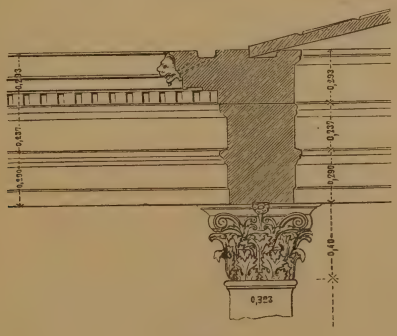


Fig. 95.

wölbe abgedeckten halben Tambour von 16,62 Meter Durchmesser und entsprechender Höhe. Den sechs äusseren Strebepfeilern, welche das Gewölbe stützen, correspondirten im Innern gekuppelte korinthische Pilaster, welche die Wandfläche in sieben Nischen gliederten.

Hier fanden, zu je Dreien in Gruppen vereint, einundzwanzig marmorne Bildsäulen ihren Platz, die Portraitstatuen der Kaiserfamilien des Antoninus Pius und Marcus Aurelius und der Familie des Herodes

Atticus, Statuen von ausgezeichneter Arbeit, die von dem Aufschwunge Zeugniss ablegen, den die römische Bildnerei zur Zeit Marc Aurels noch einmal genommen hat, das letzte Aufflackern vor dem Erlöschen der römischen Kunst.

Die Exedra des Herodes Atticus ist das späteste Bauwerk innerhalb der Altis, nächst dem Zeustempel aber durch ihren Höhenmaassstab das bedeutendste. Sie hat offenbar die einheitliche Erscheinung des Festortes und das rechtmässige Uebergewicht, welches dem Zeustempel in derselben zukam, beeinträchtigt, ja schwer geschädigt. Ein deutlicherer Beweis für den gänzlichen Umschwung der Anschauungen, für das veränderte Gefühl der Bevölkerung, lässt sich kaum finden als dieser Bau mit seinen Portraitbildnissen, die freilich laut Inschrift als „das, was mit dem Wasser zusammenhängt," dem Zeus geweiht sind, im Grunde aber doch nichts Anderes bedeuten als Menschenverherrlichung.

Mehr oder minder haben, mit Ausnahme der von Strafgeldern errichteten Zanes, deren letzter um das Jahr 128 n. Chr. gesetzt wird, diesen Charakter alle olympischen Bildwerke der römischen Epoche getragen. Vielleicht noch am wenigsten diejenigen der ersten Zeit nach der Eroberung. Schmückt doch der Sieger Mummius ganz in der Weise der früheren Donatoren zunächst den Tempel des Zeus mit einundzwanzig goldenen Schilden, die, wie es scheint, in den Metopen der Ost- und Südseite vertheilt wurden; dann stiftet er einen bronzenen Zeus, dessen Standort wir am Südende der Ostfront des Zeustempels an seiner ersten Säule zu suchen haben. Der Standort eines zweiten von Mummius geweihten Zeusbildes scheint mir aus der betreffenden Stelle des Pausanias nicht zu ermitteln zu sein.

Aber sobald Mummius diese und andere Weihgeschenke in Olympia aufstellt, so ist man auch schon geschäftig, ihn selbst dort zu verherrlichen: der elische Staat setzt ihm ein Denkmal „der Tüchtigkeit halber und des Wohlwollens, welches er gegen ihn und gegen die andren Griechen bewiesen hat." Noch in weit späterer Zeit — also wohl nur ein Zeichen des allgemeinen Servilismus gegen Rom — stiftet man Mummius und den zehn Legaten, die ihm für die Verwaltung Griechenlands beigegeben waren, ein Denkmal, dessen inschriftlich bezeugtes, zwölf Meter langes Postament noch an Ort und Stelle liegt, und zwar an einem ganz hervorragenden Platze, an der Pompenstrasse kurz vor dem Punkte, wo sie ihre Biegung nach Norden einschlägt.

Fast zur selben Zeit, wo Mummius seine Weihgeschenke aufstellt, setzt man auch dem Metellus Macedonicus ein Ehrenbildniss in der Altis,

STATUE RÖMISCHER ZEIT

Gez. u. gest. v. Ludw. Otto.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

in jener Reihe von Statuen, deren Basen längs des Processionsweges vom Thor aus zur Rechten noch zum grössten Theil an ihrer alten Stelle auf dem Estrich der Strasse liegen und ihren Inschriften nach in dieser Gegend eine wahre „Ruhmeshalle“ des römischen Volkes bekunden.

Wir geben an dieser Stelle eine Radirung einer weiblichen Gewandstatue vortrefflicher Arbeit von dem wahrscheinlich in augusteïscher Zeit lebenden athenischen Künstler Dionysios, Sohn des Apollonios. Der Kopf wurde über dem Südaltare des Heraions, die Figur in einer Trümmermauer vor diesem Tempel gefunden. Die Basis stand wahrscheinlich vor den Ostsäulen oder im Pronaos des Heraion. Die in byzantinischer Zeit abgesprengte, aber mit ihren Bruchstücken noch passende Inschrift fand sich nördlich von der Nordostecke der byzantinischen Kirche.

Allem Anschein nach ist eine vornehme elische Frau dargestellt. Das in der Mitte gescheitelte Haar fällt zu beiden Seiten in krausen Ringellöckchen bis auf die freiliegenden Ohren herab. Das ziemlich reiche Untergewand geht bis zum Halse herauf. Ueber ihm liegt der Mantel, der bis über das Hinterhaupt hinaufgezogen ist und so dem schönen reifen Antlitz einen wirksamen Hintergrund verleiht. Ueber den linken Arm ist der Mantel leicht übergelegt.

Die Figur ist noch fern davon, die Körperformen unter dem Gewande zu verbergen, sie scheinen noch überall weich und anmuthig durch die Gewandung hindurch. Aber die Anordnung des Mantels zeigt doch schon in leisem Anklang den späteren Verfall der Kunst. —

Wo nicht Schmeichler zuvorkommen, da setzen die Kaiser sich wohl auch selbst ihre Statuen in den heiligen Hain oder gar in die Tempel der Götter: Augustus' von Elektron gefertigtes Bildniss steht im Tempel des Zeus, ebenso das des Hadrian aus parischem Marmor, eine Stiftung der achaiischen Bundesstädte, und das des Trajan, von sämmtlichen Hellenen geweiht. Statuen des Claudius und Titus fanden wir im Metroon.

Auch einen Alexander den Grossen in Zeusgestalt stellte wahrscheinlich zur Zeit des Hadrian — ein Korinther als den Stifter des „gemeinsamen Rathes“ der Griechen zu Korinth an dem Zeustempel auf. Vermuthlich ist nach Herrn Dr. Purgolds Ansicht sein Bathron noch erhalten. Wir fanden in der ersten Campagne dasselbe am Zeustempel zwischen den beiden ersten östlichen Säulen von Norden gerechnet und zwischen der Aufgangsrampe angebaut (vgl. den Situationsplan): ein grosses aus Gusswerk mit angesetztem Ziegelrand bestehendes Postament, von aussen mit Quadern verblendet.

Es entsprach somit genau dem von Mummius „an der ersten Säule

des Tempels“ von Süden gerechnet aufgestellten Zeusbilde, und Herr Dr. Purgold hält es nicht für unwahrscheinlich, dass dies kein Zufall sondern mit Absicht geschehen ist, „in fühlbarem Gegensatz zur römischen Herrschaft, deren gewaltthätiger Beginn mit der Zerstörung Korinths auch durch die spätere Wiederherstellung der Stadt dort nicht vergessen gemacht sein mochte.“

Ja, und auch die Statue scheinen wir gefunden zu haben: es ist ein am 25. Mai 1878 auf dem Metroon gefundener Zeus von pentelischem Marmor, zu dem im fünften Jahre der Ausgrabungen noch zahlreiche grössere und kleinere Bruchstücke aus dem nordöstlichen Theile der Altis hinzugefunden wurden. —

Aus den Inschriften erfahren wir von einer Menge von Ehrenbildnissen vornehmer Römer; ihre Zahl steigert sich gleich derjenigen der olympischen Sieger besonders im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ein Beweis für den Aufschwung Olympias unter den römischen Kaisern. Freilich verdankt es diese erneute Bedeutung und höhere Anziehungskraft eben nur diesen Kaisern und den sonstigen Wohlthätern, die sich bemühen, den olympischen Festen das Leben zu fristen, und die dem eigentlich griechischen Leben oft sehr fern stehen. Erfahren wir doch aus Josephus, dass selbst der König von Judäa, Herodes, nicht unbedeutende Mittel hergab, damit man in Olympia die Opfer und die Festaufzüge mit einiger Würde feiern konnte.

Wenn zur Zeit des Lukian, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts Olympia noch immer ein einigermassen bedeutender Sammelpunkt des hinschwindenden hellenischen Lebens ist, so scheint mit dem dritten Jahrhundert die Theilnahme der Hellenen aus dem Stammlande schon merklich zu schwinden. Die zunehmende Noth des von allen Seiten von Feinden bedrohten römischen Reiches schneidet auch der Provinz die Mittel ab, welche die Gönnerschaft früher gewährte. Dennoch ist die alte Sitte mächtiger als die Noth: die Olympien werden, wie es scheint, bis zum Jahre 393 regelmässig gefeiert, wo das Verbot des Theodosius sie unterdrückt. Dass ihre Feier damals gänzlich und für immer eingestellt wurde, ist nicht richtig. Welchen Grund könnte dreissig Jahre später Theodosius II. gehabt haben, Feuer an den Tempel von Olympia zu legen, wenn der Ort nicht immer noch als ein Hort heidnischen Gottesdienstes und antiker Bräuche gegolten hätte? Und noch hundertundvierzig Jahre nach dem Verbote des Theodosius sieht Justinian sich genöthigt, dieses selbe Verbot noch einmal zu erlassen, ein Beweis, dass die Feier immer noch nicht gänzlich vergessen ist, dass

unter der Asche noch immer ein Funke der alten Begeisterung glimmt, und hin und wieder heller aufflackert.

Aber erhalten ist freilich schon aus den beiden letzten Jahrhunderten so gut wie Nichts. Die letzte aufgefundene Siegerinschrift datirt von Ol. 257 (252 n. Chr.), die letzte Inschrift überhaupt von Ol. 261 (268 n. Chr.). Und so mag denn auch wohl die Feier in jenen letzten Zeiten eine recht beschränkte, die Zahl der noch nach Olympia gespendeten Gaben eine sehr kleine und ihr Werth ein geringer gewesen sein. —

Wir stehen hier am Ziele unsrer geschichtlichen Wanderung.

Es war eine Wanderung aus einem unbekannten dunklen Thalgrund zu sonnenbeglänzter Höhe hinauf; und von dem Gipfel wieder abwärts, langsam aber stetig der dürren Steppe zu, in welcher die Spur des Weges verloren geht, gleichwie die Trümmer der olympischen Herrlichkeit unter dem niederrieselnden Sande dem Auge entschwinden.

SCHLUSSWORT.

Das chronologische System, welches wir bei unserer Schilderung von Olympia beobachtet haben, so viele Vorzüge es auch bietet, leidet an dem Nachtheile, dass es zwar die einzelnen Entwickelungsphasen zur Anschauung bringt, dass es aber wenig geeignet ist, dem Leser die Gesammterscheinung eines so umfangreichen Baucomplexes wie Olympia in einem lebendigen Bilde vor Augen zu führen.

Es scheint uns daher zweckmässig, diesem Mangel dadurch abzuhelfen, dass wir in wenigen Worten nunmehr eine systematische Uebersicht über die gesammten Anlagen geben, wie sie sich etwa zur Zeit des Pausanias darstellen mochten. Unser Situationsplan [Taf. XIX—XX] lässt uns zunächst eine scharfe Sonderung in zwei Hauptgruppen erkennen: die Altis und die Aussenanlagen. Dort der heilige, dem Zeus geweihte Bezirk, hier die Gebäude und Einrichtungen für die Spiele, für das Beamtenpersonal und die Festgäste.

Alles, was innerhalb der mauerbegrenzten Altis steht, gehört den Göttern, in erster Linie dem Zeus. Hier stehen die drei Tempel: des Zeus, der Hera und der Göttermutter; hier die beiden Heroa des Pelops und der Hippodameia; hier endlich die Schatzhäuser, zu denen dem Sinne nach auch das Philippeion und die Kuppel des Herodesbaus zu rechnen sind.

Die Ostseite wird von den beiden Rennbahnen vollständig eingenommen.

In die Westseite theilen sich die Anlagen für Gymnastik im Norden, die Priesterwohnungen mit dem Iamosheiligthum in der Mitte und das vornehme Absteigequartier des Leonidaion im Süden.

Die theils unaufgedeckten, theils vom Alpheios weggerissenen Anlagen, welche südlich der Altis dem Flusse zu lagen, werden vermuthlich dem Verkehre der Festgäste und deren Verpflegung gedient haben.

Ordnet man sich, wie eben geschehen, die Baulichkeiten in Gruppen, so gewinnt man eine klare und deutliche Vorstellung von der Situation; man bemerkt zugleich, wie glücklich im ganzen trotz der sehr verschie-

denen Entstehungszeit der einzelnen Bauten die Disposition sich gestaltet hat: es steht Alles am rechten Fleck, mit Ausnahme etwa der beiden Verwaltungsgebäude, deren erheblichere Entfernung von einander für die Geschäftsabwickelung nicht eben vortheilhaft gewirkt haben mag.

Mit der Kenntniss der Situation ist bereits viel gewonnen, aber sie allein genügt nicht, um ein anschauliches Bild von der Grossartigkeit des Festplatzes zu vermitteln; auch wer mit dem architektonischen Aufbau der einzelnen Gebäude, mit den Terrainverhältnissen und der Landschaft sehr genau vertraut ist, vermag sich ohne ein äusseres Hilfsmittel, in der blossen Phantasie, die alte Herrlichkeit nicht vorzustellen. Die Leser werden deshalb gleich mir meinem verehrten Amtsnachfolger in Olympia, Herrn Architekt R. Bohn, zu lebhaftem Danke verpflichtet sein, dass er sich der Mühe unterzogen hat, die Ergebnisse der architektonischen Forschungen zu einem künstlerischen Bilde zu gestalten, dessen Wiedergabe in Radirung unter Aufsicht des Kupferstechers Herrn Hans Meyer in Taf. XXI vorliegt.

Gegenüber einem anderen, mit grosser Genialität ausgeführten Reconstructionsversuche des Herrn Architekten Professors F. Thiersch besitzt unsere Darstellung den Vorzug absoluter Treue. Nichts ist zu Gunsten der Wirkung von seinem Platze verschoben, in seinen Maassen geändert oder durch unerwiesene Zuthaten bereichert.

Der Standpunkt des Beschauers ist zwischen dem Leonidaion und der Byzantinischen Kirche zu denken, die Altis zeigt sich daher von ihrer westlichen Seite.

Den Hintergrund bildet die Hügelkette, welche das rechte Alpheiosufer von Miraka stromabwärts begleitet und in dem Kronoshügel gipfelt, auf dessen Spitze der Altarbau des Gottes erscheint.

Die linke Ecke des Bildes zeigt im Vordergrunde den südöstlichen Eingang zur Palästra. Darüber erscheint im Mittelgrunde der Rundbau des Philippeion, links davon in weiterer Ferne ein zur Gebäudegruppe des Prytaneion gehöriger Bau.

Auf der Rechten der Darstellung sieht man noch einen Theil der äusseren Halle des Leonidaion, dahinter das Festthor, welches einen Durchblick auf die Pompenstrasse gestattet. Darüber hinaus ragt die Nike des Paionios, für welche die östlichen Hallenanlagen und die Baumgruppen auf den Rennbahnen die Folie bilden.

Von dem Festthor aus zieht sich dem Prytaneion zu die diadochische Altismauer, in der noch das Mittelpförtchen sichtbar wird. Auf der Höhe dieser Mauer stehen der bronzene Knabenchor von Messina, die

OLYMPIA

Situationsplan

nach Schluss der Ausgrabungen

am 20. März 1881.

1:2000.

10 0 20 40 60 80 100 Meter.

Nach der Aufnahme von W. Dörpfeld.

Verlag von Julius Springer in Berlin

Geogr. lith. Inst. u. Steindr. v. W. Greve, Kgl. Hofl. Berlin.

BOETTICHER, OLYMPIA.

GEZ. V. R. BOHN 1882.

RAD. V. C. KROSTEWITZ.

ANSICHT VON OLYMPIA

Heraklesstatuen und die Adoranten aus Akragas nebst anderen Weihgeschenken.

Den Haupttheil des Bildes nehmen die grossen Tempel ein: rechts das dominirende Heiligthum des Zeus, hinter welchem man den Grossen Zeusaltar bemerkt; links das Heraion, über welches ein Hügel mit einem Altare, vielleicht das Heiligthum der Gaia, hervorragt; in der Mitte weiter nach hinten das Metroon. Zu beiden Seiten und hinter der Nordseite des letzteren erscheint die Reihe der Schatzhäuser; sie überragend, auf dem Abhange des Kronion der Tempel der Eileithyia. Zwischen Heraion und Metroon, dem Vordergrunde zu, umschliessen die niedrigen Einfriedigungsmauern des Pelopion mit ihrem reicheren Thorbau dichtere Baum- und Buschanlagen.

An ihrer Ecke vorüber zieht die Grenze der Nord-Terrasse, durch die Weihgeschenke des Phormis und die sich diesen anschliessenden Bildwerke gekennzeichnet; sie führt in ihrer Verlängerung gerade auf den Grossen Zeusaltar.

Mächtig, die ganze Nordseite beherrschend, ragt zwischen Heraion und Schatzhausterrasse die gewaltige Halbkuppel der Exedra des Herodes über alle Baulichkeiten hinaus. Dieses Dominiren des spätrömischen Baues konnte man erst durch seine maassstäbliche Auftragung inmitten der Umgebung erkennen. Thatsächlich sind es zwei Bauten, welche durch die Macht ihrer Erscheinung die Physiognomie Olympias bestimmten, der Zeustempel und der Bau des Herodes. Letzterer nicht allein durch seine absoluten Maasse, sondern auch durch die auffällige Form der Kuppel inmitten von Gebäuden, in welchen die Horizontallinie vorherrscht.

Wir durften diese Reconstruction, welche der officiellen Publication vorgreift, wagen, weil die Klarlegung des Situationsplanes und bis auf Détailfragen auch der Architektur Olympias schon jetzt als eine abgeschlossene Arbeit gelten darf.

Alles Uebrige ist noch im Fluss; überall ist die Beschäftigung mit den Funden noch im vollen Gange, ja auf manchen Gebieten hat sie noch kaum begonnen. Namentlich wird die Bearbeitung der vielen Tausende von kleinen Gegenständen aller Art noch ausserordentlich viel Sorgfalt und Zeit erfordern, gewiss aber auch viele neue und weitreichende Gesichtspunkte eröffnen. —

Wenn die Quantität der Gegenstände an sich keineswegs einen Maassstab für den Werth einer Sammlung abgiebt, und wenn die Bedeutung der olympischen Funde daher nicht nach ihrer Menge geschätzt

werden kann, so mag es dem Einen oder Anderen doch von Interesse sein, in abgerundeten Zahlen die Schlussziffern der olympischen Inventarienverzeichnisse zu erfahren. Es fanden sich 130 mehr oder minder wohlerhaltene Statuen, Reliefs etc. in Marmor, dazu etwa 1 500 Fragmente. An Gegenständen in Bronze betrug die Zahl bereits 1879 mehr als 7 000 und stieg zum Schlusse auf 13 000. Terracotten, theilweise sehr werthvoller Natur, fanden sich 1 000, Münzen 6 000, Inschriften 400 nebst 600 Inschriftfragmenten.

Dazu haben wir an Ort und Stelle die Bekanntschaft von einigen vierzig neuen Bauwerken gemacht, darunter mehreren solchen, deren Typus wir hier zum ersten Male erblickten.

Die Zukunft aller dieser Funde ist nun entschieden: es wird zur Zeit in Olympia ein Museum gebaut, dessen Kosten zum Theil aus einem reichen Geschenke des Herrn Banquier Syngros fliessen. — Mein Bedenken gegen das Verbleiben der Funde in Olympia [Die Gegenwart Nr. 47, 1880] mag ich in diesem Werke nicht wiederholen; es sind noch die nämlichen.

Wir Deutsche werden aller Voraussicht nach wohl noch nahezu ein Jahrzehnt zu warten haben, bis die Abgüsse der olympischen Funde in der Hauptstadt eine definitive Stätte finden, bis die dringend erforderliche und auch längst beschlossene umfangreiche Erweiterung der Museen eine vollendete Thatsache geworden ist.

Möchten die Pläne für diesen Bau nicht zu knapp bemessen werden! Noch ruhen überall im classischen Boden die herrlichsten und werthvollsten Schätze und warten nur der Hand, die sie ans Licht fördert. Allerorten haben in den letzten Jahren die Schürfungsversuche die Thatsache ergeben, dass man nur die Schaufel einzusetzen braucht, um zu finden.

Freilich bedarf es, um so grosse und so allseitig befriedigende Resultate wie bei den olympischen Ausgrabungen zu erreichen, auch erheblicher Mittel. Aber wir möchten auch hoffen und vertrauen, dass unserem Vaterlande noch lange Zeit der Friede nach innen und aussen gewahrt bleibt, dass seine materielle Macht sich mehrt und dass es, nach den glänzenden Ergebnissen, welche seine uneigennützige Freigebigkeit einmal erzielt hat, bei gelegener Stunde nicht anstehen wird, wiederum für grosse ideale Zwecke der Wissenschaft einzutreten. —

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00839 1449